

Dieter Pfister
Wissen – Bildung – Qualität

Über das Buch

Was macht, ganz grundsätzlich, die Qualität der Bildung eines Menschen aus, was die Qualität seines Denkens und Wissens? Und was sind hier die Folgen mangelnder Qualität für Gesellschaft und Wirtschaft? Wie kann man diese Qualitäten definieren und analysieren? Und was heisst das alles angewandt auf die Unternehmen der Wirtschaft? Die vorliegende Studie gibt Antworten auf diese Fragen. Im ersten Hauptteil werden wichtige ideen- und begriffsgeschichtliche Entwicklungen in den Themenfeldern Wissen, Bildung und Qualität dargestellt. Dabei wird aufgezeigt, wie sich die Beziehung vieler Menschen in hochindustrialisierten Ländern gegenüber dem Natur-, Gesellschafts- und Wirtschaftsraum verändert hat. Im zweiten Hauptteil werden dann die Gedanken und Erfahrungen des Schweizer Unternehmers Dr. h. c. Georg H. Endress festgehalten, die er in mehreren Gesprächen zu den Themen Wissen, Bildung und Qualität geäußert hat. Im dritten Hauptteil der Studie wird schliesslich aufgezeigt, wie durch mehr Ganzheitlichkeit des Denkens und Handelns, der Wahrnehmung und Begriffsbildung, eine Reintegration des Individuums in Raum und Zeit und somit in den Natur-, Gesellschafts- und Wirtschaftsraum erfolgen kann. Dazu werden jene Qualitäten definiert, die auf diesem Weg erforderlich sind. Beim Umsetzen in die Praxis der Unternehmen können dabei die vorhandenen Leitideen und Modelle der Nachhaltigen Entwicklung und des Qualitätsmanagements eine wichtige Rolle spielen. Dabei muss aber in Zukunft der Akzent der Verantwortung und der Aktivitäten von der oft recht allgemeinverbindlichen institutionellen Sicht- und Aktionsweise auf die funktionale und individuelle Ebene verlagert werden. Das heisst: jeder Einzelne ist gefordert, wenn die Nachhaltige Entwicklung erfolgreich verlaufen soll. Dazu braucht es aber ganzheitlich denkende und handelnde Individuen, vor allem auch Unternehmer und Manager – früher hat man diese Menschen als gebildete Persönlichkeiten bezeichnet. Die Studie richtet sich an die an den Themenkreisen der Nachhaltigkeit und an Wissens-, Bildungs- und Qualitätsfragen interessierten Vertreter der Wissenschaft (Betriebswirtschaftslehre, Soziologie, Kulturgeschichte) und Wirtschaft (Personal-, Qualitäts-, Marketing- und Kommunikations-Management).

Über den Autor

Dieter Pfister, lic. phil., studierte Kunstgeschichte, Soziologie und Betriebswirtschaft an den Universitäten Basel und Zürich. Er war unter Anderem Leiter Marktforschung der Schweizerischen Mustermesse (heute Messe Schweiz), Geschäftsführer der Stiftung International Hightech-Forum, Basel, Vizedirektor der Werbeagentur Weber, Hodel, Schmid, und im Nebenamt Vizepräsident des Verbands Schweizer Marketing und Sozialforscher sowie Geschäftsführer der Vereinigung Kunsttourismus Schweiz. Heute ist er Geschäftsführer von PFISTER Marketing & Kommunikation und Leiter der gemeinnützigen Vereinigung histORhotel – centre de compétence in Binningen/Basel, die sich für die Qualität und Authentizität der Raumgestaltung historischer Hotels und Restaurants in der Schweiz einsetzt. Er publizierte mehrere wissenschaftliche Studien in Buchform und zahlreiche Aufsätze über ausgewählte Themen im Beziehungsfeld Kultur – Wirtschaft – Gesellschaft.

Dieter Pfister

Wissen – Bildung – Qualität

Georg H. Endress zum 80. Geburtstag

Die Bedeutung des gebildeten Unternehmers
und Managers für eine ganzheitlich-nachhaltige
Entwicklung in Raum und Zeit

edition gesowip
Basel 2005



Dr. h. c. Georg H. Endress

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek
erhältlich

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Cataloguing-in-Publication-Data
A catalogue record for this publication is available from Die Deutsche
Bibliothek

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten
© 2005 by edition gesowip, Basel/Switzerland
Herstellung: SDL, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-906129-22-5

Inhalt

Inhalt.....	7
1. Vorwort	11
2. Dank an Mitdenkende	13
3. Ziel und Methode der Studie.....	15
4. Zusammenfassung	18

Teil I - Geschichte

1. Wissen und Management	27
1.1 Informationsmanagement und Technologietransfer	27
1.2 Wissensmanagement.....	29
1.3 Kritische Würdigung des Wissensmanagement-Ansatzes	32
2. Bildung und Kultur.....	34
2.1 Zur Vorgeschichte des Bildungs- und Kulturbegriffs	34
2.1.1 <i>Zur Geschichte des Bildungs- und Kulturbegriffs im deutschen Sprachraum</i>	36
2.2 Bildung und Gesellschaft.....	40
2.2.1 <i>Bildungsbürgertum – „Adel des Geistes“</i>	40
2.2.2 <i>„Halbgebildete“ – „Armut im Geiste“</i>	43
3. Qualität und Raum	46
3.1 Zur Geschichte des Raumbegriffs	46
3.1.1 <i>Zur Geschichte der Sphärenraum-Vorstellung</i>	48
3.1.2 <i>Zur Geschichte der Themenraum-Vorstellung</i>	54
3.1.3 <i>Zur Geschichte der Eigenraum-Vorstellung</i>	60
3.1.3.1 <i>Raum der Persönlichkeit</i>	61
3.1.3.2 <i>Individueller und institutioneller Eigenraum</i>	63

3.2	Qualität und Ganzheitlichkeit.....	67
3.2.1	<i>Ganzheitlichkeit und Sphärenraum.....</i>	68
3.2.2	<i>Ganzheitlichkeit und Themenraum</i>	71
3.2.2.1	<i>Zur Geschichte der Idee der Nachhaltigen Entwicklung</i>	72
3.2.3	<i>Ganzheitlichkeit und Eigenraum.....</i>	76
3.2.4	<i>Ganzheitlichkeit und Zeitlichkeit</i>	76

Teil II - Praxis

1.	Einführung	91
1.1	Zwang zur Innovation.....	91
1.2	„Der getriebene Mensch“	92
2.	Georg H. Endress über Qualität der Bildung	94
2.1	Echtheit.....	94
2.2	Glaubwürdigkeit.....	95
2.3	Stimmigkeit.....	97
2.4	Praxistauglichkeit.....	99
2.5	Umsetzungskompetenz.....	100
2.6	Prägnanz	102
2.7	Eigenständigkeit.....	102
3.	Umsetzung	104

Teil III - Theorie

1.	Wissen	109
1.1	Informationsbegriff.....	110
1.2	Wissensbegriff	112
1.2.1	<i>Wissen und Gewissen.....</i>	115
1.2.2	<i>Themenbereiche des Wissens</i>	116
1.3	Wissen und Raum.....	118
1.3.1	<i>Struktur des Sphärenraumes.....</i>	118
1.3.1.1	<i>Reintegration der Raumbereiche</i>	121

1.3.2	<i>Hauptdimensionen des Raumes</i>	126
1.3.2.1	<i>Seelisch-emotionale Sphäre</i>	127
1.3.2.2	<i>Geistig-verbale Sphäre</i>	128
1.3.2.3	<i>Physische-nonverbale Sphäre</i>	129
1.3.3	<i>Explizierungsstufen im Sphärenraum</i>	130
1.3.4	<i>Prozess der Raumkonstituierung</i>	133
1.3.4.1	<i>Spacing, Platzierung</i>	133
1.3.4.2	<i>Syntheseleistung</i>	134
1.3.4.3	<i>Ort</i>	135
1.3.5	<i>Struktur des Themenraumes</i>	137
1.3.5.1	<i>Explikate</i>	137
1.3.5.2	<i>Explizierungsstufe 1</i>	140
	<i>Atmosphäre</i>	140
	<i>Schlüsselmerkmale</i>	142
	<i>Anmutungscharaktere</i>	143
1.3.5.3	<i>Explizierungsstufe 2</i>	143
	<i>Gesamtbild/Habitus</i>	143
	<i>Verhaltensmerkmale/Hexis</i>	144
	<i>Verhaltensmaximen</i>	145
1.3.5.4	<i>Explizierungsstufe 3</i>	145
	<i>Leitbild/Lebenskonzept</i>	145
	<i>Lebensform/-struktur</i>	146
	<i>Funktionen</i>	149
1.3.5.5	<i>Explizierungsstufe 4</i>	149
	<i>Welt-, Menschen- und Geschichtsbild</i>	149
	<i>Lebensgestaltung</i>	150
	<i>Lebensthema</i>	151
2.	<i>Bildung</i>	153
2.1	<i>Bildungsbegriff</i>	153
2.2	<i>Struktur des Eigenraumes</i>	155
2.2.1	<i>Raum der Gründe und Eigenraum der Gründe</i>	156
2.2.2	<i>Eigen- und Wir-Raum: Kommunikationsbegriff</i>	160
2.2.3	<i>Wissenskommunikation als Begriff</i>	163
2.3	<i>Eigenraumgestaltung durch intrapersonelle Wissensraum-</i> <i>Konstituierung</i>	164
2.3.1	<i>Denken als Begriff</i>	164
2.3.2	<i>Denken als Prozess</i>	166
2.3.3	<i>Denken als Bilden von Begriffen</i>	169
2.3.3.1	<i>Wahrnehmen und Vorstellen</i>	171
2.3.3.2	<i>Erinnern</i>	173
2.3.3.3	<i>Schlussfolgern und Handeln</i>	175
2.4	<i>Eigenraumgestaltung und interpersonelle</i> <i>Wissensraumkonstituierung</i>	177
2.5	<i>Ausgestaltung des Eigenraumes</i>	180

3. Qualität	188
3.1 Qualitätsbegriff.....	188
3.2 Qualität des Denkens	190
3.3 Qualität des Wissens	193
3.4 Qualität der Bildung.....	194
4. Management von Wissen-Bildung-Qualität	200
4.1 Vom Nachhaltigkeits-Management zum nachhaltigen Management	200
4.2 Ausblick in die Praxis.....	205
Literatur.....	217

1. Vorwort

Von Dr. h. c. Georg H. Endress haben viele Menschen viel gelernt – auch ich. Es sind ziemlich genau zwanzig Jahre her, seit wir uns zum ersten Mal begegneten. Dies geschah im Zusammenhang mit dem Thema des Technologietransfers wie es damals hiess, dem Wissensmanagement, der Wissensentwicklung und –kommunikation, wie man heute, etwas breiter definiert, sagen würde.

Der Umgang mit Wissen, die Entwicklung von neuen Produkten, technische und unternehmerische Innovationen sind Themenfelder, die Georg H. Endress lebenslänglich interessierten. Mehr noch: dass er ein bedeutendes Schweizer Unternehmen mit Welterfolg und heute sechstausend Mitarbeitenden aufbauen konnte, hat mit diesen Themen viel zu tun. Denn mit hoher Sensibilität verstand er es, ein Umfeld, eine Arbeitsatmosphäre für Menschen zu schaffen, in dem diese aus technischem und unternehmerischem Wissen erfolgreiche Produkte entwickeln, herstellen und vermarkten konnten. Georg H. Endress und seine Firma sind daher wirtschaftshistorisch als repräsentativ für den wichtigen Typus des Nachkriegs-Unternehmers anzusehen.

Wenn sich jemand so bewusst und intensiv mit dem Themenkreis von Wissen – Bildung – Qualität befasst, was liegt dann näher, als zu seinem 80. Geburtstag genau darüber etwas zu schreiben, zumal das auch für mich ganz wichtige Themen waren und sind? So entstand die Idee, zum grossen Geburtstag eine Studie zu verfassen, welche die Kernideen von G. H. Endress festhält, die Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre beleuchtet und dann das Ganze in einen grossen geschichtlichen Zusammenhang stellt.

Wir haben in den vergangenen zwanzig Jahren unzählige Male miteinander über Technologietransfer, Innovationsförderung, Wissensentwicklung und –kommunikation gesprochen. Dass Georg H. Endress sich bereit erklärt, sein Wissen und seine grosse Erfahrung aus einer gewissen Distanz zum Alltagsgeschäft in ausführlichen Gesprächen nochmals in konzentrierter Form festzuhalten, dafür danke ich ihm ganz herzlich. Dass er dabei nur wenig über die Vergangen-

heit redet, sondern vielmehr Anforderungen für die Zukunft formuliert, überrascht keinen, der ihn kennt.

So sei die nachfolgende Arbeit in Dankbarkeit Dr. h. c. Georg H. Endress gewidmet und zu seinem grossen Geburtstag geschenkt.

Basel, im Dezember 2004

Dieter Pfister

Hinweis: In den folgenden Ausführungen wird für personenbezogene Ausdrücke nur die männliche Schreibweise gewählt. Dies soll die Lesbarkeit vereinfachen. Ich bitte die Leserinnen um Verständnis.

2. Dank an Mitdenkende

Seit meiner Studienzeit hat mich der Umgang mit Wissen, Fragen der Bildung und der Gestaltung des Eigenraumes beschäftigt, nunmehr also 25 Jahre lang. Schon während dem Studium befasste ich mich nämlich mit Wissenschaftstheorie, danach – wie erwähnt – mit „Technologietransfer“, dann mit Kommunikation, nicht nur im verbalen, sondern auch im nonverbalen Sinne bis hin zur Fragen der Beziehung zwischen Raumgestaltung und Kommunikation/Marketing und schliesslich mit „Wissensmanagement“.

Die Wissenskommunikation mit Spezialisten wurde hinsichtlich dieser Themen im Laufe der Jahre immer intensiver. So habe ich vielen Mitdenkenden ganz herzlich zu danken. Zunächst möchte ich Alexander L. Bieri, Basel, Prof. Dr. Martin J. Eppler, Lugano, Dr. Cuno Pfister, Zürich, Pily Pfister-Garcia, Bern, Dr. Martin Sättler, Bottmingen, Dr. Heinrich Schwendener, Basel, Dr. Peter Spichiger, Zürich und Dr. Stefan Streiff, Zürich, für ihre intensive Auseinandersetzung und prononcierten Rückmeldungen besonders danken.

Weiter bin ich zu Dank verpflichtet: lic. oec. HSG Patrick Brunner, Zürich, lic. phil. Lydia Buchmüller, Arbon, Dr. Xaver Büeler, Oberägeri, Prof. Dr. Claus-Heinrich Daub, Schopfheim, Henri Gassler, Reinach, Dipl. Ing. ETH Leo Gärtner, Basel, Prof. Dr.-Ing. Norbert Gronau, Potsdam, Peter Hauenstein, Reinach, lic. phil. René Kindhauser, Basel, lic. oec. HSG Peter Masciadri, Bern, Lic. phil. Stefan Philippi, Basel, Prof. Dr. Felizitas Romeiss-Stracke, München, Dipl.-Ing. Dieter Schaudel, Reinach, Adrian Schmidlin, Basel, Christoph Selg, Bensheim, Prof. Dr. Ursula Schneider, Graz, Prof. Dr. Matthias F. Steinmann, Bern, Daniel Sturm, Liestal, Dr. Ralph Weill, Basel, Dr. Peter Wyss, Thun.

Für ihren unermüdlichen Einsatz sei sodann meinen Mitarbeitern, nämlich Sonja Polc Kneubühler, David Hermann, Mathias Strähli, Thomas Summ und Julia van Wijnkoop speziell gedankt.

Gedenken möchte ich hier schliesslich ganz besonders Dr. Ralph Kellenberger, St. Gallen und Prof. Dr. Klaus Schrape, Basel, die beide allzu früh von uns gegangen sind! Beiden verdanke ich unzählige

geistreiche Diskussionen und Hinweise. Beide haben mein wissenschaftliches Arbeiten stets mit Neugier und wichtigen Anregungen begleitet. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar – sie hinterlassen eine schmerzliche Lücke.

3. Ziel und Methode der Studie

Die wissenschaftlich begründeten Erkenntnisse über Natur und Kultur, über Mensch, Gesellschaft und Wirtschaft haben im 20. Jahrhundert explosionsartig zugenommen. Gilt das aber auch für das Wissen und die Gewissheiten des Individuums hinsichtlich seiner eigenen Position in der Welt, in Gesellschaft und Wirtschaft?

Die Wissenschaft hat aus unterschiedlichsten Perspektiven die Welt betrachtet, in immer kleinere Teile zerlegt und analysiert. Dabei ging der Blick für das Ganze immer mehr verloren. Viele Menschen – zumal in den hochindustrialisierten Ländern Europas und Amerikas – bekunden deshalb heute Mühe, den Sinn mancher Entwicklungen zu erkennen. Immer mehr fühlen sich verunsichert und fordern zunehmend lauter und pauschaler ein „Umdenken“ in Richtung von mehr Ganzheitlichkeit, mehr Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit.

Wurden die Bedrohungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunächst von Seiten einer „erkrankten Umwelt“ oder von nachlassenden natürlichen Ressourcenvorräten her empfunden, so kommen heute kulturelle Bedrohungen von Seiten des als „befremdlich“ empfundenen multikulturellen sozialen Umfeldes hinzu. Verbinden sich solche Verunsicherungen mit abnehmendem materiellem Wohlstand, dann sind – wie die jüngsten Reaktionen in den Niederlanden zeigen – auch gewalttätige Ausbrüche möglich: Wo Sinnstiftung fehlt, kann es zu Brandstiftung kommen.

Das Ziel dieser Studie ist es, Wege aufzuzeigen, wie diese kulturelle Verunsicherung verringert werden kann, mit dem Zweck, den gesellschaftlichen Frieden zu erhalten. Dabei stehen das Individuum und die Selbstverantwortung im Zentrum; es muss sozusagen zuerst mit sich selbst Frieden schliessen. Hier kann die gesellschaftspolitische Leitidee der Nachhaltigen Entwicklung weiterhelfen, muss dafür aber von der institutionellen Ebene konzeptionell auf die individuelle „heruntergebrochen“ werden. Dazu erarbeitet die Studie für die Unternehmenspraxis relevante Modell-Vorschläge. Sie verfolgt somit sowohl ein theoretisches, als auch pragmatisches Wissenschaftsziel.

Bei der Lektüre der relevanten Literatur zeigten sich immer mehr auch die vielfältigen geschichtlichen Vernetzungen dieses Themenkreises. Hier war es nötig, eine Auswahl zu treffen, denn im Rahmen der Zielsetzung dieser Studie konnten nur die grossen geistes- und begriffsgeschichtlichen Zusammenhänge und Entwicklungslinien dargestellt werden, und zwar immer fokussiert auf Ganzheitlichkeit in den Denkprozessen im Umgang mit Raum und Zeit in der Gesellschaft und vor allem in der Wirtschaft.

Wenn „Umdenken“ gefordert ist, dann kommt man nicht umhin, zunächst über das Denken selbst nachzudenken und die Fragen zu beantworten, wie und wo Denken „stattfindet“. Darüber gibt es viel Literatur aus dem Bereich der Psychologie und der Hirnforschung. In der vorliegenden Studie soll jedoch das „Wie und Wo des Denkens“ in einer ganzheitlichen Weise betrachtet werden, mit dem Ziel, jene Qualitäten des Denkens, Wissens und der Bildung zu definieren, welche die Voraussetzung dafür sind, die geforderte Ganzheitlichkeit zu realisieren.

Der Prozess des – Ganzheitlichkeit und Dauerhaftigkeit ermöglichenden – Denkens wird hier ausführlich anhand eines selbst entwickelten Grundmodells dargestellt. Erste Vorarbeiten dazu gehen auf die Studie über „Kultur und Markt“ (1998) zurück. Das in der hier vorliegenden Publikation ausführlich hergeleitete Modell wurde in seinen Grundzügen – bezogen auf die Gestaltung von sozialen Gütern – im Jahre 2000 erarbeitet. 2002 sind dann erste Grundgedanken veröffentlicht worden¹. Im Aufsatz über „Die Raumdimension in der Wissenskommunikation“² wird 2004 schliesslich eine erste Übersicht über das Themenfeld gegeben.

Parallel zur hier vorliegenden Studie entstand ferner eine zweite mit dem Titel „Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels“. Beiden basieren auf der gleichen, relational-prozessual verstandenen Auffassung des Raumes. In der anderen Studie stehen die Relationen zwischen den im Raum plazierten sozialen Gütern im materiellen und immateriellen Sinne im Zentrum der Betrachtungen; in der hier vorliegenden Studie „Wissen – Bildung – Qualität“ hingegen sind der Eigenraum des Menschen und seine Relationen zu anderen Menschen und den sozialen Gütern zentral. Dem „nicht-eiligen“ Leser wird empfohlen, die andere Publikation ebenfalls zu lesen.

Insgesamt wurde hier – aufbauend auf der langjährigen Beschäftigung mit den Themen Technologietransfer, Wissen und Gestaltung – viel Literatur verarbeitet. Zentrale Impulse stammen aus Diskussionen mit Georg H. Endress, die über zwanzig Jahre hinweg stattfanden. Weitere wichtige Denkanstöße kamen von Mitarbeitern seiner Firma und verschiedenen Experten, die oben erwähnt worden sind. Die Studie richtet sich an die an den Themenkreisen der Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit und an Wissens-, Bildungs- und Qualitätsfragen interessierten Vertreter der Wissenschaft (Betriebswirtschaftslehre, Soziologie, Kulturgeschichte) und Wirtschaft (Personal-, Qualitäts-, Marketing- und Kommunikations-Management).

4. Zusammenfassung

Zunächst wird im Geschichts-Teil herausgearbeitet, wie sich die zentralen Begriffe dieser Studie, nämlich Wissen, Bildung und Qualität geschichtlich entwickeln und welche Weltbilder hinter den unterschiedlichen Begriffsbestimmungen liegen. Da Wissen und Bildung mit der Entwicklung und Vermittlung von Begriffen, Sätzen und Behauptungen zu tun haben, muss hier noch ein Schritt tiefer gegangen und die Art und Weise betrachtet werden, wie man Begriffe und ihr Verhältnis zueinander definiert. Damit ist der Aspekt der Kommunikation und des Denkens angesprochen. Zu guter Letzt kommt man dann zur Frage, in welchem Verhältnis „Wort“ und „Welt“, „Form“ und „Inhalt“ zueinander stehen, womit man bei Weltbild- und Raum-Zeit-Vorstellungen angelangt ist.

Die Studie zeigt auf, welche Weltbild- und Geschichtsbild-Veränderungen erfolgt sind, um zu jenem spezifischen und heute in westlichen Industrieländern verbreiteten Begriff von Wissen und Bildung zu kommen, dem etwas Produkthaftes und Behälterartiges eigen ist. Es entstand nämlich die Vorstellung, dass man Wissen von einem Menschen zum anderen „transportieren“ könne wie ein Produkt oder Paket und als Folge davon, dass auch Bildung in der Ausbildung durch das Aneignen von Fachwissen, durch Fleiss „beschaffbar“ sei. Qualität schliesslich wird in dieser Denkart als eine messbare Grösse verstanden, die vor allem die besonderen Eigenschaften eines Produktes oder Menschen beschreibt.

Weltbilder haben viel mit der Raum-Vorstellung des Menschen zu tun. So ist es kein Zufall, dass mit der Entstehung des „Cyber Space“ die Verunsicherung des Menschen im Blick auf seine gesamte Welt-Raum-Vorstellung schlagartig grösser wurde. Das hier wirksame Weltbild wird in der Studie als atomisierendes und materialisierendes Weltbild bezeichnet. Es kann in seiner extremen „hyper-individualistischen“ Ausgestaltung zu einer Bedrohung für Gesellschaft und Politik werden, wenn nämlich seinetwegen immer mehr Menschen schleichend desintegriert werden und vereinsamen. Dies erfolgt zunächst in einem geistigen und emotionalen Sinne und zeigt sich unter Anderem

in den Problemen, Sinnfragen für sich selber überzeugend zu beantworten. Kommt zu dieser kulturellen Verunsicherung eine materielle hinzu, dann wird auf weitere kulturelle Bedrohungen zunächst mit weniger Toleranz („Null-Toleranz“) und später oft mit unverdeckter Aggression reagiert. Dabei stellen andere weniger Integrierte, so etwa Angehörige fremder Religionsgemeinschaften und Kulturgruppen, besondere Herausforderungen dar. Mit anderen Worten: Die in dieser Studie behandelten Themen sind heute weit über den hier zentral behandelten individuellen und unternehmensbezogenen Teil hinaus gesellschaftlich und politisch betrachtet von einiger Brisanz.

Eine andere, nicht „atomistische“, sondern „holistische“ Weltbild-Vorstellung setzt den Akzent auf die Relationen zwischen den Einzel- dingen, Begriffen und „dem Ganzen“. Wissen wird hier verstanden als Resultat von kohärentem eigenem Denken, ausgehend von eigenem Erleben und abgestützt durch geglückte Wissenskommunikation mit Anderen. Ganzheitliches Denken erfordert ganzheitliche Begriffe und ein Begreifen der Dinge, die verstanden werden im Gleichgewicht ihrer polaren begrifflichen Ausprägungen. Ganzheitliche Kommunikation wiederum wird hier definiert als intra- und interpersonelle Wissenskommunikation. Sie umfasst nicht nur das Reden über Dinge, sondern ermöglicht auch ein Erfassen und verstehen von Dingen durch ein Reden mit sich selbst – Denken verstanden als stummes Sprechen mit sich selber.

Aufbauend auf den Gedanken des japanischen Philosophen Kitaro Nishida, des Wiener Philosophen Ludwig Wittgenstein, des Wiener Kybernetikers Heinz von Foerster, des amerikanischen Sprachphilosophen Robert B. Brandom und der deutschen Raumsoziologin Martina Löw wird ein Grundmodell eines relational-prozessualen Raumverständnisses entwickelt, das es ermöglicht, die oben angedeutete „relativistische Behälterraum-Vorstellung“ zu überwinden und damit Blockaden zu beseitigen, die auch dazu geführt haben, dass einige Überlegungen zum Wissensmanagement in der Praxis scheiterten und sogar die Idee der Nachhaltigen Entwicklung durch dieses Weltbild beschädigt zu werden droht. In dieser Studie werden also Elemente des semantischen Holismus in seiner inferentialistischen und sozialen Variante mit solchen des radikalen Konstruktivismus zu einem „holistisch-nachhaltigen“ Weltbild im Sinne des relational-prozessualen Raumverständnisses weiterentwickelt.

Nach den geschichtlichen Überlegungen kommt im Praxis-Teil der Studie der Unternehmer Georg H. Endress zu Wort und stellt seine Erfahrungen und seine zukunftsbezogenen Wunschvorstellung hinsichtlich eines verantwortungsbewusst denkenden und handelnden Unternehmers und Managers dar. Er nimmt dabei Stellung zu den sieben in der Studie hergeleiteten Qualitätsindikatoren der Bildung und betont die grosse Bedeutung der Vorbildfunktion von Führungskräften.

Das im abschliessenden Theorie-Teil entwickelte SQM-Modell (Spacing-Quality-Management) legt den Akzent auf die Qualität der menschlichen Eigenraum-Gestaltung im seelisch-emotionalen, geistig-verbalen und physisch-nonverbalen Sinne, die in der Tradition des ganzheitlichen Bildungsbegriffs steht. Die hier definierte Qualität der Persönlichkeitsbildung ist aus einem Weltbild heraus entwickelt, das den Menschen nicht nur im sprachgestützten „Raum der Gründe“, sondern überhaupt im „Welt-Raum“ reintegriert sieht und ihn nicht, wie in der „relativistischen Behälterraum-Vorstellung“ als externer Beobachter und als ein Gegenüber „der Welt“ betrachtet, für die er nicht wirklich Verantwortung übernehmen muss.

Die Reintegration des Menschen in den Raum, verstanden als Natur- und Lebensraum, Gesellschaftsraum, Wirtschaftsraum und als „Eigenraum der Gründe“ erfordert ein Denken in Relationen, einen „Rundum- Blick“, ein „Sich-Einordnen-können“. Diese Denk-Fähigkeiten sind heute dem – in westlichen Gesellschaften anzutreffenden – Typus des „Hyper-Individualisten“ abhanden gekommen. Die Studie fordert deshalb in diesem Sinne ganzheitlich gebildete Unternehmer und Manager, weil nur sie durch Selbstverantwortung und weise Selbstbeschränkung, also durch ein respektvolles „Sich-in-Relation-setzen“ mit der Welt als Ganzem der Nachhaltigen Entwicklung zum Erfolg verhelfen können. Dieses „Sich-in-Beziehung-setzen“ erfolgt dadurch, dass man die Beobachter-Rolle verlässt, in den „Welt-Raum“ eintritt, so die Welt erlebend und denkend prozesshaft durch sich hindurch und nicht an sich vorbei gehen lässt.

Wie muss man sich nun den so verstandenen Raum und die Menschen und sozialen Güter darin vorstellen, damit man sich selber integrieren kann? Ganzheitliches Denken heisst hier, Menschen und soziale Güter, Dinge und Begriffe als Explikate des Ganzen zu verstehen. Dazu braucht es ein ganzheitliches Verständnis der Begriffe, die

im Gleichgewicht ihrer Polaritäten und nicht dualistisch zu verstehen sind. Durch den Denkprozess kann man dabei das Implizite immer mehr erfassen und Wissen und Gewissheit erlangen, in dem das Denken über ein Themenfeld kohärent ist. Diese Kohärenz zeigt sich in den Begründungen für das „So-Sein“ der Dinge im individuellen und sozialen Raum der Gründe, und zwar in deren

- Relationen zwischen den Dimensionen Geist-Seele-Körper und
- zwischen den Explizierungsstufen des Raumes der Gründe, nämlich zwischen Zweck, Ziel, Strategie und Realisation,
- in den Relationen zwischen den Handlungsmaximen der heute für viele zentralen Themenräume Natur-Gesellschaft-Wirtschaft und schliesslich
- in den Relationen zwischen Denken, Reden und Handeln des Individuums oder einer Institution,

das heisst, in der Konstitutierung des Eigenraums der Gründe.

Um diese Kohärenz zu erreichen, braucht es eine hohe Qualität des Denk- und Handlungsprozesses. Diese Qualität aus ganzheitlicher Sicht und nicht nur als Anforderung von bestimmten Gruppen (Kunden, Management etc.) zu definieren und Vorschläge zu machen für deren Erhöhung, das ist ein Hauptanliegen dieser Studie. Dazu wird zunächst ausführlich dargestellt, welches die Prozessstufen des Denkens sind. Danach werden, ausgehend von den relevanten Themenräumen der Nachhaltigen Entwicklung und eingebettet in den Welt- und Eigenraum, Handlungsmaximen pro Themenraum festgelegt, und zwar verstanden als Gleichgewicht zwischen den zentralen handlungsleitenden Vorstellungen. Dies sind

- im alles umfassenden Zeit-Raum/Sphärenraum die **Ganzheitlichkeit** als Gleichgewicht in der Dreiecksbeziehung zwischen Geist, Seele und Körper,
- im Naturraum die **Dauerhaftigkeit** als Gleichgewicht zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,
- im Gesellschaftsraum die **Chancengerechtigkeit** als solches zwischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,

- im Wirtschaftsraum die **Existenzsicherung** einer Institution, Betriebs- oder Volkswirtschaft als gewinnbringendes (ganzheitlich verstanden) Gleichgewicht zwischen Input, Prozess und Output,
- im institutionellen Eigenraum die **Partizipation** als solches zwischen Individuum, Institution und Gesellschaft sowie
- im individuellen Eigenraum die **Integration** als Vernetzung aller eben genannten Relationen.

Wird diese Kohärenz erreicht, kann man von einem gebildeten, nachhaltig denkenden Menschen reden, von hoher Denkqualität, deren Indikatoren die gleichen sind, wie die sechs genannten Handlungsmaximen, und zwar aus der Logik heraus, dass Denken und Handeln untrennbar verbunden sind. Diesen braucht es heute dringend, denn was der Idee der Nachhaltigkeit schadet, ist das inkoherente hin und her gerissen sein vieler Menschen, die ihr Weltbild situativ anzupassen verstehen. Darunter leidet die persönliche Glaubwürdigkeit der Menschen und immer mehr auch die Glaubwürdigkeit des herrschenden politischen und wirtschaftlichen Systems. Und wenn hier das Ideal- und Vorbild des gelassenen Gebildeten ins Zentrum der Studie gerückt wird, so erfolgt dies in vollem Bewusstsein des hohen Anspruchs, der hinter diesem Ideal steht, aber auch aus der Erkenntnis heraus, dass viele Unternehmer, Manager – und Politiker – es sich bisher hier oft etwas zu leicht gemacht haben. Ganzheitlichkeit und Nachhaltige Entwicklung sind nicht „zum Nulltarif“ zu haben und dürfen nicht zum Schlagworten verkommen, indem sie in Hochglanz-Nachhaltigkeitsberichten zu Selbstdarstellungs-Übungen verkommen, die nur die institutionelle Ebenen zeigen und behandeln. Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit kann nur wachsen, wenn – auch die obersten Führungskräfte – einen persönlichen Beitrag dazu leisten und dadurch vorbildlich wirken können. Das „unangenehme“ des ganzheitlichen und nachhaltigen Weltbildes besteht eben darin, dass es alles umfasst, auch den persönlichen und privaten Lebens- und Denkstil...

Welche Qualitäten machen nun den nachhaltig denkenden und handelnden Unternehmer und Manager, den gebildeten Menschen aus? Es sind dies jene Relationen, die im hier entwickelten Modell des relational-prozessualen Raumverständnisses die oben aufgelisteten Kohärenz-Anforderungen erfüllen. Folgende Qualitätsindikatoren der Bildung können so definiert werden:

- **Echtheit** ist gegeben, wenn die Lebensgestaltung eines Menschen mit seinen Lebensthemen und seinem Weltbild und damit die Konzept- mit der Perzept-Ebene übereinstimmen.
- **Glaubwürdigkeit** ist dann gegeben, wenn das Gesamtbild, der Habitus des Menschen seinem Weltbild entspricht.
- **Stimmigkeit** eines Menschen wird dann erreicht, wenn die Atmosphäre, die er in den Raum vermittelt, seinem Leitbild/Lebenskonzept entspricht.
- **Praxistauglichkeit** eines Menschen besteht in der Übereinstimmung von Lebensform/-struktur und Funktionen einer Person.
- **Umsetzungskompetenz** weist ein Mensch auf, wenn seine Verhaltensmaximen seinen Verhaltensmerkmalen entsprechen.
- **Prägnanz** definiert sich als Übereinstimmung der Schlüsselmerkmale des Auftretens eines Menschen mit seinem dominierenden und kommunizierten Anmutungscharakter.
- **Eigenständigkeit** eines Menschen besteht dann, wenn sein Gesamtbild/Habitus verglichen mit jenem anderer Menschen eine grössere Differenz aufweist.

An den sechs zentralen Denk-Qualitäten und die sieben Bildungs-Qualitäten fördernd und fordernd in den Unternehmen und in der Verwaltung zu arbeiten sind vor allem die Unternehmensleiter, speziell aber auch das Personal-, Marketing- und Qualitätsmanagement aufgerufen.

Zum Schluss der Studie werden noch ein paar Gedanken zur möglichen Praxisumsetzung formuliert, was aber schon ausserhalb der Zielsetzungen dieser Arbeit liegt.

Anmerkungen

¹ Pfister, 2002, s. Anmerkung 18, S. 285.

² Pfister, 2004 (1).

Teil I – Geschichte

1. Wissen und Management

Der aufgeklärte Mensch arbeitet emsig daran, immer mehr explizites, sprach- und bildgestütztes und messbares Wissen zu sammeln und zu verarbeiten. Der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk geht soweit, zu behaupten, dass der wirkliche Grundbegriff der Moderne nicht Revolution laute, „sondern Explikation.“¹ Er weist weiter darauf hin, dass die „aufgeklärte Gesellschaft“ jetzt nicht nur wisse, was sie weiss, sondern sie sich zudem eine Meinung darüber bilden müsse, „wie sie mit ihren jeweiligen Explikationszuständen leben will. Es zeigt sich den Modernen mit zunehmender Brisanz, dass der Fortschritt des Wissenskönnens sich nicht stetig in analoge Immunitätsvorteile umrechnet. Wissen ist eben nicht einfachhin Macht.“² So fordert er „Aufklärung über Aufklärung“ verstanden als „Management für die Kollateralschäden des Wissens.“³

Das Bewusstsein für die Kollateralschäden des Wissens war allerdings dort, wo Wissen vor allem als technisches Wissen im Blick auf Marktinnovationen betrachtet wurde, recht lange wenig ausgeprägt. Im Feld der angewandten Forschung ging es im 19. und 20. Jahrhundert vor allem um das Wissen als „know how“, um den Prozess der Wissenstentwicklung und -vermittlung, um Wissenslogistik und weniger um das „know what“, um das „Wissen-wozu“ und die Folgen der Erkenntnisse und der realisierten technischen Lösungen. Die Idee der Freiheit der Forschung wurde allmählich zum Selbstzweck erhoben. Seit Jahrzehnten beschäftigt die Entwicklung und Vermittlung von Wissen Forschungs-, Aus- und Weiterbildungsinstitutionen sowie Politik und Wirtschaftsunternehmen. Dabei entstanden verschiedene Ansätze, vom Innovationsmanagement bis hin zum sogenannten Wissensmanagement. Es lohnt sich, die Entwicklungen der letzten fünf- und zwanzig Jahre kurz Revue passieren zu lassen, was gleich anschliessend geschehen soll.

1.1 Informationsmanagement und Technologietransfer

Die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts waren in Europa geprägt von der Befürchtung, technologisch den Anschluss an die Entwicklungen

im pazifischen Raum (USA und Japan) zu verlieren⁴. Die Herausforderungen der Informatisierung und des Informationsmanagements wurden allgemein bewusst und intensiv diskutiert⁵. Als Problemlösungen definierte man unternehmerische, technische und vor allem produktions- und produktbezogene⁶ Innovationen und beauftragte staatliche und verbandsnahe Stellen, den Technologietransfer von den Forschungsinstituten und Hochschulen zu Unternehmen besser zu „managen“, regional, national und global.

Diese Aktivitäten hatten zunächst – verglichen mit den hohen Erwartungen – nur beschränkten Erfolg, was zur Erkenntnis führte, dass ein erfolgreicher Transfer weniger ein Problem des Informationsmanagements als eines der jeweiligen Organisationskulturen darstellt⁷. So verlagerte sich der Betrachtungsschwerpunkt mehr von den Schnittstellen zwischen Organisationen zu jenen innerhalb von Organisationen und damit zu den Beziehungen zwischen den Mitarbeitenden in Unternehmen und Forschungsinstituten, den Haltungen und Verhaltensweisen des Personals. Gleichzeitig wurde der Begriff der Innovation um die nicht direkt produktbezogenen Dimensionen der politischen, gesellschaftlichen, strukturellen und kulturellen Innovationen erweitert⁸. Schliesslich erkannte man die Zusammenhänge zwischen Innovation, Identifikation und Qualität immer deutlicher⁹.

Durch den starken Bedeutungszuwachs des Dienstleistungssektors und der Informatik-Vernetzung (Internet, Intranet, e-business etc.)¹⁰ im Laufe der 90er Jahre kommt es zu einer dritten, nun gar zweifachen Akzentverschiebung, nämlich einerseits von der Information zum Wissen, das als Produktionsfaktor erkannt wird sowie andererseits – parallel zum Reengineering und zur Virtualisierung des Unternehmens¹¹ – zu einer prozesshaften Betrachtung der Wissensentwicklung und -aneignung. Schliesslich findet eine Ausweitung des inhaltlichen Horizontes statt, indem jetzt unter Wissen nicht mehr nur Wissenschaft, Forschung oder Herrschaftswissen verstanden wird, sondern „wertfrei“ und demokratisch alles irgendwie Wissenswerte. Doch ähnlich wie schon bei den Diskussionen der 80er Jahre zeigt sich auch heute, dass die Probleme in diesen Prozessen vor allem Menschen und Unternehmenskulturen betreffen, Technik und Informatik vor allem unterstützend und logistisch helfen können.

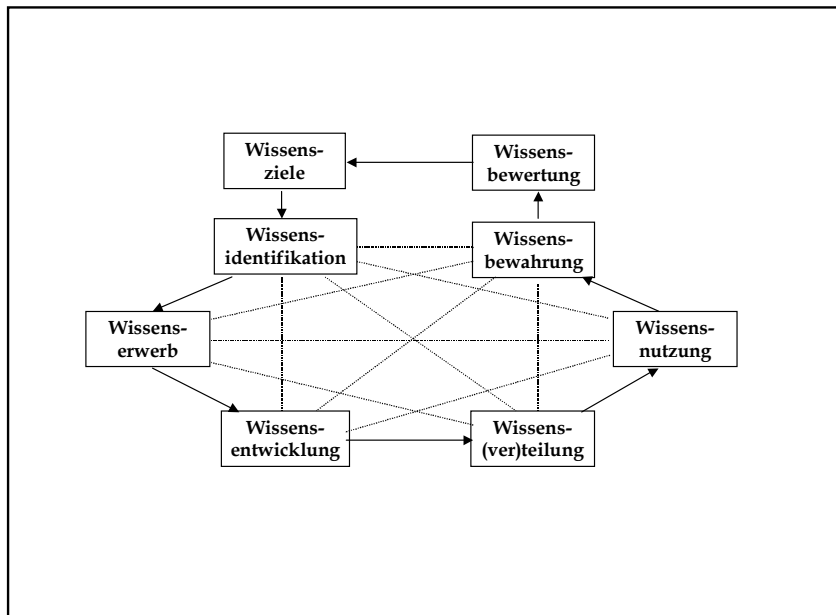
1.2 Wissensmanagement

Das Bedürfnis, auch „Wissen“ zu managen, entwickelt sich aus der Vorstellung heraus, es als Ware betrachten zu können. So wurde die Idee des sogenannten Wissensmanagements „geboren“, bei der die Prozessoptimierung im Vordergrund steht. Es erstaunt deshalb nicht, dass sich aus einer prozessbezogenen Fragestellung, nämlich „Wie lässt sich Wissen möglichst effizient von A nach B transportieren und am Bestimmungsort entsprechend lagern?“ eine ebensolche Lösung ergibt, die vor allem das formal-operative Management betrifft und welche den inhaltlichen Aspekt des Wissens eher ausklammert. So vertieft sich die Trennung von Inhalt und Form – im Unternehmen auch sichtbar als Trennung von Wissensmanagement und Designmanagement – während dem ausgehenden 20. Jahrhundert immer mehr. Doch was kann „Management“ in Verbindung mit „Wissen“ bedeuten? Der Begriff des Managements wurde schon in einer früheren Studie ausführlich behandelt¹², weshalb das Thema hier nur gestreift wird. „Management“ bezeichnet sowohl eine Personengruppe wie auch eine Tätigkeit, nämlich richtungsweisende Entscheidungen zur Systemerhaltung im Ganzen und zur Lösung von schwierigen und kritischen Problemen im Einzelnen zu treffen (Führung, bestimmen von Zielen, Strategien, Kontrolle etc.). Nach dem St. Galler Ökonomen Knut Bleicher bezeichnet Management eine Führungsposition, die auf den Ebenen des normativen und strategischen Managements gestaltend und beim operativen Management lenkend auf die Unternehmensentwicklung Einfluss nimmt¹³.

Die Grazer Ökonomin Ursula Schneider betont, dass hinsichtlich des Wissensmanagements vor allem die gestaltende Funktion des Managements zentral sei und überzogene Vorstellungen von Steuerung und Kontrolle hier unangebracht wären. Sie fordert ein systemisches Managementverständnis, das von „prinzipieller Unbeherrschbarkeit von Systemen im Sinne der Zustandskontrolle“¹⁴ ausgeht.

Schneider kommt schliesslich zu folgender Definition des Wissens: „Wissensmanagement wird beschreibbar als die aus der Geschäftsstrategie abgeleitete, eng an strategische, taktische und operative Kernprozesse gekoppelte Gestaltung einer parallelen Wissensschöpfungskette, deren Inputs aus den Kernprozessen und von aussen gespeist werden und deren Outputs einerseits unmittelbar in diese Prozesse zurückfliessen, andererseits in einen Speicher, die sogenannte

Um Verwechslungen mit dem Begriff und den gängigen Vorstellungen über Wissensmanagement zu vermeiden, soll in der vorliegenden Studie in diesem Zusammenhang von Wissensentwicklung und -kommunikation gesprochen werden. Man kann die bis heute entwickelten Modelle des Wissensmanagements in zwei Gruppen unterteilen¹⁶: Bei der ersten geht es vor allem um die Analyse und Gestaltung des Prozesses des Wissensmanagements in Organisationen, bei der zweiten mehr um die Messung und Bewertung des Wissens.¹⁷ Da vor allem die erste Gruppe die Diskussion um das Wissensmanagement lange beherrschte, soll auf sie etwas mehr eingegangen werden. Ihr ist der oft zitierte Ansatz des Genfer Wirtschaftswissenschaftlers Gilbert Probst aus dem Jahre 1997 zuzuordnen. Er behandelt zum einen den Prozess vom Wissenserwerb bis zur Wissensidentifikation, gleichzeitig aber auch die Vernetzung der einzelnen Stufen untereinander. Nachfolgende Abbildung zeigt dieses populär gewordene Modell.



30

Wie immer bei Innovationen, wird bei diesem Modell zunächst das Neuartige hinsichtlich der bisherigen Begriffe herausgestrichen. Um aber Nachbardisziplinen zu integrieren und mitzuengagieren, wäre es in einem zweiten Schritt wichtig, die Beziehungen zu früheren Sichtweisen herzustellen und Traditionslinien aufzuzeigen.

Im Blick auf das Wissensmanagement können nämlich zum Beispiel der Prozessstufe „Wissensentwicklung“ die traditionellen Aktivitäten von Forschung und Entwicklung zugeordnet werden und jener der „Wissensverteilung“ viele Tätigkeiten, die seit Jahrzehnten von PR- und Marketingverantwortlichen ausgeübt werden. In der Rückschau zeigt sich, dass – organisationsintern betrachtet – zunächst der Begriff des Informationsmanagements im Zentrum stand. Schon in den 60er Jahren versuchte man mit den Management Informations-Systemen MIS den Führungskräften gezielt die für ihre Entscheidungsprozesse wichtigen Informationen „zukommen“ zu lassen. In den 80er Jahren kam es zu einer Renaissance dieser Idee unter dem Kürzel EIS (Executive Information Systems). Beide Modelle scheiterten aber beim Versuch der Umsetzung meist an ihrer zentralistischen Grundausrichtung¹⁸.

Das St. Galler Management-Modell unterscheidet hier zwischen dem Management der Information (Gewinnung und Verarbeitung von Informationen, Verfügbarkeit der Information) und der Information des Managements (Informationsverfügbarkeit für das Management und Informationsverarbeitung des Managements)¹⁹. Im Blick auf ein Informations-Managementsystem umfasst das Modell vier Dimensionen:

- Informationsgewinnung und -verarbeitung,
- Anwendungsorientierung von Information,
- Kommunikative Verfügbarkeit von Information und
- Verarbeitung von Information durch das Management.²⁰

Eine geschichtliche Einordnung des Wissensmanagement-Modells zeigt nun die nachfolgende Abbildung. Sie verdeutlicht auch die Parallelitäten zu den Ansätzen des Projektmanagements und des Marketing- und Kommunikationsmanagements, welche in einigen Aspekten Wegbereiter des Wissensmanagements waren.

Management- modelle	Prozessphasen					
Informations- management	Informations- planung	Informations- beschaffung	Informations- verarbeitung	Informations- vermittlung	Archivierung	Controlling
Projekt- management	Projekt- antrag	Situations- analyse	Konzeptarbeit	Implemen- tierung	Dokumen- tation	
Marketing-/ Kommunika- tions- management	Suchfelder	Marktforschung	Produkt- entwicklung	Einsatz der Instrumente von Marketing Kommunikation	After Sales Services	
Wissens- management	Ziele Definieren und Wissen identifizieren	erwerben	entwickeln	verteilen	bewahren	

Copyright by Dieter Pfister

Abbildung 2: Parallelitäten zwischen den Grundbegriffen und Prozessphasen der relevanten anderen Management-Modelle

1.3 Kritische Würdigung des Wissensmanagement-Ansatzes

Nach anfänglichen naiv-übertriebenen Erwartungen im Blick auf die Möglichkeiten des sogenannten Wissensmanagements mehrten sich kritische Stimmen. So hat zum Beispiel Schneider sieben „Todsünden“ beziehungsweise „Irrtümer“ ausgemacht und wie folgt auf den Punkt gebracht:

- „1. Wir Wissen, was Wissen ist.
2. Menschen funktionieren wie Computer.
3. Taylorismus für Wissensarbeiter.
4. Wissensmanagement ist delegierbar.
5. Mehr = Besser, Akkumulationsphilosophie.
6. Managen = Messen.

7. Moralische Appelle und Indices als Appendix“ des Wissensmanagements. ²¹

Bei aller berechtigten Kritik am klassischen Wissensmanagement-Ansatz der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts muss positiv gewürdigt werden, dass die Diskussionen über das Prozesshafte in der Wissensentwicklung und über die „Informationslogistik“ den Blick für die Möglichkeiten und vor allem auch die Grenzen dieser Ansätze geschärft haben.

Zusammenfassend kann man sagen, dass trotz dem zukunftssträchtigen prozesshaften Denken die meisten bisherigen Modelle und Aktivitäten des Informations- und Wissensmanagements zu technokratisch gedacht waren, einseitig ökonomistisch und etwas inhaltsleer. Sie hatten zum Ziel, primär mehr Effizienz und Effektivität in der „Informationslogistik“ zu erreichen. Der Begriff des Managements wurde nur in seiner Dimension von „lenkend“ verstanden, was eben zu kurz greift.

Management hat ja auch eine gestaltende Dimension. Doch was heisst in diesem Zusammenhang „gestalten“? Dazu muss man die Prozesse betrachten, die im Leib- und Eigenraum des Unternehmers und Managers stattfinden, kommt also nicht darum herum, dem Menschen näher zu treten. Denn Gestalten heisst im Umgang mit Wissen vor allem Gestaltung der Wissenskommunikation als Prozess der Gestaltung des eigenen und des mit anderen geteilten Wissensraumes – wobei man beim Thema „Bildung“ wäre.

2. Bildung und Kultur

In der deutschen Sprache gibt es für den Ablauf und das Resultat des Prozesses der Selbstgestaltung ein unübersetzbare Wort, nämlich „Bildung“. Darin klingen an: von etwas ein Bild machen, etwas bilden im Sinne von formen. Da Bildung heute in der Umgangssprache schnell gleichgesetzt wird mit Aus- und Weiterbildung, Bildungswesen gleich Schul- und Hochschulwesen bedeutet, soll hier dieser Begriff in seiner Geschichte vertieft behandelt werden. Die nachfolgende Darstellung folgt hauptsächlich den Überlegungen des deutschen Germanisten und Kulturwissenschaftlers Georg Bollenbeck.

2.1 Zur Vorgeschichte des Bildungs- und Kulturbegriffs

In der frühgriechischen Adelswelt wird die körperliche Arbeit gering geschätzt. „Die Abwertung der unmittelbar produktiven Arbeit kopelt die Welt der ökonomischen Sphäre als niedere Welt der Sklaven und Handeltreibenden ab von der politischen Sphäre als Ort der Vervollkommnung. Kriterium ist dabei die Tüchtigkeit für die Polis. Folglich kennzeichnet nicht mühevoller Anstrengung (,ponos'), sondern sinnvolle Tätigkeit (,praxis') den Bürger. ‚Bildung‘ (,paideia') bleibt als Prozess und Resultat einer Erziehung mit ‚Musse‘ und ‚Zweckfreiheit‘ verbunden.“²²

Anders als im antiken Griechenland gibt es im alten Rom mit dem Verb „colere“ (urbar machen, pflegen, anbauen) und dessen substantivierten Formen „cultus“ und „cultura“ Ausdrücke, die auch auf die naturgerichteten Aktivitäten des Menschen verweisen. „Cultura“ und „cultus“ umfassen vom Ackerbau bis zur Pflege des Geistes ein breites Spektrum von Bedeutungsweisen.²³ Bollenbeck stellt aber fest, dass sich „cultus“ beziehungsweise „cultura“ „trotz der positiven Bewertung, keineswegs zu einem Sinngehalt verselbständigen“ kann, der über „die bloße Namens- und Verweisungsfunktion hinausgeht.“²⁴

Im Mittelalter verengt sich die Bedeutung von „cultus“ beziehungsweise „cultura“. Während „cultus“ vor allem mit dem religiösen Kult

in Verbindung gebracht wird, hat „cultura“ sowohl kultische als auch landwirtschaftliche Bedeutung. Der Aspekt der Erziehung oder der Pflege von Künsten und Wissenschaften spielt aber nur eine geringe Rolle. Als Grund für diese Entwicklung nennt Bollenbeck die damals herrschende Meinung, Gott sei „der Ursprung der ‚Kultur‘, die Natur Gotteswerk.“²⁵ Der Mensch könne Gott, seine Taten und Worte pflegen und sich selber dadurch verbessern, aber nicht Gottes Werk: „Das mittelalterliche Wort ‚natura‘ lässt sich nicht mit dem Wort ‚Natur‘ in moderner Bedeutung übersetzen; denn ‚natura‘ gilt, darauf verweisen auch zahlreiche Allegorien, als Dienerin Gottes, in der sich dessen Gedanken und Pläne verkörpern.

Für den mittelalterlichen Menschen ist die Natur deshalb voller Symbole. Auch wenn der Mensch die Natur bearbeitet, so entsteht damit doch kein tieferes Bewusstsein eines Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt. Für ihn existieren keine strengen Grenzen, die das Individuum von der Welt trennen. So kann ‚cultura‘ zwar auf Ackerbau verweisen, aber mit dem Fehlen eines konzeptionellen Gegensatzes zwischen Mensch und natürlicher Umgebung vermag sich das Gegensatzpaar ‚Natur-Kultur‘ nicht zu entfalten.“²⁶

Mit der Krise der mittelalterlichen Ständegesellschaft verändert sich die Situation erneut. Die Bedeutung von „cultus“ beziehungsweise „cultura“ wird im Sinne der antiken Wurzeln erweitert. Der Begriff umfasst nun wieder die ursprünglichen Felder, die Pflege des Menschen, die Sorge um sich selbst und die Erziehung anderer. Auch die Pflege von Wissenschaften und Künsten findet wieder Platz.

„An den Autobiographien lässt sich ein Abbau (von Gott) vorgegebener Lebensmuster und die Ausbildung von Subjektivität und Individualperspektive ausmachen. <...> Die religiöse Konzeption des mittelalterlichen Raums, in dem sich Gottes Segen ausbreitet, wird nun durch die eines Raumes ersetzt, der vermessenbar erscheint und dessen Distanzen berechenbar sind. Fernhandel und Kolonialexpansion schaffen erweiterte ökonomische, die Herausbildung moderner Territorialstaaten politische Räume. Nun meint Natur zunehmend eine empirische, ausserhalb der Menschen gegebene Welt. Damit kann sie intensiver zum Objekt der Bearbeitung und, auf eine völlig neuartige Weise, zum Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung werden.“²⁷

Es sind dies die ersten Vorzeichen der Reformation und der Aufklärung, die in ganz Europa zu einer zunehmenden Individualisierung

führen und zur Säkularisierung, der Loslösung des idealen Menschen von der Gottesebenbildlichkeit. So steht nicht mehr die Pflege seiner Selbst als Teil der göttlichen Schöpfung im Vordergrund, sondern die vollendete Gestaltung seiner Tugenden, Anlagen und Fähigkeiten. „Wissen ist bei Bacon <...> nicht mehr als ruhende und beglückende Anschauung der sich selbstdarbietenden Dinge, sondern als Arbeit und Kraftprobe angesehen; und dies, so sollte hinzugefügt werden, mit einer konsequent praktischen Zielsetzung auf den Nutzen von Staat und Gesellschaft.“²⁸

2.1.1 Zur Geschichte des Bildungs- und Kulturbegriffs im deutschen Sprachraum

Schon um 1700 begegnet man in der Literatur dem Wort „Kultur“. „Eine grössere Verbreitung erhält das Wort aber erst in dem Moment, wo sich die theoretische Legitimation des absolutistischen Staates zu einer ‚empirischen‘ Lehre des konkreten Staatshandelns im Bereich der Ökonomie und der Verwaltung ausweitete, wo also der Kameralismus entsteht. <...> Demnach besteht ein Vertrag zwischen Untertanen und Obrigkeit, die ‚zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt und Sicherheit‘ verpflichtet ist. <...> Geht es um die Verpflichtung des Staates zur Hebung des allgemeinen Wohlstands, so ist nun häufiger von ‚Kultur‘ im Sinne einer umfassenden Pflege einzelner Bereiche die Rede. Dabei wird der Bedeutungsinhalt keineswegs komplexer, bestimmt doch der Kameralismus entsprechend der vorherrschenden mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkmethode den Staat als eine Maschine, deren Sinn und Zweck sich genau bestimmen lässt.“²⁹ Bollenbeck weist auch darauf hin, dass durch die Rolle des Kameralismus bei der Festsetzung des Wortes „Cultur“ in der deutschen Nationalsprache, bis heute sein funktionaler Sinn präsent bleibt, so in den „Komposita wie ‚Gesprächskultur‘, ‚Esskultur‘ oder Unternehmenskultur‘.“³⁰

Wie erwähnt kann nach Bollenbeck neben Kultur auch „‚Bildung‘ ein Resultat und einen Prozess ausdrücken, so in der Bedeutung von ‚Gestalt‘ (forma) oder in der Bedeutung von ‚Gestaltung‘ (formatio). Für letztere Bedeutung zeigen die Verben ‚bilden‘ und ‚sich bilden‘ zwei unterschiedliche Richtungen an: entweder die Hervorbringung bzw. Formgebung durch äussere Einwirkung oder die Orientierung

der (selbst)bildenden Tätigkeit an Beispielen.“³¹ „Lange bevor ‚Bildung‘ in einer neuen Öffentlichkeit zum modernen Begriff wird, ist <...> mit ‚bilden‘ die Vorstellung einer religiösen oder stärker naturhaften, im Ursprung angelegten geistig-seelischen Formung verbunden. Das meint, grob gesprochen, entsprechend der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, die genaue Beobachtung der eigenen Person wie die Entfaltung der ihr durch den Schöpfer gegebenen Anlagen.“³² Interessant ist, dass schon hier der Akzent auf das Geistig-Seelische und nicht auf das Physische, die sinnlich wahrnehmbare Form gelegt wird.

Wichtig sind nach Bollenbeck bei der Ausformung eines spezifisch deutschen Bildungsbegriffs die Gedanken des englischen Philosophen Anthony Shaftesbury, „die eine Übereinstimmung der ethischen und ästhetischen Vermögen des Menschen und die sie bedingende Harmonie eines kosmischen Ganzen propagieren.“³³ Die Verschränkung von Bildung und Protestantismus führt nach Bollenbeck „zu einem Individualismus, der den Menschen zum Gespräch mit sich selbst und zu innengeleiteter Moral auffordert. In der Dominanz der ‚moralisch-guten Gesinnung‘, der Abwertung des ‚Äusserlichen‘ und Aufwertung des ‚Inneren‘ lebt ein verweltlichter Protestantismus, ohne den eine spezifisch deutscher Bildungsbegriff undenkbar ist.“³⁴ Durch die bürgerliche Bildungsdefinition erhält die alte, mystisch-pietistische Vorstellung von Bilden eine neue moralisch-ästhetische Bedeutung und wird damit säkularisiert.

Bei dieser Entwicklung hat der Roman „Emile“ des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau grossen Einfluss auf den pädagogisch-moralischen Bedeutungszuwachs des Bildungsbegriffs. Rousseau beschreibt darin die zweckfreie und selbstbestimmte Menschenbildung. Bollenbeck formuliert dies so: „Der Mensch soll das, was er ist, durch sich selbst werden, nach dem Mass des in ihm selbst liegenden Gesetzes. Damit steigt die Bedeutung der inneren Instanz, des Gewissens und es sinkt die Verpflichtungskraft der vorgegebenen Moral und Religion.“³⁵ Dieser Autonomie-Gedanke wird vom deutschen Schriftsteller Friedrich Schiller und von Königsberger Philosophen Immanuel Kant aufgenommen und weiter gedacht.

Der erste Theoretiker des spezifisch deutschen Bildungsbegriffs ist der deutsche Philosoph Johann Gottfried Herder. Er braucht „Bildung“, um einen einheitlichen geschichtlichen Prozess, um die organische

Entwicklung von Natur, Gesellschaft und Mensch auszudrücken. Sie stellt so einen universalen Wurf des Menschen und seiner Geschichte dar. Nach Herder ist Bildung das Evolutionsprinzip „vom Einfachen zum Komplexen“³⁶. Bollenbeck bezeichnet die Herder'sche „individuelle Bildung zur Humanität“ als Adelung des Begriffs zur „philosophischen Zentralkategorie.“³⁷

Von Herder wird Bildung schon verstanden „als Selbstverwirklichung, aber noch nicht als Selbstbestimmung <...>. Darüber hinaus aber entsteht mit Herders Abwendung vom linearen Fortschrittsoptimismus der Aufklärung eine neuartige, geschichtsbewusste Vorstellung von ‚Kultur‘; eine Vorstellung, die im Gegensatz zur normativen den relativierenden Gebrauch des Plurals erlaubt. <...> Das mögliche Dilemma des <...> zeitlosen Nebeneinanders der ‚Kulturen‘ vermeidet er durch die Gewissheit eines metaphysisch definierten Ganzen <...>. So verliert bei ihm ‚Kultur‘ <...> an normativer Geltung, während ‚Bildung‘ <...> eine solche Geltung gerade erhält.“³⁸

Mit seiner idealistischen Färbung der Begriffe „Kultur“ und „Bildung“ verengt sich der Bedeutungsumfang, der Bedeutungsinhalt aber wird komplexer. „‚Bildung‘ umfasst nun nicht mehr die äusserliche Erziehung zum praktischen Leben. Und ‚Kultur‘ gerät, auf Wissenschaft und Kunst eingeschränkt, zum Medium der Bildung.“³⁹

Im 19. Jahrhundert treibt der Reform der deutschen Erziehungssystems und Sprachwissenschaftler Wilhelm von Humboldt das typisch deutsche Verständnis von Bildung weiter voran. Ist Herder, wie erwähnt, der Theoretiker dieses Ideals, so Humboldt der Praktiker, dessen Denken, wie bei Schiller, geprägt wurde von den Idealen der französischen Revolution. Nur will Humboldt statt der Revolution die Reform durch „fortschreitende Bildung“ erreichen, sieht wie Herder Bildung als Evolutionsprozess – was unter anderem wohl Sloterdijk dazu bewog, Explikation und nicht Revolution als Zentralbegriff der Moderne zu betrachten (siehe oben).

Die Bildung ist nun – im Gegensatz zu Kultur oder Zivilisation – nach Bollenbeck etwas „Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergiesst.“⁴⁰

Im Neuhumanismus des 19. Jahrhunderts sind die antiken Griechen der historische Ort der geglückten Bildung und gelten als Verkörper-

rung des wahren Menschturns. Ihnen wird von der deutschen Intelligenz eine fast „religiöse Verehrung im neuen <...> Glauben an das Ideal der Persönlichkeit entgegen gebracht.“⁴¹ Die wichtigen Aspekte der Persönlichkeit und der Beziehung zwischen Persönlichkeit und Bildung werden später noch vertieft.

Nachdem im deutschen Sprachraum bis zum 1. Weltkrieg der im 19. Jahrhundert geprägte und eben dargestellte Bildungsbegriff vorherrschend war, veränderte sich dessen Stellung im Deutschland der 1930er Jahre spürbar. Der Bildungs- und Kulturbegriff werden geduldet, denn es sind nach Bollenbeck schlicht zwei zu harmlose Begriffe, als dass sie als „politische oder ideologische Duftmarken für Verbote und Denunziationen“⁴² dienen könnten.

Da die Begriffe Kultur und Bildung nicht zum zentralen nationalsozialistischen Wortgebrauch gehörten, konnten sie in der Nachkriegszeit unbelastet weiterverwendet werden. „Die Kontinuität der Zeichen zeugt jedoch keineswegs von der Kontinuität der Begriffe und ihrer Verwendungsgeschichte. ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘ überwölben nicht mehr vielfältige Praxisbereiche. <...> In den einzelnen Wissenschaften <...> verliert ‚Kultur‘ den singulären und normativen Anspruch <...> und schliesst sich wieder westlichen Wissensbeständen an, deren Ursprung im ‚Zivilisationsbegriff‘ der europäischen Aufklärung liegt. <...> ‚Bildung‘, Ausbildung und Erziehung rücken nun enger zusammen. <...> Heute sind die alten Begriffe, leger formuliert, akademische Pflegefälle.“⁴³

Das liegt nach Bollenbeck nicht nur an der Enttäuschung darüber, dass im Namen des Idealismus Taten gefordert wurden, die Untaten waren. Es ist der „american dream“, der in den Zwanziger Jahren – noch mit der Vorstellung einer wahren Kultur – als „Yankeezivilisation“ kritisiert worden ist, der sich vor allem bei der jüngeren Generation ausbreitete.⁴⁴

Doch bleibt die Rückkehr des Bildungsverständnisses im deutschsprachigen Raum des späten 20. Jahrhunderts nur eine kurzfristige und es ist keineswegs das Gleiche wie vorher. „Die gemeinschaftliche Kraft der Kultur kann noch beschworen, aber nicht mehr hergestellt werden.“⁴⁵ Denn es fehlt nun eine stabile Trägerschicht. „Ein Bildungsbürgertum mit ausgeprägter Identität im Sinne von Zusammenhalt nach innen und Abgrenzung nach aussen gibt es <...> nicht mehr.“⁴⁶ Diese Trägerschicht war es aber, die im deutschen Sprach-

raum die Begriffe Kultur und Bildung zu einem Deutungsmuster verknüpft hatte, „das individuelle Sinngebung und symbolische Vergesellschaftung qua Sprache organisiert und damit Wahrnehmung lenkt.“ Das Bildungsbürgertum war der gesellschaftliche Ort, wo das geschah. Auf diese gesellschaftliche Verortung von Bildung soll nun eingegangen werden.

2.2 Bildung und Gesellschaft

Die soziale Dimension der Begriffsgeschichte soll in jener Zeitspanne näher betrachtet werden, in welcher der Bildungsbegriff im deutschsprachigen Raum auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand, nämlich im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

2.2.1 Bildungsbürgertum – „Adel des Geistes“

Als „Bildungsbürgertum“ werden mit dem deutschen Soziologen Karl-Heinz Hillmann Teile des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert bezeichnet, welche in der Zeit des Zerfalls der feudalaristokratischen Herrschaft „in der sich herausbildenden Industriegesellschaft nach Selbstbestätigung und Emanzipation dadurch strebten, dass sie soziales Prestige auf eine politisch und sozial unverbindliche, an idealistischen Werten und am klassischen Altertum orientierte Bildung bezogen.“⁴⁷ Das Bildungsbürgertum wird sozusagen – ganz im Sinne des deutschen Schriftstellers Thomas Mann – durch den Geist geadelt⁴⁸.

Für das Bildungsbürgertum ist Bildung nun der Inhalt jedes menschlichen Lebens. Der Bildungsbegriff wird dazu weiter abstrahiert. Dabei wenden sich nach Mann die Bildungsbürger stärker von Wirtschaft und Politik ab: „Die Autonomie des bürgerlichen Subjekts <...> gerät zur Autonomie der abstrakten Sittlichkeit; die materiellen Bedürfnisse und gesellschaftlichen Interessen werden von ihm abgespalten.“⁴⁹ Das berühmte Zitat aus dem fünfzehnten Brief des deutschen Schriftstellers Friedrich Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795), wonach der Mensch nur „ganz Mensch ist, wo er spielt“, entspringt denn auch dieser Denkweise. Gemäss Mann kann bei ihm „die gewerbliche Arbeit dem hohen Anspruch der mög-

lichen Identität nicht genügen. <...> Die universelle Geltung der Bildungsidee führt so zu einer Abstinenz gegenüber dem Politischen und einer Distanz gegenüber dem Ökonomischen. Sie fordert zwar die ‚vielfältigsten Berührungen mit der Welt‘ und schränkt sie doch zugleich ein. Bei Schiller erscheint die Kunst als Bote der Wahrheit und Vorbote besserer Verhältnisse.“⁵⁰

Der deutsche Soziologe Theodor Geiger beschreibt die weitere Entwicklung des Bildungsbürgertums folgendermassen: „Etwa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts trat als Begleit- und Folgeerscheinung der rapiden industriellen Entfaltung jener Umschlag in Lebensauffassungen und Wertmassstäben der europäischen Gesellschaft ein, den man im allgemeinen als Wendung zum ‚Materialismus‘ bezeichnet. <...> Noch um 1900 herum war eine doppelte soziale Rangskala in Kraft. Das gewerbliche Bürgertum bildete die wirtschaftliche, Intelligenz und Akademikerstand aber die ‚studierte‘ oder kulturelle Oberschicht. Die letzten rangierten in der öffentlichen Einschätzung unangefochten vor Gevatter Schlächter und Weisszeughändler, obwohl ihr Vermögen zumeist gleich Null war <...>. Diese überlieferten Rangvorstellungen glitten in der Zwischenkriegszeit endgültig in den Hintergrund.“⁵¹

Viele Bildungsbürger waren nämlich in der Zeit zwischen den Weltkriegen auf das Versprechen der Nationalsozialisten, die deutsche Kultur erhalten zu wollen, eingegangen, weil sie darin das kleinere Übel sahen. Doch es entwickelte sich bekanntlich ganz anders. Die reaktionäre Modernisierung schwächte die Trägerschicht des deutschen Bildungsideals kulturell und materiell. Gemäss Geiger „fühlten allerdings die neuen Reichen es kraft überlieferter Vorstellungen als ihre Aufgabe, eine gewisse, wenn auch nur äusserliche Fühlung mit dem Geistesleben zu bewahren und es wirtschaftlich zu fördern. Bezeichnenderweise begrenzten sie sich <...> auf das Künstlerische <...>. Die Erzeugnisse der bildenden Kunst fallen unter den Begriff dessen, was der Amerikaner als conspicuous consumption bezeichnet.“⁵² So entwickelte sich in jenen Kreisen die Gleichsetzung von Kultur mit Beschäftigung mit Kunst. Kultiviertheit liess sich dann im Anlegen einer eigenen Kunstsammlung visualisieren. Viele Vertreter des Kulturbereichs folgten dieser begrifflichen Vorstellung und so entstand die noch heute prägende Aufteilung der Bereiche Kultur, Kunst und Bildungswesen, die als ein Nebeneinander betrachtet wird.

Nach dem 2. Weltkrieg ging in Deutschland, in der Zeit der grossen Aufbruchstimmung und wirtschaftlichen Wiederaufbauarbeit, gemäss Geiger auch diese älteren Verhaltensweisen gegenüber der Kunst langsam verloren, mehr noch: „Die Belesenheit geht innerhalb der wirtschaftlichen Oberschicht zurück. Der moderne Grossbetrieb lässt seinem Inhaber nicht Zeit und Ruhe, sich in Bücher zu vertiefen.“⁵³ Er lässt, so könnte man heute hinzufügen, bestenfalls noch Zeit zum Golf spielen und fernsehen.

Infolge der allmählichen Verdrängung des Normativismus durch den Normalismus⁵⁴ als Konsequenz aus der Forderung nach Flexibilität⁵⁵ sowie durch die Ausbreitung einer technokratisch-wissenschaftsgläubigen Weltsicht ist der Typus des Gebildeten im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr marginalisiert und aus Führungspositionen – nicht nur der Wirtschaft – verdrängt worden, oder hat sich dort verweigert. Denn Gebildete können durch ihre Reflexivität störend auf den – gerade in der Schweiz verbreiteten – Typus des Pragmatikers wirken, welch Letzterer sich seinerseits vertieften Analysen und konzeptionellen Anstrengungen verweigert.

Was nun die Entwicklung am Ende des 20. Jahrhunderts betrifft, so weist der deutsche Literaturwissenschaftler Dietrich Schwanitz im Zusammenhang mit der Diskussion über die zwei Kulturen – die literarisch-humanistische und die technisch-naturwissenschaftliche – noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt hin, nämlich das unterschiedliche Verhalten der Geschlechter. „Die erste Kultur ist eine Frauendomäne, die zweite Kultur eine Domäne der Männer.“⁵⁶

Schwanitz erzählt dann die Geschichte von Torsten und Sabine, Nachbarkindern aus gleichem sozialen Milieu, die sich beim Abitur ineinander verliebten und planten, nach dem Studium zu heiraten. Er wird Maschinenbauer und sie studiert Psychologie, Germanistik und Kunstgeschichte. Als sie sich nach dem Studium wiedertreffen, erscheint ihr Torsten wie ein Neandertaler. „Sabine ist durch ihr Studium eine ganz andere Person geworden. Torsten kann Maschinen bauen. <...> Torsten hat sich in seinem Auftreten und seinen Ansichten <...> kaum weiterentwickelt.“⁵⁷ Sie haben Glück und heiraten nicht. Wenn aber Sabine auf den „Typ Torsten“ fixiert geblieben wäre, dann würde sie wohl Feministin: „Tief überzeugt von der barbarischen Natur des Mannes.“⁵⁸ Auf dieses Phänomen des „Sich-Beschränkens“ soll nun unter dem – verglichen mit Schwanitz’ Nean-

dertaler – gemilderten Begriff des „Halbgebildeten“ eingegangen werden.

2.2.2 „Halbgebildete“ – „Armut im Geiste“

Die „Halbgebildeten“ sind Vertreter einer neuen Armut, die in materiell reichen Gesellschaften entsteht und welche für viele nicht erkennbar ist. Denn im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde der Armutsbegriff zunehmend auf seine materiell-monetäre Dimensionen verkürzt und dementsprechend Reichtum vor allem als hohes Geldeinkommen und -vermögen definiert. Es ist interessant zu beobachten, dass auch die Kirchen und karitative Organisationen ihre Armutsbekämpfung sehr lange auf materielle Armut konzentriert haben und die geistig-seelische Verarmung in der Wohlstandsgesellschaft und gerade auch bei Führungskräften der Wirtschaft nicht ebenso explizit als Herausforderung annehmen. Es gälte gerade auf Seiten der Kirchen zu begreifen, dass nicht alle „Armen im Geiste“ selig sind, sondern, dass es auf dem heutigen Ausbildungsniveau durchaus eine „unselige Armut im Geiste“ gibt.

Neben der Armut im ökonomischen Sinne kann man so eine soziale und kulturelle Armut erkennen, eine Armut im beziehungsstiftenden intellektuellen und emotionalen Umgang mit anderen Menschen. Wie der französische Soziologe Pierre Bourdieu zeigt, kann man diese drei Aspekte – die sozial-beziehungsmässige, die ökonomische und die kulturelle – als Dimensionen des gesellschaftlichen Raumes ansehen, aufgrund deren die Position, der Ort eines Menschen im sozialen Raum definiert werden kann.⁵⁹ Diese dreifache Verarmung führt zu Positionsverlust im sozialen Raum.

Der „Halbgebildete“ befindet sich so an einem „Nicht-Ort“ (siehe später), von wo aus er die Welt als ein Gegenüber betrachtet. Es können fünf Haupttypen von „Halbgebildeten“ unterschieden werden:

- Indifferente Hyper-Individualisten: der rücksichtslose Hedonist;
- Indifferente Individualisten: der ignorante Spezialist;
- Tolerante Rollenspieler: der flexible Getriebene;
- Intolerante Individualisten: der ignorante Rechthaber;
- Intolerante Hyper-Individualisten: der rücksichtslose Machthaber.

Die kulturelle Armut hat so mit Defiziten, mit Wissensinhalten und dem sinnstiftenden geistig-verbalen und seelisch-emotionalen Umgang mit Wissen zu tun und äussert sich in vielfältigen Formen, von der Lese- über die Schreibschwäche bis zur Denkschwäche. Daraus folgt eine Orientierungsschwäche und kulturelle Unsicherheit.

Was viele „Halbgebildete“ als „unselige“ Vertreter dieser „neuen Armut“ miteinander verbindet, ist der Wille zur Selbstverwirklichung im absolutistisch verstandenen Eigenraum-Behälter (siehe später), was ja lediglich eine von möglichen Ausprägungen der Subjektivität darstellt. Diese Art der Selbstverwirklichung bedeutet – im Gegensatz zur oben genannten Vorstellung von Herder mit ihrem Akzent auf Selbstbestimmung – Armut und Weltverlust, weil sie nichts mehr ausser sich hat, an dem sie sich orientieren kann. Das „Ich“ wird so zu einem „Bedürfnis-Ich“, das heisst der Mensch bleibt in seiner Natur als Bedürfniswesen gefangen. Es kann die reine Subjektivität nicht überwinden, um in seiner Lebensform das Allgemeine zu verwirklichen, sondern füllt seine innere Leere nur mit sich selbst.

Mit dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett kann der „Halbgebildete“ als „flexibler Mensch“⁶⁰ bezeichnet werden und mit Sloterdijk lässt sich dieser als jemand beschreiben, der oszilliert „zwischen Job und Spass, moralisch entkernt, schlangenhaft wendig, hochgradig aussendienstfähig, vorurteilsfrei wie ein Waffenhändler, postnational wie ein Bordellbesitzer.“⁶¹ Die weit weniger harmlose Variante „unseliger Armut im Geiste“ kann zur Seelenlosigkeit führen, ja zur Bosheit. Auf sie weist die amerikanische Führungs-Verhaltensforscherin Barbara Kellerman⁶² hin und charakterisiert sieben unterschiedliche Typen schlechter Führung, nämlich engstirnig, stur, gefühlskalt, inkompetent, masslos, korrupt, böse.

Überblickt man abschliessend die Begriffsgeschichte von „Bildung“ im deutschsprachigen Raum, so kann man eine Tendenz hin zu einer immer stärkeren Distanzierung „des Gebildeten“ vom Bereich der Wirtschaft und Politik feststellen und in der Folge eine Selbststilisierung und Individualisierung, die sich bewusst als Gegenposition zum Umfeld definiert. Der Anspruch auf Ganzheitlichkeit kam dem Gebildeten immer mehr abhanden und verlor so immer mehr an Ansehen in Wirtschaft und Gesellschaft. Er zog sich dann in seinen Eigenraum als sozialen Behälter zurück und verkümmerte zum Halbgebildeten. Gleichzeitig wurde der Begriff des Wissens immer wichtiger. Mög-

lichst viel Wissen und Fachwissen „anzuhäufen“ wurde als „Bildung“ bezeichnet. So ersetzte der Begriffe des Wissens jenen der Bildung im Laufe des 20. Jahrhunderts mehr und mehr, wurde teilweise gar mit ihm gleichgesetzt, so in Begriffsverbindungen wie Fort- und Weiterbildung, welche beide sich meistens in der Vermittlung von Fachwissen erschöpfen. Und damit gab es immer mehr „halbgebildete Vielwischer“.

Der Gebildete – so wie er in dieser Studie verstanden werden will – unterscheidet sich vom „Halbgebildeten“ vor allem in der Fähigkeit, relational-prozessual zu denken, das heisst, sich und sein Tun im sozialen, kulturellen, ökologische und ökonomischen Raum zu positionieren, die Selbstgestaltung mit der Gestaltung des sozialen, kulturellen etc. Raumes zu verbinden und dies immer im Bewusstsein der möglichen längerfristigen Folgen seines Tuns.

Diese Gestaltungskompetenz in Zeit und Raum zu erhöhen erfordert – gemäss den beiden deutschen Nachhaltigkeitsforschern Hildegard Kurt und Bernd Wagner – eine Veränderung des Menschenbildes vom Ideal des autonomen Vernunftsmenschen hin zu jenem eines „um die emotionalen und intuitiven Kräfte erweiterten ‚souveränen‘ Menschen <...> der überhaupt in der Lage wäre, die technische Zivilisation in eine humane, das heisst menschenwürdige Kultur weiterzuentwickeln.“⁶³ Im nachfolgenden Kapitel soll dem Aspekt des Umgangs mit Räumen und Zeit in seiner begriffsgeschichtlichen Entwicklung nachgegangen werden.

3. Qualität und Raum

Der japanische Philosoph Kitaro Nishida versteht das Räumliche als die allgemeine Qualität der Dinge und fordert, dass „somit alles unter den Allgemeinbegriff subsumiert wird.“⁶⁴ „Seiendes kann als *reine Qualität* aufgefasst werden, wobei aber die Dinge nicht im Hintergrund der Qualität liegen, sondern die Qualität im Hintergrund der Dinge liegt; <...> Wenn man den Gedanken, den Allgemeinbegriff als Ort aufzufassen, bis zum Äussersten radikalisiert, werden die Dinge zur reinen Qualität, wenn der Ort, in dem sie sich befinden, zum absoluten Nichts wird.“⁶⁵

Wenn man „die Qualität im Hintergrund der Dinge“ analysieren will, so muss man zunächst den Kosmos, den geordneten „Welt-Raum“ nach seinen Qualitäten, seiner impliziten Beschaffenheit untersuchen. Damit stellt sich aber die noch grundlegendere Frage danach, was unter dem (Welt-)Raum zu verstehen ist. Darauf soll anschliessend eingegangen werden.

3.1 Zur Geschichte des Raumbegriffs

Der Raum wird im Laufe der Geschichte recht unterschiedlich definiert. Der deutsche Philosoph und Pädagoge Otto Bollnow weist in diesem Zusammenhang bei seiner sprachgeschichtlichen Analyse auf das Verb „räumen“ hin, welches gemäss Grimm'schem Wörterbuch besagt, im Wald eine Lichtung zum Zweck der Urbarmachung und Besiedlung schaffen. Raum ist demnach nicht einfach gegeben, sondern wird erst „durch eine menschliche Tätigkeit gewonnen, indem man ihn durch Rodung der Wildnis (die also nicht Raum ist) gewinnt.“⁶⁶ Betrachtet man „Raum“ als den alles umfassenden Welt-Raum, so wäre er – zumindest aus abendländischer Sicht – als etwas Gegebenes und nicht als etwas durch den Menschen Gewonnenes zu betrachten.

Raum hat aber nicht nur eine physische, sinnlich wahrnehmbare Ausgestaltung, sondern auch eine geistig-verbale und seelisch-emotionale. Der deutsche Philosoph und Psychologe Ludwig Klages braucht zum Veranschaulichen der Beziehung zwischen den körperlichen und

geistigen Aspekten des Raumbegriffs schon vor Bollnow das Bild der Urbarmachung, wenn er über die geistesgeschichtliche Stellung der Griechen schreibt: „Indem sie auf der ganzen Erde die ersten sind, die den Urwald des Mythos mit den Beilhieben des Geistes *rodeten* und die Lichtungen schufen, auf denen alle Geisteskämpfe des Abendlandes sich abspielen sollten, sind sie zugleich die ersten, die den Weg des Unheils betreten haben, der mit der Ausrottung von Urwäldern überhaupt – im eigentlichen und übertragenen Sinne – seinem Ende naht.“⁶⁷

Grundsätzlich kann der Raum entweder von allgemeinen, umfassenden, theoretischen oder von speziellen, begrenzten, praxisnahen Vorstellungen her betrachtet und zum Beispiel differenziert werden in den

- (Nicht-)Raum des Chaos,
- geordneten Welt-Raum,
- Raum des Unverfügbaren, des Geheimnisses,
- den Naturraum,
- Anschauungsraum,⁶⁸
- Denkraum als Raum des Denkbaren und der Denkart von Individuen und Gruppen, als Raum der Gründe und als Kulturraum,
- Wissensraum, der durch intra- und interpersonelle Wissenskommunikation erschlossen wird
- Lebensraum und Gesellschaftsraum,
- politischen Raum, zum Beispiel eines Nationalstaates und den Rechtsraum,
- Wirtschaftsraum
- für den Menschen einigermaßen verfügbaren Eigenraum eines Individuums oder einer Institution, der sich zum Persönlichkeitsraum entwickeln kann
- Leibraum des Menschen.

Die genannten Raumausprägungen stehen nicht unverbunden nebeneinander, können in ihren Relationen zueinander unterschiedlich betrachtet werden (siehe später). Was aber alle Raumausprägungen verbindet, ist ihre Mehr-Dimensionalität, meist verstanden als Drei-Dimensionalität als Länge, Breite und Tiefe oder seelische, körperliche und geistige Dimension.

In der vorliegenden Studie stehen die Raumbereiche des Welt-/Sphären-, Themen- und Eigenraums im Zentrum, die in ihren

- seelisch-emotionalen
- physisch-nonverbalen und
- geistig-verbalen Dimensionen

erkannt und die im sogenannten „Raum der Gründe“, einem Begriff, den der amerikanische Philosoph Wilfrid Sellars⁶⁹ einführte (siehe später), meinent, glaubend, wissend verstanden werden können.

Zunächst sollen die genannten drei grossen Raumbereiche in ihrer geistesgeschichtlichen Entwicklung vertieft behandelt werden, später dann auch die drei genannten Hauptdimensionen (siehe Theorie-Teil).

3.1.1 Zur Geschichte der Sphärenraum-Vorstellung

Die Analyse der Beschaffenheit des Welt-Raumes und der Dinge darin hat eine lange Tradition, die Sloterdijk in seinen Werken über „Sphären“ ausführlich darstellt. Die nachfolgenden Darlegungen basieren wesentlich auf seinen Ausführungen.

Der Begriff der Sphäre kommt vom griechischen Wort *sphaira*, was Kugel bedeutet, aber auch Bereich, Umfang.⁷⁰ Sphären sind nach Sloterdijk „geteilte Räume, die durch gemeinsames Einwohnen in ihnen aufgespannt werden.“⁷¹ Das Konzept der Sphären, der runden Ganzheiten, visualisiert sich in der Gestalt der „real seienden, sinnerfüllten, alles beseelenden und bergenden Kugel <...>. Der platonische Gottesbeweis inthronisiert in aller Form die Kugel als letztes Gestaltprinzip des Seienden überhaupt.“⁷²

Die Vorstellung des Kosmos, des Weltalls als Kugel, prägt das abendländische Weltbild über Jahrhunderte. Es ist die Funktion eines Weltbildes, „den Rand des Ganzen ausdrücklich sichtbar und spürbar zu machen. Denn woran, wenn nicht an der hervorgehobenen Umfassungslinie, die das Äusserste markiert, soll der Betrachter erkennen, dass er tatsächlich ein ‚Bild‘ der Universums vor sich hat.“⁷³

Weltbilder verändern sich im Laufe der Zeit. Sloterdijk weist hier vor allem auf die unterschiedlichen Definitionen dessen hin, was sich in der Mitte und an der Peripherie des kugelförmigen Weltalls befindet, und zwar je nachdem, ob man von einer theoperipherischen oder von

einer theozentrischen Weltauslegung ausgeht.⁷⁴ Demnach kann man den Kosmos – verstanden als Kugel Gottes – zweifach anschauen: „zum einen unter der Idee des absoluten Minimums oder des reinen Punktes, der in seiner unsichtbaren vollendeten Rundung alles in eingefalteter Form in sich schliesst <...>, zum anderen unter dem Bild des Maximums oder der ausgedehnten All-Kugel, in der alles im höchsten Grad auseinandergefaltet vorliegt und die vor lauter Perfektion für sinnliche Augen unsichtbar ist.“⁷⁵ In beiden Extremfällen handelt es sich um Unsag-, Undenk- und sinnlich Nicht-Wahrnehmbares, weil entweder alles auf das Dichteste eingefaltet (impliziert) oder alles auf das Höchste entfaltet (expliziert) ist.

Die Kugelgestalt stellt auch seit vielen Jahrhunderten eine Idealform für Ganzheitlichkeit und Absolutheit dar, denn nur die Kugelgestalt kann die Selbstbergung des expandierenden Lebens in einer gewölbten Innenraumstruktur versprechen.⁷⁶ Und dort, „wo der immunologische Imperativ ins Denken geschlagen ist – man könnte auch sagen: dort, wo es gilt, <...> *ein Leben* zu denken –, dort setzt das Kreis-Motiv sich durch, weil diesem ganz unvermeidlich die Hauptlast der Innenraumsicherung und der Weltrandbildung *more geometrico* aufgetragen ist.“⁷⁷

Der räumlichen Idealform der Kugel entspricht, zeitlich betrachtet, die Kreisbewegung, die deutlich macht, dass im Weltraum – im abendländischen Sinne verstanden als Gottesraum – Gott am Anfang und am Ende steht. Er strahlt Licht aus, geht so aus sich heraus und kehrt zu sich zurück. „Vom Rande des Maximums branden die Strahlen, aus dem Kern kommend, in den Kern zurück. <...> Daher ist Gott eine Kugel zugleich in Ruhe und in Explosion. <...> Wäre es anders, so müssten die zentrifugalen Ausstrahlungen alles ins Unreflektierte fortreißen; die Welt wäre in chronischer Flucht vom Ursprung – was im übrigen das Dilemma der zeitgenössischen Urknall-Theorien ist, <...>.“⁷⁸

Wie kann man sich nun dieses Zurückstrahlen vorstellen? Sloterdijk weist hier hin auf „die gewaltige erste Definition des 24-Philosophen-Buches: ‚Gott ist eine Monade, die eine Monade erzeugt‘, und die in ihrer zweiten Hälfte sagt: *in se unum reflectens ardorem* – was von Kurt Flasch so kühn wie präzise mit: ‚und sie in einem einzigen Gluthauch auf sich zurückbeugt‘ übersetzt wurde – wobei ‚sie‘ sich unverkennbar auf die heimkehrenden Strahlen bezieht, nämlich auf die gezeugte

Monade als ganze, von der sich zeigen lässt, dass die nichts anderes meint als die Summe des ringsum ausgestrahlten Lichtes, das vom Rande der Lichtkugel in die Mitte zurückgespiegelt wird.“⁷⁹

Die Monade ist übrigens ein Begriff, der von Leibniz in die Philosophie eingeführt, aber zuvor schon vom deutschen Theologen, Philosophen und Kirchenfürsten Nikolaus von Kues verwendet wird. Unter Monade versteht man eine einfache Substanz, die in den zusammengesetzten Substanzen vorhanden ist. Eine Monas, die sich selbst multipliziert, erzeugt wieder eine Monas, expliziert etwas Implizites, „nämlich die Identität der ausdehnungslosen Punkt- oder Minimum-Eins und der allumfassenden Kugel- oder Maximum-Eins.“⁸⁰

Diese Vorstellung des stufenweisen Sich-Explizierens des Impliziten schafft eine Einheit von allem sich im Welt- und Gottraum Befindlichen. Es eröffnet die Möglichkeit, alles mit allem in Relation zu setzen, was den gleichen Grad an Entfaltung besitzt. Dieses gegenseitige Durchdringen des Ganzen wiederum ermöglicht ein Denken in Ganzheiten (siehe später).

Sloterdijk geht nun auf die im Laufe der Geschichte zahlreich entstandenen Möglichkeiten ein, diese All-Kugel zu strukturieren, insbesondere auf den Vorschlag von Kues', der – wie nachfolgende Abbildung zeigt – neun Seinsstufen unterscheidet, entsprechend den neun Chören der Engel im Gottes-Raum. Aus dem Mittelpunkt des Welt-Raumes kommt das Sonnenlicht, die drei nachfolgenden Kreise sind feurig, die nächsten luftig und die äussersten erdhafte.

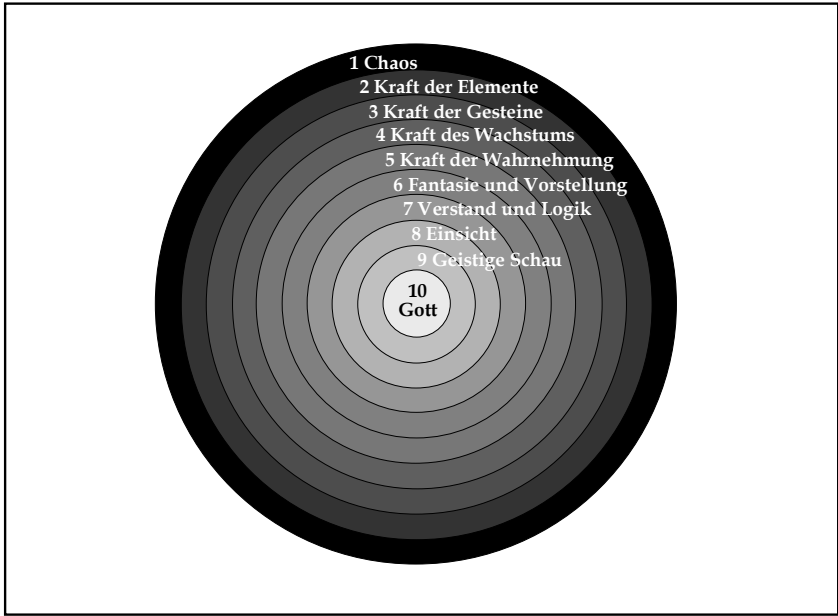


Abbildung 3: Rekonstruktion der Kusanus-Scheibe (1462/3). Aus: Sloterdijk, Peter: *Sphären II. Globen*, Frankfurt a. M. 1999, S. 564

Die Stufen dieses Sphärenraumes, der zum spielerischen Gebrauch zur Scheibe „geglättet“ wurde⁸¹, zeigen im inneren Bereich der Kreise 5 bis 9 die Denk- und Meditationsmöglichkeiten, welche es braucht, um sich Gott zu nähern.

Sloterdijk weist ausführlich auf die Problematik ein, die sich auftut, wenn die Gottes-Kugelvorstellung im Sinne der zweiten Aussage des „Buches der vierundzwanzig Philosophen“⁸² weitergedacht wird, welche lautet: „Gott, das ist die unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall und deren Umfang nirgends ist.“⁸³ Denn wenn man nun diese Unendlichkeit auf den Radius der Gotteskugel überträgt, verliert die Peripherie ihren Wölbungscharakter und das Innere fällt ins Heillose zurück: „Es gibt kein Inneres mehr; die Geometrisierung des Immunraumes ist für immer gescheitert; das Projekt Weltseele ist am Ende. Alles ist aussen.“⁸⁴

So gesehen setzt die eben zitierte Aussage der theosophischen Kugel-Mystik „eine zentrifugale Dynamik frei, in deren Fluchlinien sich der

frühneuzeitliche Kult des gottanalogen, schöpferischen Genies und später auch der moderne Individualismus in seinen sublimsten wie vulgärsten Ausprägungen entfalten werden. Denn wenn der infinitisierte Gott im Gang der Neuzeit seine Zentralstelle im Geistraum verliert, dann müssen seine menschlichen Vertreter, die geistbegabten Einzelnen, doch wesentlich mehr leisten, als nur eine distante Stelle in seinem Innern zu besetzen. Das In von Im-Unendlichen bezeichnet jetzt ja kein vorfindbares Wohn- und Teilhabe-Verhältnis mehr; vielmehr müssten die schöpferischen Menschen jeweils von ihrem Ort im Seienden aus die ganze Arbeit des verlorenen Form-Gottes vollbringen <...>. Sie müssten selbst die Mitte beerben, indem sie sich freiwillig melden für die Aufgabe, sie zu ‚sein‘ und zu vertreten.“⁸⁵ Weil nun jeder Einzelne zur Konstruktion von Ordnung verdammt sei, bringe dies gemäss Sloterdijk mit sich, dass die „Theologen gehen, die Designer kommen.“⁸⁶ So ist nicht nur alles aussen, sondern auch zur Äusserlichkeit geworden.

Wenn die moderne Weltraum-Vorstellung mit der alt-europäischen Kugel-Behälteridee bricht und den Raum als unendlich und unbegrenzt denkt, stellen sich neue Sinnfragen. „Es scheint, als hinge der Sinn von Modernität selbst von der Auslegung der Katastrophe der metaphysischen Sphären ab und somit davon, dass man sich darüber ausspricht, ob die Mitte oder der Rand als verloren gelten sollen, oder beide, und welche Mitte, und welcher Rand von welcher Kugel.“⁸⁷

Sloterdijk betont, dass es bei der Betrachtung der Geschichte der Veränderungen der Gottes- und Weltbilder wichtig ist, diese nicht als ein Hintereinander von Sichtweisen zu sehen, sondern als ein Nebeneinander. Denn auch heute noch sehen zahllose Menschen – zumal in nicht-europäisierten oder –amerikanisierten Kulturkreisen – die Welt als Kugel- und auch als Gottesraum. „Aus der unvermeidlichen Reibung zwischen den beiden Immunitätsklassen entsteht <...> die Grundspannung der Modernität <...> das Gegeneinander von Desillusionierungsoffensiven und Illusionsverteidigung <...> Der Krieg der Immunsysteme ist die Wirklichkeit des Wirklichen im Weltalter nach der Ermordung Gottes: er wird geführt als Tiefenweltkrieg zwischen Naivität und Nicht-Naivität.“⁸⁸

Demnach sind mit Sloterdijk zwei grosse Weltbild-Entwicklungslinien auszumachen, nämlich

- die naive, welche den Welt-Raum als bergenden Kugel-Behälter und das Haus mit Garten als Metapher des Kosmos betrachtet oder
- die nicht-naive, welche die Welt als unbegrenztes und expandierendes All und das „Apartment“ als ihre Metapher sieht, für dessen „Mieter“ Weltordnung und Lebensstil nicht mehr kongruent sein müssen.

Letztere Vorstellung führt im Extremfall zum hyper-individualistischen Menschen, der oben in der Typologie der „Halbgebildeten“ aufgeführt wurde. Sloterdijk bezeichnet diesen als „Selbstbegleiter“ und beschreibt dessen Eigenraum-Vorstellung wie folgt: „Vom Vorliegen einer Egosphäre kann die Rede sein, wenn ihr Bewohner elaborierte Gewohnheiten der Selbstpaarung entwickelt hat und sich habituell in einem ständigen Prozess der Unterscheidung von sich selbst – das heisst im ‚Erleben‘ – bewegt. <...> Die Nicht-Symbiose mit Anderen, die der Alleinlebende im Apartment praktiziert, ist bei genauerer Betrachtung als Autosymbiose zu erläutern. In dieser wird die Form des Paares von dem Einzelnen erfüllt, der sich in ständiger Unterscheidung von sich fortwährend auf sich selbst als den inneren Anderen oder eine Vielheit von Sub-ichen bezieht.“⁸⁹

Abschliessend kann man die Entwicklung des aufklärerischen Weltbildes mit Sloterdijk wie folgt beschreiben: „In den modernen Schicksalen der Weltseele-Ideen nimmt die europäische Geistesgeschichte ihre ironischste Wendung. Wir wollten, als Bürger neuzeitlicher Vernunftkultur, noch Seelen sein und haben uns als Benutzer von Immunsystemen expliziert; <...> ; wir wollten uns im Ganzen verankern und haben uns in die Vielheiten der Systeme mit ihren spezifischen Umwelten zerstreut. Auf dem Höhepunkt des Weltseelen-Elans wollten wir sogar ein Universum konzipieren, in dem alles mit allem kommuniziert, und haben uns eine Welt explizit gemacht, in der fast alles sich gegen fast alles wehrt.“⁹⁰

Aber wie hätte man künftig den Welt-Raum zu denken, um „den Rest des vormals metaphysisch codierten Verlangens nach Offenheit, Kommunikation und All-Zusammenhang“⁹¹ zu sichern? Sloterdijk meint dazu: „Was vor uns liegt, ist die Bearbeitung der Aufgabe, die menschlichen Eigenraum-Vielheiten als Form-Prozess zu kennzeichnen, bei denen Abwehr und Erfindung ineinander übergehen – ge-

wissermassen als sprechende Schäume, als über sich hinaus träumende Immunsysteme.“⁹² Dazu werden im theoretischen Teil der vorliegenden Studie Vorschläge gemacht.

Nachdem nun die geschichtliche Entwicklung des kosmischen, geordneten und stufenweise erkennbaren und in Anlehnung an Sloterdijk „Sphärenraum“ genannten Raumes betrachtet worden ist, soll der dem Einzelmenschen näher liegende und mit ihm verortete Raum genauer behandelt werden. Mit diesem – hier „Themenraum“ genannten und sich an Orten explizierenden – Raumbereich hat sich die deutsche Raumsoziologin Martina Löw auseinandergesetzt, deren Überlegungen den folgenden Ausführungen wesentlich zugrunde liegen.

3.1.2 *Zur Geschichte der Themenraum-Vorstellung*

Die physische Beschaffenheit des Raumes ist nach aristotelischer Vorstellung so gedacht worden, dass Fixsterne den endlichen, überall dicht gefüllten Raum begrenzen. Die kugelförmige und unbewegliche Erde bildet das Zentrum. Die weiteren Elemente sind in konzentrischen Kreisen um diesen Mittelpunkt angeordnet und füllen den Raum bis zum Mond. Jenseits von ihm befinden sich die übrigen Planeten in einem endlichen Raum, der als „Behälter“ gedacht wird.⁹³

Während in der Geschichte des griechischen Atomismus der Begriff des leeren unendlichen Raumes den wesentlichen Grundbegriff physikalischer und kosmologischer Konzeptionen bildet, „übersetzt“ Aristoteles die Platonische Konzeption in eine ‚Orter-Theorie‘, in deren Rahmen auf der Auszeichnung natürlicher Örter (der Dinge) eine Theorie des einfachen Körpers <...> und eine Theorie der einfachen Bewegung <...> basieren. Die Aristotelische Raumkonzeption steht damit wie bei Platon im Zusammenhang mit einer Elemententheorie, die eine schalenförmige Schichtung der vier Elemente im Zustand einer vollkommenen Ordnung um das Weltzentrum vorsieht.“⁹⁴

Wie oben mit Kues dargestellt, bleibt die Idee der schalenförmigen Schichtung und der Elemente-Bezug lange zentral. Nach Löw wird erst im 17. Jahrhundert allmählich deutlich, dass die Verhältnisse zwischen Himmel und Erde offenbar komplizierter sind. In einer Zeit grosser Umbrüche infolge des Dreissigjährigen Krieges formuliert der englische Physiker, Astronom und Mathematiker Isaac Newton die

Vorstellung von einer „homogenen unendlichen Welt. <...> Newton entwirft Raum als eine vom Körper selbständige Realität. Dies war, wie Carl Friedrich von Weizsäcker betont, keineswegs selbstverständlich, sondern das Ergebnis einer Abstraktionsleistung <...>. Durch diese Absolutsetzung, die Newton in seinen Schriften durch den relativen Raum' ergänzt, wird die Vorstellung vom Container nicht wirklich in Frage gestellt.“⁹⁵ Nachfolgende Abbildung zeigt in vereinfachter Form die Differenzierung zwischen absolutem und relativem Behälter-Kugelraum.

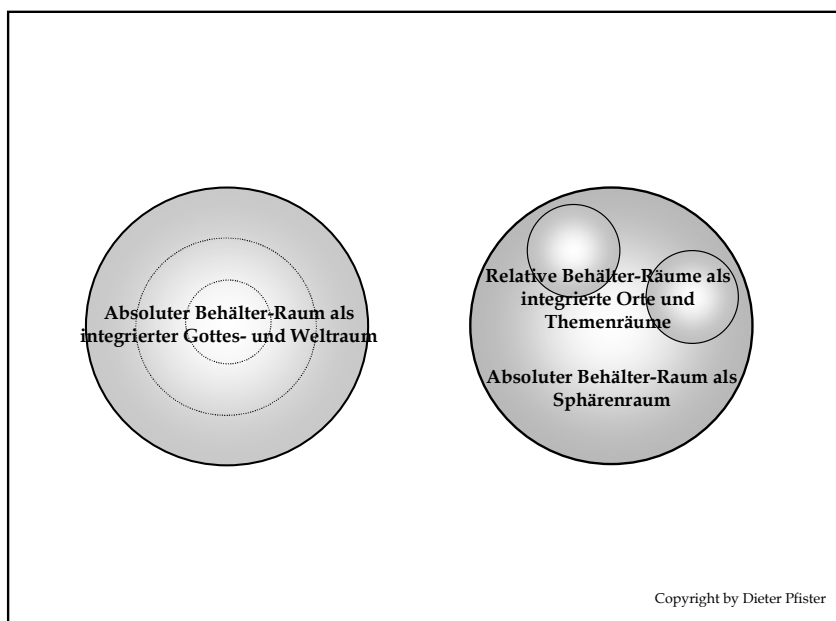


Abbildung 4: Absolute und relative Behälter-Kugelräume

Wenn Newton einen „absoluten“ Behälter- oder Container-Raum als ruhendes Bezugssystem von einem „relativen“ unterscheidet, dann ist der relative Raum für ihn, nach Löw, „das Mass des absoluten Raums oder ‚ein beliebiger veränderlicher Ausschnitt daraus.‘ <...> aus metaphysischen Gründen habe er den absoluten Raum als feste Verankerung und Bestätigung des absoluten Gottes geschaffen.“⁹⁶ Für New-

tons Zeitgenossen Gottfried Wilhelm Leibniz wiederum stellt der Raum den Inbegriff möglicher Lagebedingungen dar. Er bringt dadurch die relativierende Sicht in die Diskussion ein, was nach dem deutschen Physiker und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker bedeutet: „Man dürfte dann strenggenommen nicht sagen: ‚dieser Körper befindet sich an diesem Ort‘, sondern nur: ‚er befindet sich, von jenem anderen Körper aus gesehen, an diesem Ort‘.“⁹⁷

Was den relativen Raum als Raumausschnitt beschreibbar macht, ist ein besonderes, ein ausgewähltes Thema. Das Thema liefert die Perspektive, die zentrale Fragestellung der Betrachtung. Der hinsichtlich dem Sphären- und dem Eigenraum relative Raum und wird hier deshalb als „Themenraum“ bezeichnet. Dabei stellen Themen das Zweckhafte, das „Wozu“ dar, welches sich in der Art der Relation zwischen Begriffen, zwischen sozialen Gütern und Menschen expliziert.

Das Thema ist in der Raumordnung, am Ort implizit vorhanden. Der Wiener Philosoph Ludwig Wittgenstein weist in diesem Zusammenhang bei seinen Gedanken über das Thema „Thema“ auf Folgendes hin: „Der Eindruck, den es (das Thema, Anmerkung von DP) mir macht, hängt mit Dingen in seiner Umgebung zusammen – z. B. mit der Existenz der deutschen Sprache & ihrer Intonation, das heisst aber mit dem ganzen Feld unserer Sprachspiele.“⁹⁸

Das Thema, der Raum-Ausschnitt ist aber bei Newton immer noch positionierbar im absoluten Raum, die Relativität nur „vor Ort“ vorhanden. Wenn man nun aber, wie mit Sloterdijk oben dargestellt, den absoluten Raum in unendlicher Entgrenztheit denkt, wird jede Verortung von relativen Räumen beliebig, relativistisch.

Im Blick auf diese historische Entwicklung des Raumbegriffs spricht Löw von einer Kontroverse „zwischen ‚absolutistischen‘ und ‚relativistischen‘ <...> Standpunkten“⁹⁹. Nach Löw ist der absolutistische Raum „kontinuierlich“ und „existiert für sich“¹⁰⁰. Die Vordenker dieser Theorie waren unter anderen Ptolemäus, Kopernikus und Newton. Leibniz, Mach und Andere definieren den Raum aus den relationalen „Lageverhältnissen“¹⁰¹ und sprechen dabei vom relativen Raum.

Im 20. Jahrhundert entwickelt sich, wie der deutsche Stadt- und Regionalökonom Dieter Läßle zeigt, die Raumauffassungen in der naturwissenschaftlichen Diskussion weiter, und zwar zum Einem in

Richtung „Lagerungsqualität der Körperwelt“, zum Andern „als ‚Behälter‘ aller körperlichen Objekte“¹⁰². Läßle untersuchte diese beiden Raumtypen genauer und stellte dabei fest, dass der Raum im ersten Fall ohne körperliche Objekte nicht denkbar ist.¹⁰³ Durch diese relationale Anordnung der Objekte im Raum entstehen Orte. Läßle bezeichnet diese Raumvorstellung als „relationalen Ordnungsraum.“¹⁰⁴

Im zweiten Fall ist Raum eine „gewissermassen der Körperwelt übergeordnete Realität.“¹⁰⁵ Hier ist der Raum nicht mehr abhängig vom „besonderen körperlichen Objekt“. Es ist somit möglich, von einem „leeren Raum“ zu sprechen. Dieser Raumvorstellung wird vom deutschen Physiker Albert Einstein als „Container“¹⁰⁶ bezeichnet. Läßle gebraucht den Begriff „‚Behälter-Raum‘-Konzept“¹⁰⁷, der in der Tradition von Newtons „absolutem Raum“ steht. Aus der Sicht der modernen Physik erwies sich das absolutistische Behälterraum-Konzept aber als Illusion, was eine Verunsicherung in der Raumwahrnehmung zur Folge hatte.

In der neueren Diskussion um die Raumvorstellung hat der deutsche Soziologe Norbert Elias von gesellschaftswissenschaftlicher Seite her weitere Einsichten eingebracht, worauf Läßle und Löw ausführlich eingehen. Das wichtigste Merkmal der absoluten Raumauffassung ist nach Elias, dass ihr zu Folge Bewegung und Veränderung immer nur im Raum oder im Bezug auf den Raum stattfindet. Dabei wird Raum geradezu zum „Prototyp des Starren“¹⁰⁸. Er gibt hier, wie zuvor schon der ungarische Philosoph Melchior Palágyi (siehe später), zu bedenken: „Jede Veränderung im ‚Raum‘ ist eine Veränderung in der ‚Zeit‘, jede Veränderung in der ‚Zeit‘ ist eine Veränderung im ‚Raum‘. Man lasse sich nicht durch die Annahme irreführen, man könne ‚im Raum‘ stillsitzen, während ‚die Zeit‘ vergeht: man selber ist es, der dabei älter wird...“¹⁰⁹

Dieses Erstarren im Begrifflichen – man könnte von einem absolutistischen Behälterbegriff reden – veranschaulicht Elias folgendermassen: „Wir sagen: Der Wind weht, als ob der Wind zunächst ein ruhiges Etwas wäre, das sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in Bewegung setzt und zu wehen beginnt – als ob der Wind etwas anderes wäre als das Wehen, als ob es auch einen Wind geben könnte, der nicht weht.“¹¹⁰ In diesem Sinne fordert Löw, dass auch der Raumbegriff selbst und nicht nur das im Raum Stattfindende als beweglich begrif-

fen wird. Sie spricht von einer „*Ungleichgewichtigkeit strukturell gleicher Begriffe*“¹¹¹, die beispielsweise durch die Verdinglichung des Raumes im Territorialprinzip und dem Verständnis von Zeit als „soziale Konstruktion“ entstehe.

Löw stellt auch die Sozialisationsprozesse und kognitiven Lernprozesse bezüglich „Raum“ ausführlich dar. Sie stellt im 20. Jahrhundert eine Zerstücklung des Raumes in Rauminselfest und kommt zum Schluss, dass heute die Konstitution von Raum in zweifacher Hinsicht erfahren wird: „<...> die Inseln selbst erscheinen nach wie vor als umschliessende, einheitliche Räume, in denen man sich mit Hilfe der angeeigneten Orientierungsfähigkeiten bewegen kann, gleichzeitig wird jedoch der über die Inseln hinausreichende Raum als heterogen und uneinheitlich erfahren. Er scheint dem topologisch Wahrgenommenen näher zu sein als dem orientierten Handeln ‚im Raum‘.“¹¹² Dabei darf nach Löw die topologische Wahrnehmung nicht mit einer relativistischen Raumvorstellung verwechselt werden: „Wenn Piaget also schreibt, das räumliche Vorstellungsvermögen Erwachsener sei perspektivisch und euklidisch, so versucht er, Relativität im Sinne von Perspektivevielfalt und Euklid im Sinne der Orientierung an festen Formen <..> zu verbinden. Beides jedoch ordnet er in einem als absolut gedachten Raum an.“¹¹³

So kann man sagen, dass kleinere „Rauminselfest“ bis heute von vielen Menschen behältermässig und im Sinne des Individualismus „relativ absolut“ gedacht werden. Dies gilt wohl vor allem für bestimmte Themenräume und Eigenräume von Institutionen und Individuen (siehe später). Zwischen den Themen-Rauminselfest-Behältern entstehen dann aber Zwischenräume, die unscharf und relativistisch wahrgenommen werden, weil hier die moderne Relativität des Sphärenraumes „hineinbricht“. Themen- und Sphärenraum treten sich so gegenüber und werden im Eigenraum des Menschen durch Denkarbeit in Verbindung oder zumindest in Relation zu bringen versucht. Der Eigenraum fungiert so als Nahtstelle. Wie stark er selber als relativistischer oder absolutistischer Behälterraum oder eher ganzheitlich integriert definiert wird, soll weiter unten betrachtet werden. Nachfolgende Abbildung zeigt, wie der Themenraum dem Sphärenraum gegenübertritt und wie (rechts) der Eigenraum zur Nahtstelle zwischen den beiden anderen Raumbereichen wird.

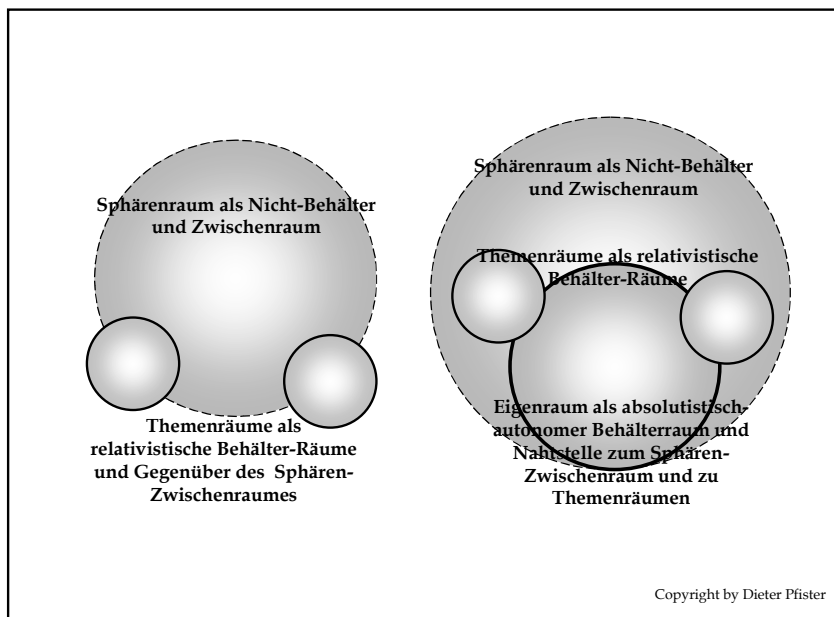


Abbildung 5: Das Gegenübertreten von Sphären- und Themenraum als Hinter- und Vordergrund und die Rolle des Eigenraumes als Ort der Sinnkonstituierung

Die Themen-Rauminsel und relativistische Behälter-Vorstellung kann man auf soziale Güter im materiellen und immateriellen Sinne übertragen und sieht dann die Auswirkungen dieser Vorstellung zum Beispiel in der Architekturgeschichte oder in der Kulturentwicklung von Institutionen. Sie spielt ferner in Wirtschaft und Gesellschaft und in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eine zentrale Rolle. Klassisches Beispiel dafür ist Johannes Heinrich von Thürens Modell des „Isolierten Staates“. „Der Raum wird – analog der ‚Behälter-Theorie‘ der klassischen Physik – als homogener, geometrischer Raum vorausgesetzt. Dieser ‚Behälter-Raum‘ wird (gedanklich) mit voneinander unabhängigen Betrieben aufgefüllt. Zur kausalen Erklärung und anschaulichen Darstellung der Struktur des Rauminhaltes führt Thünen die beide zentralen Raumbegriffe des Standortes und der Entfernung ein. <...> der Kategorie der *Entfernung* wird die Kategorie der *Trans-*

portkosten, der Kategorie des *Standortes* die der *Grundrente* zugeordnet.“¹¹⁴

In der relativistischen Behälterraum-Vorstellung wird demnach der Raum als ein Nebeneinander von lauter Behälter-Rauminseln wahrgenommen, was sich zum Beispiel zeigt in der Ausprägung des

- „Behälterbegriffs“ im „Behälterraum“ des Wissens,
- „Behälter-Menschen“ in den Behältern des Privat- oder Berufsberichts und als Gegenüber der Natur,
- souveränen Territorialstaates definiert als juristischer und institutioneller Behälter auf der Erdoberfläche,
- „Behälter-Wirtschaftsraums“ mit hohen Zollschränken,
- „Behälter-Kulturraums“, subkulturell unterteilbar innerhalb einer Gesellschaft und interkulturell als „Nicht-Ort“ zwischen Gesellschaften etc.

Zwischen den Raumbehältern orten nämlich der französische Jesuit und Historiker Michel de Certeau und sein Landsmann, der Ethnologe Marc Augé sogenannte „Nicht-Orte“¹¹⁵, die man als Zwischenräume verstehen kann, wo sich der Behältermensch als einsamer Passagier ausserhalb von Identität, Relation und Geschichte bewegt und welche den Beobachter-Stand-Ort darstellt.

Nachdem nun die Geschichte der Vorstellungen über die Qualitäten des Weltalls, der Beschaffenheit des Gottesraumes und der Struktur des Sphären- und Themenraumes dargestellt und der relativistische Behälterraum speziell vertieft worden ist, soll anschliessend der Eigenraum des Menschen behandelt werden.

3.1.3 Zur Geschichte der Eigenraum-Vorstellung

Als Eigenraum soll der Ort bezeichnet werden, über den ein Raumeigner stärker als andere individuelle oder institutionelle Raumeigner und -nutzer verfügen kann. Was den Eigenraum des Menschen betrifft, so spielte, wie schon im Kapitel über die Bildung angedeutet, lange Zeit eine bestimmte Ideal-Vorstellung eine Rolle, nämlich diejenige der „Persönlichkeit“. Wenn man über diesen Begriff redet, kommt man nicht umhin, zunächst über jenen der „Person“ nachzudenken. Person, vom lateinischen „persona“ (Maske, Rolle des Schau-

spielers) abgeleitet, bezeichnet den Einzelnen in seiner menschlichen Eigenart. Die vielen vorhandenen Definitionen von Person gehen nach dem deutschen Philosophen Heinrich Schmidt fast alle irgendwie auf den descartes'schen Dualismus „zwischen Seele und Leib beziehungsweise auf dessen religiöse (christliche) Wurzel“ zurück, „mag es sich nun handeln um den Dualismus zwischen

- Ich und Nicht-Ich (Fichte),
- Natur und Geist (Hegel),
- Wille und Vorstellung (Schopenhauer),
- Leben und Geist (Romantik, heute Klages),
- Bewusstes und Unbewusstes (Romantik, E. v. Hartmann, Psychoanalyse),
- Dasein und Existenz (Kierkegaard, heutige Existenzphilosophie).

Die Person ist ein ethisches Phänomen. Sie ist der Inbegriff, das Zentrum und die Einheit der auf andere Personen intentional gerichteten Akte.“¹¹⁶

3.1.3.1 *Raum der Persönlichkeit*

Im Unterschied zur „Person“ stellt gemäss Schmidt die „Persönlichkeit“ das innere Eigensein des Einzelnen dar, und zwar so, wie sie sich als einmalig erlebt und dieses Eigensein vollbewusst reflektiert. „Persönlichkeit“, ein Grundbegriff der allgemeinen Soziologie, bezeichnet nach Hillmann die Nahtstelle zwischen Individuum, Gesellschaft und Kultur. Sie ist das Ergebnis der durch Sozialisation bewirkten Vermittlung von psychischen Kapazitäten des einzelnen Menschen mit den Werten, Normen, Verhaltensregulierungen seiner sozialen Umwelt. „Der Mensch wird erst Persönlichkeit dadurch, dass er einen Teil der gesellschaftlichen Substanz (Werte, Normen, Verhaltensregeln) in sich hineinnimmt und an den Anforderungen der sozialen Umgebung sich selbst erkennt.“¹¹⁷ Räumlich betrachtet heisst dies, dass die Persönlichkeit die Trennung zwischen Innen und Ausen und damit den Behälter des eigenen Körpers und Geistes überwindet, sich als Teil des Ganzen sieht.

Historisch betrachtet muss aber darauf hingewiesen werden, dass das, was man heute als Persönlichkeit bezeichnet, früher anders definiert

wurde, wie Georg Bollenbeck ausführlich darstellt: „Die Persönlichkeit des Mittelalters war vorrangig Standespersönlichkeit; die der Renaissance versteht sich als autonomes Subjekt. <...> Mit den Vorstellungen von sich selbst bekommen auch die Vorstellungen von der Welt ein anderes Gesicht. Allgemeine (und hinlänglich bekannte) Veränderungen im Repräsentationsmodus der Künste mögen dies veranschaulichen – vor allem dann, wenn man nicht nur nach dem ‚Was‘ fragt <...>, sondern nach dem ‚Wie‘. <...> Die neu entdeckte Linearperspektive macht das Individuum ausserhalb des Bildes zum Zentrum der Komposition, die sich ja auf einen fingierten Betrachter und nicht mehr wie in der ‚Bedeutungsperspektive‘ auf einen säkularisierten Raum bezieht.“¹¹⁸ Der Mensch gerät so ausserhalb seines Bildes der Welt, ausserhalb seines Raumbildes. Die Welt wird zum Gegenüber des Menschen.

In diesem Zusammenhang weist der Wiener Kybernetiker Heinz von Foerster darauf hin, dass jeder Mensch für sich die Frage zu beantworten hat, ob er ein Teil des Universums ist oder ob er ausserhalb steht und Beobachter eines von ihm unabhängigen Universums sein will. Die „autonomen“ Beobachter-Menschen habe in der Geschichte ein gewaltiges Gebäude orthodoxen Wissens errichtet. „Die Kategorien der Wahrheit und der Objektivität garantieren für die Popularität dieser Position: Wahrheit begründet Autorität – ‚Es ist, wie *ich* es sage!‘“¹¹⁹

Der Mensch jedoch, der sich als Teil des Universums betrachtet, weiss, dass „es“ nicht ist, wie ich es sage, sondern, dass es ist, wie es ist. Von Foerster begründet seine Entscheidung¹²⁰, sich als Teil des Universums zu sehen, so: „ <...> weil sie mich und meine Handlungen untrennbar an alle anderen Menschen bindet und damit zur Voraussetzung für die Begründung einer Ethik wird. <...> Ich meine, wir müssen in jedem Gesprächsbereich, ob in den Wissenschaften, in der Philosophie <...> ja sogar in der Politik, unsere Sprache so gebrauchen können, dass sie einer impliziten Ethik gehorcht, dass sie also nicht zu einer Sprache degeneriert, mit der man Moral lediglich predigt. Die Proposition 6.421 in Wittgensteins *Tractatus* (1921) lautet: ‚ Es ist klar, dass sich die Ethik nicht aussprechen lässt.‘ – Was meint Wittgenstein damit? Im Punkt 6.422 führt er den Gedanken weiter aus: ‚Der erste Gedanke bei der Aufstellung eines ethischen Gesetzes von der Form ‚du sollst ...‘ ist: Und was dann, wenn ich es nicht tue? Es ist aber klar,

dass die Ethik nichts mit Strafe und Lohn im gewöhnlichen Sinne zu tun hat. Also muss diese Frage nach den *Folgen* einer Handlung belanglos sein. – Zum mindesten dürfen diese Folgen nicht Ereignisse sein. Denn etwas muss doch an jener Fragestellung richtig sein. Es muss zwar eine Art von ethischem Lohn oder ethischer Strafe geben, aber diese müssen in der Handlung selbst liegen.' (Ebda.) Hier bleibt die Ethik implizit, die Methode ist Reflexivität, und Gebote lauten nicht länger ‚Du sollst ...! ‚Du darfst nicht ...!, sondern ‚Ich soll ...! Oder ‚Ich darf nicht ...!‘ “¹²¹

Persönlichkeitsentwicklung ist demnach ein bewusster Akt der Selbstgestaltung, und zwar im Sinne des Verantwortung-übernehmens durch das Selbst, ist eben das, was man als Bildung bezeichnet. Nach Schmidt hat die Persönlichkeit als solche „idealen Wertcharakter, das heisst die Persönlichkeitswerte bestehen unabhängig von der realen Persönlichkeit. Der ethische Wert der Persönlichkeit besteht dem Sich-selbst-getreu-Bleiben, in der Echtheit und Gediegenheit ihres Wesens <...>. Die Verwirklichung dieses ethischen Wertes, also die Selbstverwirklichung der Persönlichkeit, ist eine Tugend.“¹²²

3.1.3.2 Individueller und institutioneller Eigenraum

Der Begriff der Persönlichkeitsbildung spielt auch in der Wirtschaft eine Rolle. So gibt es neben dem individuellen Eigenraum noch einen institutionellen. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht kann beobachtet werden, dass man im 20. Jahrhundert die Idee der Persönlichkeit immer mehr auch auf Institutionen überträgt. Dabei braucht man die Begriffe der Unternehmenspersönlichkeit und der Corporate Identity, welche zunächst die Persönlichkeit des Unternehmers widerspiegelt. Diesen Themenkreis behandelt eine frühere eigene Studie ausführlich.¹²³

In der Wirtschaft wurde der Unternehmer so zum Inbegriff der Persönlichkeit, denn im technokratischen Weltbild ist derjenige eine Persönlichkeit, der aktiv in die Welt tritt, etwas unternimmt, sich immer bewusster auch als innovativ und dynamisch – um nur zwei Schlagwörter zu gebrauchen – verhält. Hier zeigt sich nach Klages, dass einer geistzugekehrten Haltung „nicht nur das Wollen und Tun überhaupt entspricht, sondern die Handlung engeren Sinnes, die Unternehmung, die Tat, die ‚erobernde‘ Expansion“, was aber nur durch

Verzicht auf die geistabgekehrte Haltung der „Unterlassung“ erfolgen kann.¹²⁴ Jeder Unternehmer ist zwar in all dem, was er nicht auch noch tun kann, unbewusster Unterlasser.

Die reife Persönlichkeit würde, so gesehen, sich und ihr Umfeld auch durch bewusstes Unterlassen gestalten – durch Nicht-Handeln aus der Einsicht der langfristigen Schädlichkeit einer bestimmten Einflussnahme. Dieses Bewusstsein ist die Voraussetzung für jegliche Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit. Der Basler Geograf Alec. A. Schaerer weist in diesem Zusammenhang auf zwei Arten der Einflussnahme hin: „Das erste Verfahren besteht darin, die materiellen Bedingungen des ‚Dinges‘, d.h. die Gleichgewichtsbedingungen seines Leibes, in den Griff zu kriegen. Diese Vorgehensweise kann deshalb nur über Verhinderung und Störungen operieren – wie etwa einen Fluss zu lenken durch Verlegung seiner Ufer, <...>, oder einen Diskurs zu lenken durch Bestimmung der zulässigen Begriffe. Man *bedrängt* das Objekt. Der andere, zweite Pfad verfährt auf der kommunikativen Ebenen. Hier wird die Lenkung erreicht durch Ausgehen von einer nicht-beeinflussenden Anteilnahme an der Existenz des anderen Wesens – ‚*horchend*‘ auf sein Eigensein und es durch das Erkennen dieser seiner Eigenheit bestärkend, kon-firmierend. <...> Jeder Akt verkörpert seine bestimmte Mischung der beiden Aspekte, auf das jeweilige ‚Ding‘ horchend und seine materielle Seinsbedingungen verändernd.“¹²⁵

Wenn nun die Persönlichkeit wie oben genannt an der Nahtstelle zwischen Individuum, Gesellschaft und Kultur steht und durch Sozialisation die kulturelle Substanz der Gesellschaft in sich hineinnimmt, wird an dieser Begriffsbestimmung wiederum klar, dass auch der Persönlichkeitsbegriff immer mehr zu einem Behälterbegriff geworden ist, bei dem klar zwischen einem Innen und Aussen unterschieden wird. Hier sieht man eine Parallele zur Begriffsgeschichte der Bildung. Mit dem Bedeutungsverlust der klassischen herder'schen Bildungs-idee geht – wie gezeigt – auch ein Rückzug der gebildeten Persönlichkeiten aus den „Behältern“ Politik und Wirtschaft einher.

Aus soziologischer Sicht verkörpert der relativistische „Behältermensch“ prototypisch die moderne Vorstellung des individualistisch-hedonistischen Ideals jener Verbrauchsorientierten in Westeuropa und Nordamerika, die sogar Information und Wissen als Produkte verstehen, das in „Behälterbegriffen“ konsumiert werden können.

Elias weist in diesem Zusammenhang auf die spezifische Selbsterfahrung des „homo clausus“¹²⁶ in europäischen Gesellschaften hin, als eine Erfahrung, „die es Menschen so erscheinen lässt, als ob sie selbst, als ob ihr eigentliches ‚Selbst‘ irgendwie in einem eigenen ‚Innern‘ existiere, und als ob es dort im ‚Innern‘ wie durch eine unsichtbare Mauer von allem, was ‚draussen‘ ist <...> abgetrennt sei.“¹²⁷ Im Sinne der oben dargestellten Untrennbarkeit von Raum und Zeit zeigt dann Elias die Konsequenzen der Homo-clausus-Vorstellung im zeitlichen Sinne: „Dabei sieht man hier <...>, dass sich der Begriff ‚Individuum‘ statt auf einen Menschen, der wird und geworden ist, vielmehr auf einen Menschen, der als Zustand gedacht ist, bezieht. Dieser Zustandsmensch ist eine Mythe.“¹²⁸

Der Behälter- und Zustandsmensch sieht sich nach Elias so, als ob er „ausserhalb des Spiels der anderen stehe“.¹²⁹ Er fordert hier eine Umorientierung, die aber nur schwer zu bewerkstelligen sei, denn diese Behälter- und Zustandsvorstellung „ist in hochindividualisierten, auf ein hohes Mass von gedanklicher Reflexion abgestimmten Gesellschaften so tief verankert, dass es eines weiteren Schubes der Selbstdistanzierung bedarf, ehe es möglich ist, den scheinbar einfachen Gedanken, dass jeder Mensch ein Mensch unter anderen ist, in allen seinen Konsequenzen zu erfassen.“¹³⁰ Die Idee der Nachhaltigen Entwicklung könnte einen solchen Selbstdistanzierungsschub begünstigen.

Eigenraum und relativistischer Behälterraum haben auch mit Macht zu tun. Der Hyper-Individualist will ja Selbstbestimmung verwirklichen und versucht, den Eigenraum als autonome Machtsphäre auszuweiten. So prägt er nicht nur die Gestaltung seines physischen Raumes (Wohnung etc.), sondern versucht, seinen Eigenraum wie ein Schutzschild um sich herum überall mitzutragen. Er begibt sich dann nicht eigentlich in den Eigenraum eines anderen Menschen, sondern kommt als externer Beobachter in die Eigenräume Anderer, orientiert sich hier zum Beispiel nicht an den möglichen Erwartungen der Anderen im Blick auf Kleidung und Manieren, sondern bewertet das eigene Wohlfühlen als vorrangig.

Tritt er mit dieser Haltung dem psychischen und geistigen Raum des Anderen gegenüber, so wird er

- zum Indifferenten oder
- zum Intoleranten,

dessen Wahrnehmung mit der Zeit reduziert, dessen Kommunikationsfähigkeit verringert und dessen Schlussfolgerungskompetenz vermindert wird. Der relativistische „Behältermensch“ kann sich so zum Indifferenten, gleichgültigen Hedonisten entwickeln. Die zweite oben genannte Ausprägung, die absolutistische wiederum zeigt ähnliche Symptome wie die relativistische. Der entscheidende Unterschied besteht aber darin, dass hier der Machtanspruch viel grösser ist, dass hier nicht Indifferenz herrscht, sondern Intoleranz. Die Nähe der beiden Ausprägungen im raumtheoretischen Sinne gibt die Erklärung für das von Sloterdijk erwähnte „Umkippen“ vom „Alles-mit-allem Kommunizieren“ zum „Alles-gegen-fast-alles Sich-Wehren“. So erkennt man, dass sowohl indifferente wie auch intolerante „Halbbildung“ eine zunehmende Bedrohung der Kultur darstellen.

Der „Behältermensch“ lebt, wie erwähnt, laut Sloterdijk im „Selbstcontainer“, dem Ort, wo er sich in seinem Apartment mit sich selbst paart. „Was in der Metaphysik des Alltags unter dem Begriff Selbstständigkeit abgehandelt wird, erweist sich in sphärologischer Sicht als <...> Selbstpaarung, Selbstsorge, Selbstergänzung, Selbstmodellierung. In dieser Perspektive lässt sich das Apartment als Atelier von Selbstverhältnissen verstehen – oder als Pflegeheim für Unbestimmtheiten. In ihm wird nicht – wie in den Zellen spätmittelalterlichen Mönche und Nonnen – die Zwei-Einigkeit (Bi-Unität) zwischen Gott und Seele ausgearbeitet, vielmehr wird von ihm die Paarung des Individuums mit sich selbst (Uni-Binität) unterstützt.“¹³¹

Wie aber kann eine solche Persönlichkeitsbildung gefördert werden? Um diese Frage beantworten zu können muss genauer analysiert und definiert werden, wie der Mensch bei der Raumkonstituierung vorgeht, vor allem bei der Konstituierung des Raumes der Gründe und des Wissensraums. Ziel ist hier seine Reintegration in diese Räume durch Überwinden des Hyper-Individualismus und der relativistischen Behälterraum-Vorstellung. Diese Reintegration erfordert andere Relationen zwischen Menschen und sozialen Gütern im Raum und bestimmte Qualitäten der Persönlichkeitsbildung, nämlich die Fähigkeit, mit den immer unübersichtlicheren Relationen, in dem jeder Mensch, Unternehmer und Manager steht, ganzheitlich und dauerhaft erfolgreich umzugehen – erfolgreich nicht nur im Blick auf den Eigenraum. Auf die Aspekte der Ganzheitlichkeit und Dauerhaftigkeit soll nun eingegangen werden.

3.2 Qualität und Ganzheitlichkeit

Ganzheitlichkeit wird heute von vielen wieder ersehnt, nachdem der Hyper-Individualismus und Relativismus zu einer erheblichen kulturellen Unsicherheit geführt haben, welche bei einigen Menschen ein Gefühl der Überforderung und inneren Leere hervorruft. Diese Problematik ist in der Wissenschaft natürlich schon längst erkannt worden und manche Ansätze bemühen sich um mehr Ganzheitlichkeit. Doch nur mit mässigem Erfolg, worauf Schaerer hinweist: „Wo *das Ganze* ein Thema ist (‚Holismus‘), ist dies heute – wegen des Grundzugs in der grossen Mehrheit der Ansätze – nur möglich für Teilaspekte. Dies gilt auch z.B. für die Quantentheorie oder die Relativitätstheorie, die selbst in kontraintuitiven Situationen stets zutreffen, also im Reich des Erscheinenden einen Holismus-Aspekt anzubieten haben. Die Quantentheorie ist besonders attraktiv geworden für Hoffnungen, holistisch vorgehen zu können <...>. Was durch diese Theorie aus der Perspektive des Messenwollens als ‚Verschränkung‘ beschreibbar ist, ist nicht falsch, denn Materie hat in der Tat eine ‚innere Verbundenheit‘; aber der letztliche *Grund* für diese Verbundenheit (d.h. Gesetzmässigkeit, nach der sie zustande kommt) wird durch Verschränkung nicht erklärt, sondern nur etwas detaillierter beschreiben, als es ‚Komplementarität‘ und ‚Nichtlokalität‘ erlauben. Denn Ordnungen und Gesetze lassen sich durch keinerlei Messungen erfassen, sie sind nur dem Denken zugänglich.“¹³² Und als Begründung für diese Mühe, welche die genannten wissenschaftlichen Ansätze mit dem Holismus haben, sieht Schaerer folgenden Zusammenhang: „Im grundsätzlichen Offensein für das Ganze kann klar werden, dass wir unser System von Repräsentationen und Begriffen durch Erleben unseres Organismus als Ganzes (‚Leib‘-Aspekt *und* ‚Seele‘-Aspekt) aufbauen, der in derselben Sprache aufgebaut ist wie der Rest des Universums. Insofern enthält die nun modische Frage ‚wie kommt die Welt in meinen Kopf?‘ <...> eine massive Entfremdung. Denn sie spaltet das natürliche Kontinuum künstlich auf und stellt das Sinnessystem abstrakt zwischen die *res cogitans* (urteilende Instanz) und die *res extensa* (Materialität) – welches doch in Wirklichkeit die Brücke zwischen den beiden Aspekten bildet, just nicht den phantasierten Abgrund. Die Phantasie in der Entfremdung ist, unsere Haut bilde eine Grenze für das Verstehen der physischen Realität <...>. Die wirklich relevante Frage ist also, ob

wir im Laufe der Begriffsbildung die adäquate Kategorialität entwickelt haben.“¹³³

Folgerichtig legt Schaerer dann den Akzent der Betrachtung auf den Denkprozess, überhaupt auf das Prozesshafte des Lebendigen: Im Denkprozess könne Ganzheitlichkeit dann dadurch erreicht werden, dass die Polaritäten im Begrifflichen in ein Gesamtgleichgewicht gebracht werden – das bedeutet: ein Denken vom Ganzen, von der Mitte des Lebens und Erlebens her zu beginnen, oder im Sinne Nishidas gesprochen, von der „Reinen Erfahrung“ her (siehe später).

Mit dem „Verlust der Mitte“¹³⁴ geht nämlich ein Verlust der Fähigkeit einer angemessenen Beschreibung von Ganzheiten einher, der sich im Verdrängen jener Begriffe aus der wissenschaftlichen und philosophischen Diskussion zeigt, welche diese Ganzheiten umschreiben können. Ein diesbezüglich zentraler Begriff ist jener der „Atmosphäre“, weil er die ganze Ausstrahlung der Summe der im Raum implizit und explizit anwesenden Menschen und sozialen Güter umfasst. Er wird hier im seelisch-emotionalen Sinne verwendet und später (siehe theoretischen Teil) in seinen Qualitäten differenziert, und zwar ganz im Sinne folgender Aussage von Sloterdijk: „Die Gesellschaft *ist* ihre Raumtemperatur, sie *ist* die Qualität ihrer Atmosphäre; sie *ist* ihre Depression, sie *ist* ihr Aufklaren; sie *ist* ihre Aufsplitterung in zahllose lokale Mikroklimata.“¹³⁵

Der Begriff der Atmosphäre kommt aus dem Griechischen und kann als „Luftkugel“ übersetzt und sowohl in dieser seiner physischen Dimension als auch in seiner psychisch-emotionalen verstanden werden als Stimmung (siehe später im Theorieteil). Sloterdijk weist darauf hin, dass seit der Erfindung und dem Einsatz von Gas- und Atomwaffen die Atmosphäre als Luftraum des Menschen nicht mehr als eine wie „selbstverständlich“ gegebene „Hintergrunddimension menschlichen In-der-Welt-Seins“¹³⁶ fungiert.

3.2.1 *Ganzheitlichkeit und Sphärenraum*

Ganzheitlichkeit bedeutet für das Denken unter Anderem die Fähigkeit, mehrere Dimensionen gleichzeitig berücksichtigen zu können. Diese Dimensionen umfassen zunächst jene, in denen sich die Dinge dem Menschen zeigen, nämlich die seelisch-emotionale, die physisch-nonverbale und die geistig-verbale. Der Sphärenraum umfasst den

Themenraum, welch Letzterer mit seinen Orten der Heidegger'schen „Gegend“ ähnelt, die der Mensch „bewohnt“ und die Sloterdijk als Ort bezeichnet, über den die Explikation der Atmosphäre durch Gas- und Kernwaffen „hinweggegangen ist, als gälte sie nur anderswo; ein Ort, der zwar vom kalten Wind des Aussen, dem Standortrisiko Modernisierung, berührt worden und gleichwohl Heimat geblieben wäre.“¹³⁷

Ganzheitlichkeit bedeutet also das gleichgewichtige und –zeitige Be-
achten aller drei Hauptdimensionen des Raumes in allen drei Raum-
bereichen, was dazu führt, dass diese drei Raumbereiche konzentrisch
angeordnet sein und die drei Hauptdimensionen aus diesem Zentrum
hinausweisen müssen so, wie dies die nachfolgende Abbildung zeigt.

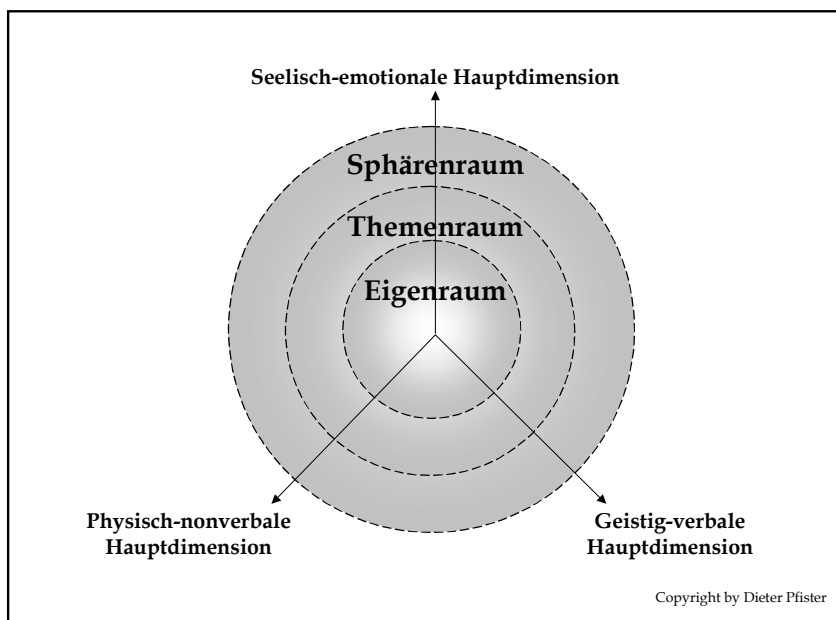


Abbildung 6: Ganzheitlichkeit als spezifischer Umgang mit Raumbereichen und Hauptdimensionen des Raumes, modellhaft gezeigt an einem kugelförmigen Raumausschnitt

Was nun die drei Hauptdimensionen des Raumes betrifft, so ist festzuhalten, dass sich die Interpretation des Verhältnisses zwischen

Geist, Seele und Körper im Laufe der Geschichte verändert hat. In der Antike ist die Seele das Lebensprinzip, das, was bestimmten Wesen Leben verleiht. Dieser Zusammenhang zwischen Seele und Leib wird durch den französischen Naturforscher, Mathematiker und Philosophen René Descartes aufgebrochen, indem er alle Lebensphänomene mechanisch erklärbar machen will – mit Ausnahme des Denkens, welches für ihn das wesentliche Merkmal der Seele darstellt. Descartes sieht nämlich zwei Arten von Substanzen, denkende und ausgedehnte, wobei die Seele zur ersten, der Körper zur zweiten gehört. Im deutschen Sprachraum wird zwischen Geist und Seele begrifflich unterschieden, im Gegensatz zum Englischen, wo „mind“ sowohl den Bereich des rationalen Denkens und Handelns wie auch denjenigen der Emotion und der Intuition umfassen. Was nun das Verhältnis von „mind“ zum Körperlichen angeht, so handelt sich hier nicht um monokausale Beziehungsmuster. Nach dem deutschen Philosophen Ansgar Beckermann hat sich nämlich „heute fast überall die Auffassung durchgesetzt, dass mentale Zustände multirealisierbar sind, d.h., dass sie durch die unterschiedlichsten physischen Zustände realisiert sein können.“¹³⁸

Im 20. Jahrhundert hat sich die Betrachtungsweise des Zusammenhangs von Leib und Seele weiter verändert. Zu Beginn jenes Jahrhunderts war das technokratische Weltbild in den politischen und wirtschaftlichen Eliten – wie Klages beklagte – wohl das vorherrschende. Der Geist wurde damals als die Dimension betrachtet, die den Körper, die Welt des Materiellen technisch beherrscht, über die er verfügen kann. Im späteren Verlauf des Jahrhunderts wurde man sich angesichts der Umweltzerstörungen und der seelischen Schäden, die aus der Einseitigkeit und Gefährlichkeit dieses Weltbildes resultierten, bewusst.

Wenn man von der Trilogie Körper-Seele-Leib ausgeht und sich nun körperliche und geistige Dinge als im Raum befindlich vorstellt, der Raum also auch da ist, wenn die körperlichen Dinge nicht mehr an Ort sind, so kann die seelische Dimension des Raumes als die die anderen beiden Dimensionen umfassende verstanden werden. Auf die Relationen zwischen den drei Hauptdimensionen des Raumes wird später noch eingegangen (siehe Theorieteil). Der französische Physiker und Philosoph Gaston Bachelard schrieb dazu: „Unser Unbewusstes ist einquartiert. Unsere Seele ist eine Wohnung. Und wenn

wir uns an ‚Häuser‘ und ‚Zimmer‘ erinnern, lernen wir damit, in uns selbst zu ‚wohnen‘. Jetzt sieht man es, die Bilder des Hauses bewegen sich in zwei Richtungen: sie sind in uns ebenso, wie wir in ihnen sind.“¹³⁹

Der deutsche Philosoph Martin Heidegger hat sich ebenfalls mit dem Aspekt des Wohnens in der Welt befasst: „Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist <...> das Wohnen. Mensch sein heisst: als Sterblicher auf der Erde sein, heisst: wohnen.“¹⁴⁰ Bollnow weist darauf hin, dass „das Wort ‚wohnen‘ einen allgemeineren Sinn gewinnt, der nicht nur auf das Bewohnen eines Hauses beschränkt ist, sondern das Verhältnis des Menschen zum Raum, die Befindlichkeit im Raum im ganzen charakterisiert.“¹⁴¹

Ganzheitlichkeit im Sphärenraum hat somit viel mit der Art des Bewohnens dieses Raumes zu tun, welche durch die distanzierte wissenschaftliche Sicht im Sinne des relativistischen Behälterraumes nicht möglich erscheint. Denn in Anlehnung an den französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty betont Bollnow, dass die Wissenschaft die Dinge manipuliert, statt sie zu bewohnen, dass die Seele den Leib bewohnt und dass der Sinn oder die Bedeutung in einem Wort wohnen und schliesslich, dass das Auge das Sein bewohnt wie der Mensch sein Haus.¹⁴² „Wenn hier die Einheit von Wort und Bedeutung und am Beispiel des einführenden Verstehens die von mimischem Ausdruck und dem darin ausgedrückten Seelischen mit dem Wort ‚wohnen‘ bezeichnet wird, so wird daran deutlich, das umgekehrt mit dem Wort ‚wohnen‘ eine solche unauflösliche Einheit von Wohnung und Bewohner gemeint ist <...> Überall geht es darum, eine besondere Innigkeit des Verhältnisses zu bezeichnen, mit der etwas Seelisches oder Geistiges in etwas Räumlichem gewissermassen eingeschmolzen ist.“¹⁴³

3.2.2 *Ganzheitlichkeit und Themenraum*

Wie beim Sphärenraum gilt es auch den Themenraum in seiner Mehrdimensionalität zu verstehen und Ganzheitlichkeit bedeutet auch hier, die drei Hauptdimensionen gleichzeitige zu berücksichtigen. Dazu kommt hier, dass bei der ganzheitlichen Betrachtung eines Sachverhalts auch weitere mit ihm verbundene andere Themen zu berücksichtigen sind – das heisst: dieser sollte aus mehreren Perspekti-

ven gleichzeitig betrachtet werden. Dies hat in der Wissenschaft zur Idee der Multidisziplinarität geführt. Dabei muss aus praktischen Gründen jeweils eine Auswahl der vor allem relevanten Themen/Perspektiven getroffen werden, was keineswegs immer einfach ist.

Im Bereich von Politik und Wirtschaft hat sich in den letzten Jahren eingebürgert, bei Entscheidungsprozessen – zum Beispiel in einem Unternehmen – vor allem drei Themenräume zu berücksichtigen, nämlich den Natur-, den Gesellschafts- und natürlich den Wirtschafts-Raum. Geht es um Tätigkeiten, welche die Staatsverwaltung betreffen, so wäre noch der Staats- und Rechtsraum dazu zu denken. Für die gleichgewichtige Berücksichtigung der ökologischen, sozialen und ökonomischen Dimension wurde der Begriff der Nachhaltigen Entwicklung geprägt, auf den nun eingegangen werden soll.

3.2.2.1 Zur Geschichte der Idee der Nachhaltigen Entwicklung

Die deutschen Nachhaltigkeitsforscher Irmela Bittencourt, Joachim Borner und Albert Heiser beschreiben Nachhaltigkeit wie folgt: „Der Begriff nachhaltig ist die Übersetzung des englischen Begriffs ‚sustainable‘, der eine etwas andere Bedeutung hat: Sustainable leitet sich vom lateinischen *sustinere* ab, was soviel heisst wie Schützen und Aufrechterhalten.“¹⁴⁴ Die gesellschaftspolitische Leitidee der Nachhaltigen Entwicklung fordert nun eine ganzheitliche und gleichgewichtige Berücksichtigung der genannten drei Dimensionen. Neben diesen themenräumlichen Aspekten kommt aber noch ein zeitlicher hinzu. Die Kombination zwischen Festhalten und Entwickeln „macht die besondere Qualität <...> des Konzeptes der Nachhaltigkeit aus: Es geht <...> nicht um Fortschritt (im heute verstandenen Sinne einer permanenten Innovation nur um der Innovation willen) <...>. Nachhaltige Entwicklung ist eine Zukunftsstrategie <...> die Dinge nach den Massgaben der Entwicklungschancen und der Zukunftsfähigkeit neu betrachten zu lernen.“¹⁴⁵

Die Idee der Nachhaltigkeit kann im deutschen Sprachraum zurückverfolgt werden bis zu einer Publikation des kursächsischen Wissenschaftlers und Bergbauspezialisten Hans Carl von Carlowitz aus dem Jahre 1713, worin er die rücksichtslose Rodung von Wäldern in seiner Region anprangert, deren Holz für den Bergbau gebraucht wird. Er

formuliert die Idee so: „Sonsten heisset es nach dem alten Sprichwort: Man soll keine alte Kleider wegwerffen/ bis man neue hat/ also soll man den Vorrath/ an ausgewachsenen Holz nicht eher abtreiben/ bis man siehet/ dass dagegen genugsamer Wiederwachs verhanden.“¹⁴⁶ Bis ins 20. Jahrhundert verwendete man den Begriff vor allem im Bereich der Forst- und später auch der Landwirtschaft. Nach der Diskussion um die Grenzen des Wachstums in den 70er Jahren kam es dann zu einer allmählichen Ausdehnung des Anwendungsfeldes des Nachhaltigkeitsbegriffs.

Zu Beginn der Diskussion über die Umweltprobleme im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wurde der Lebensraum des Menschen vor allem als Umwelt verstanden, als Natur ausserhalb des Menschen, eben um ihn herum befindlich. Daraus entwickelte sich die Idee des Umweltschutzes. Gerade durch die Erforschung der Vorgänge von Kommunikation und Information in der Natur verändert sich das Bild der Natur. So weist der deutsche Philosoph Gernot Böhme darauf hin, dass Kommunikation ein Grundzug der Natur ist: „Diesem nachspürend ist die Naturwissenschaft gegenwärtig im Begriff, sich tiefgreifend zu verändern.“¹⁴⁷ Darauf soll im Theorieteil noch ausführlich eingegangen werden.

Im Jahre 1987 wurde bekanntlich die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung von der UNO- Vollversammlung eingesetzt. Diese erhob unter dem Vorsitz von Gro Harlem Brundtland die Nachhaltige Entwicklung zum Hauptthema ihres Berichtes und „definierte den Begriff als eine Form von Fortschritt, die die Bedürfnisse der Gegenwart deckt, ohne zukünftigen Generationen die Grundlage für deren Bedürfnisbefriedigung zu nehmen.“¹⁴⁸

Das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung (Sustainable Development) enthält die Erkenntnis, dass ökonomische, ökologische und soziale Entwicklungen in ihrer inneren Einheit zu sehen sind. Diese ganzheitliche Sicht hat sich in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen zu einer Leitidee entwickelt. So begann man in der aufgeklärten Welt der westlichen Industrieländer (wieder) zu verstehen, dass einseitiges, eindimensionales und technokratisches Denken zu kurz greift und der Naturraum mit dem sozialen Raum und mit dem Raum der Wirtschaft in Beziehung gebracht werden muss.

Nachhaltige Entwicklung hat so betrachtet viel mit der Beziehung des Menschen zum Raum zu tun. Es ist interessant zu sehen, dass auch

bei der Beschreibung der Idee der Nachhaltigkeit mit der Metapher des Waldes gearbeitet wird. Raum schaffen im körperlichen und geistigen Sinne wurde, wie gezeigt, bei Bollnow und Klages mit dem Roden von Wald in Beziehung gebracht. Wie der Förster, der nur maximal so viel Bäume fällt, wie er angepflanzt hat, muss eine sparsame Verwendung von Energie und anderen Ressourcen wie Boden, Landschaft etc. angestrebt werden.

Diese genannten drei Dimensionen der Nachhaltigen Entwicklung sind nicht als Nebeneinander oder Gegenüber des Menschen, des Beobachters zu verstehen, sondern als ein Ineinander von Relationen und Vernetzungen. Dies erfordert Ganzheitlichkeit und Langfristigkeit des Denkens, was viel mit der Wahrnehmung und Denkfähigkeit des Menschen zu tun hat, der Fähigkeit, Mensch und Raum in den drei zentralen Dimensionen Geist, Seele und Körper zu erkennen.

Die nachfolgende Abbildung zeigt, wie man sich die Integration der drei Themenräume der Nachhaltigen Entwicklung in den umfassenden Sphären- oder Zeit-Raum und die Eigenräume der Institutionen und Individuen vorstellen kann. Dabei ist der Wirtschaftsraum und der Gesellschaftsraum zunächst in seinen allgemeingültigen Grundprinzipien des ökonomischen und sozialen Verhaltens zu verstehen. Diese haben ja nicht nur in der Ausformulierung durch den Menschen und in seinen Institutionen (Unternehmen, staatliche Organisationen etc.) Gültigkeit, sondern auch in der Natur, die ebenso ökonomisch um ihre Existenzsicherung kämpft wie ein Unternehmen und deren Lebewesen sich ebenfalls auch sozial verhalten können, weshalb man seit einiger Zeit zum Beispiel auch Pflanzensoziologie als wissenschaftliche Disziplin betreibt.

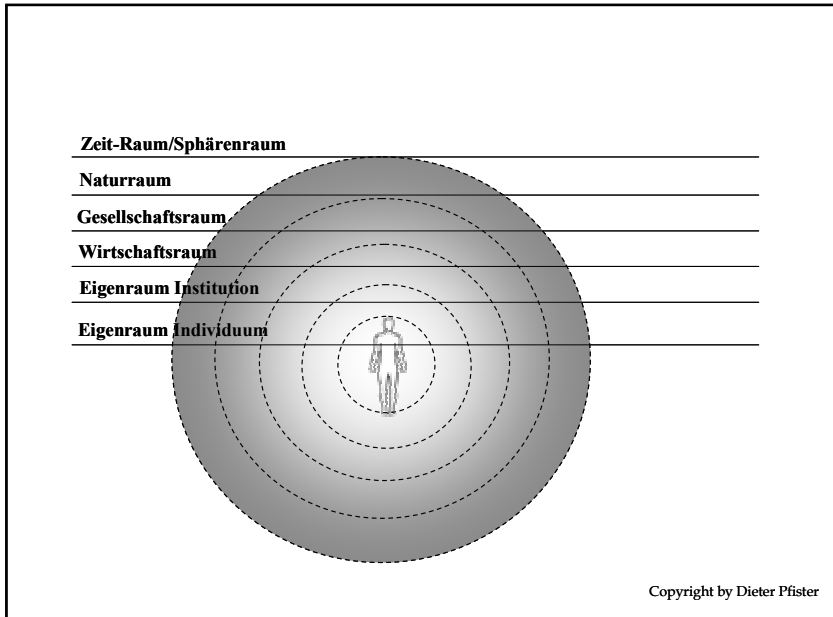


Abbildung 7: Räume der Nachhaltigkeit

Im Eigenraum, zunächst verstanden als Denkraum, werden nun, wie obige Abbildung zeigt, alle diese Relationen und Räume in Verbindung gebracht. Und wenn im Eigenraum der Mensch abgebildet ist, so bedeutet dies, dass er selbst – und nicht „die Andern“, die Firma, der Staat – es ist, der diese Relationen im Denkprozess berücksichtigen muss. Hier zeigt sich die Beziehung zwischen Nachhaltigkeit und Bildung als Gestaltung des Eigenraumes, worauf nun vertiefter eingegangen werden soll.

In den letzten Jahren wurden in grossen und mittleren Unternehmen einige Anstrengungen unternommen, auf der Ebene der Gesamtorganisationen die Idee der Nachhaltigen Entwicklung zu implementieren. Das sogenannte Nachhaltigkeits-Management förderte Aktivitäten in den Bereichen des Sozialen, Ökonomischen und Ökologischen und sorgte für eine ausgefeilte und öffentlichkeitswirksame Nachhaltigkeits-Berichterstattung. Heute steht man in vielen Firmen an der Schwelle zum nachhaltigen Management, hat erkannt, dass Nachhaltigkeit vor allem eine Denkhaltung ist, die das Individuum und seine

Denkqualität direkt (heraus-)fordert. Die vorliegende Studie zeigt weiterführende Modelle und Möglichkeiten dieses nachhaltigen Managements auf und will so einen Betrag dazu leisten, zu verhindern, dass auch dieses „Bindestrich-Management-Modell“ nur als Politiker- und Berater-Mode betrachtet, formalisiert und damit „verheizt“ wird.

3.2.3 *Ganzheitlichkeit und Eigenraum*

Die Eigenräume von Individuen und Institutionen sind im oben dargestellten Modell der konzentrischen Kugelräume die innersten der Kugeln und werden so vom Zeit-Raum/Sphären- und Themenraum durchdrungen. Den drei Hauptdimensionen des Sphärenraumes entsprechend zeigt sich der Eigenraum in drei Bereichen, nämlich im

- psychisch-emotionalen, raum-stimmenden, nämlich der Atmosphäre oder Ausstrahlung des Menschen oder der Institution,
- physisch-nonverbalen, dem Leib- oder Körperraum und dem Bereich der Lebensraum-Gestaltung im Sinne von Kleidung, Wohnung, Auto etc. beim Individuum und der Unternehmensarchitektur bei Institutionen
- geistig-verbalen, dem Denkraum, dem Raum der Begriffe, der Einstellungen und des Wissens.

Was nun die Relationen zwischen individuellem und institutionellem Eigenraum betrifft, so bedeutet Ganzheitlichkeit hier, das Individuum in seiner Beziehung zur Institution ganzheitlich zu betrachten, es in allen drei Dimensionen anzusprechen.

Aus der Sicht des Themenraumes ist der Eigenraum Teil des Natur-, des Gesellschafts-, des Wirtschaftsraumes etc. Ganzheitlichkeit bedeutet demnach im Blick auf den Eigenraum, diese drei Raumbereiche und Raumthemen miteinander in Beziehung zu bringen und zu halten. Wie dies konkretisiert werden kann, darauf wird sowohl im Praxisteil, als auch am Schluss des Theorieteils hingewiesen.

3.2.4 *Ganzheitlichkeit und Zeitlichkeit*

Der Raum als Sphären, Themen- und Eigenraum soll hier abschliessend unter dem wichtigen Aspekt der Zeitlichkeit betrachtet werden.

Palagyi hat sich ausführlich mit den Beziehungen zwischen Raum und Zeit befasst und unter anderem den Begriff des „Zeitstrahls“ geprägt.

Er stellt fest, dass man – um die Raum-Zeit-Beziehung klären zu können – sich zunächst Gedanken über den Vorgang des Abstrahierens machen müsse. Für ihn findet die Tätigkeit des Abstrahierens statt, „so oft der menschliche Verstand ein Urteil fällt, und dass die Funktion des Urteilens überhaupt mit der Funktion des Abstrahierens zusammenfällt. So oft ich nämlich irgend eine sinnfällige Thatsache wahrnehme, drücke ich immer diese *eine* Thatsache durch eine Verbindung von *zwei* Begriffen (dem Subjekts- und dem Prädikatsbegriff des Satzes) aus. Ich verstehe unter der Funktion des Abstrahierens eben jenes Verfahren des menschlichen Verstandes, vermöge dessen er eine beliebige Thatsache der Erfahrung nicht durch *ein* sprachliches Zeichen, sondern durch die Verbindung zweier solcher Zeichen zum Ausdruck bringt.<...> In dem dualen Bau des sprachlichen Satzes liegt es begründet, dass alle unsere Gedanken ohne Ausnahme mit einem inneren Widerspruch behaftet sein können, sobald unser geistiges Auge zu flimmern beginnt und wir die Dinge mit ihren sprachlichen Zeichen vermischen und verwirren. <...> Wir lassen uns durch die Zweizahl dieser Begriffe hinreissen und werden dazu verleitet, den Raum und die Zeit als zwei selbständige und voneinander unabhängige Anschauungsformen aufzufassen.“¹⁴⁹

Palagyi weist dann darauf hin, dass Raum und Zeit nicht das einzige Begriffspaar sind, das eine solche innere Abhängigkeit von einander hat. Er erwähnt dabei

- „Erscheinung und Substanz,
- Wissen und Sein,
- Geist und Natur,
- Subjekt und Objekt,
- Freiheit und Notwendigkeit,
- Ursache und Wirkung,
- Kraft und Materie,
- Individuum und Gattung etc. etc.“¹⁵⁰

Die Unmöglichkeit, diese Begriffe je separiert zu konstruieren, hat hinsichtlich Raum und Zeit folgende Konsequenz: „Was den Raum

zum Raume macht, dass wir nämlich seine Teile in eine Einheit zusammenfassen, geschieht eben vermittels des Zeitpunktes, so dass man den Zeitpunkt definieren kann als die Einheit des Weltraumes, und umgekehrt den Weltenraum auffassen kann als die endlose Entfaltung eines Zeitpunktes.“¹⁵¹

Weiter differenziert Palagyi zwischen dem stehenden und fließenden Raum. Er stellt der gängigen Auffassung des stehenden Raumes jene des anschaulich nicht wahrnehmbaren „fließenden Raumes“ gegenüber und fasst „alle Raumpunkte in dem Jetztpunkte der Zeit (t_0) zusammen. Ich nenne nun den Weltraum, insofern er dem Jetztpunkte t_0 entspricht, den Jetztraum und bezeichne ihn mit R_0 . Wenn also im Verlaufe der Zeit an die Stelle des Jetztpunktes t_0 neue Jetztpunkte t_1 , t_2 , t_3 etc. treten, so werde ich mit logischer Berechtigung sagen können, dass jedem derselben auch ein neuer Jetztraum, etwa R_1 , R_2 , R_3 , etc. entspricht.“¹⁵² Der stehende Raum wird so nicht negiert, sondern erweitert.

Wenn man zu weiteren Zeitpunkten fortschreitet, so bewegt man sich in Zukunftsräume, in denen man dem im Jetztraum beliebig gewählten Raumpunkt A_0 die Punkte A_1 , A_2 etc. zuordnen kann, die allerdings nicht räumlich, sondern nur zeitlich unterscheidbar sind und die in der gängigen Auffassung des stehenden Raumes die Linie der Zeit genannt wird. Daraus folgt nach Palagyi: „Der Punkt im fließenden Raum ist nichts anderes, als die durch ihn geführte Zeitlinie.“¹⁵³ Diese wird normalerweise als Gerade gesehen, denn nur so ist es denkbar, dass eine Zeitprojektion A_n alle Zeitprojektionen A_{n-1} , A_{n-2} etc. verdeckt, „sodass die ganze Zeitlinie in einen einzigen Punkt zusammenschmilzt. <...> Ich werde deshalb von nun an die Zeitlinie, die durch den Raumpunkt A_0 geht, den diesem Punkte zugeordneten *Zeitstrahl* nennen.“¹⁵⁴ Der Zeitstrahl bezeichnet für Palagyi „eine vierte, imaginäre Dimension des fließenden Raumes.“¹⁵⁵

Der Zeitpunkt kann nun mit Nishida als Ort des Erlebens, der „Reinen Erfahrung“ (siehe später im Theorie-Teil) betrachtet werden, der keine räumliche Ausdehnung besitzt, aber mit dem österreichischen Kunsthistoriker Hans Sedlmayr als Gegenwart im Sinne des Stillstehens „der Zeit in dem ‚Augenblick‘, in dem sich Zeit und Ewigkeit berühren“¹⁵⁶ zu verstehen ist. Das von Palagyi genannte Verdeckt-Sein der früheren Zeitprojektionen durch die gegenwärtige wird mit dem Begriff des Impliziert-Seins ausgedrückt. Das heisst, im gegenwärti-

gen Zeit-Punkt sind alle vergangenen enthalten (Kontinuum). Und wenn das „Sich-im-Zeitstrahl-Befinden“ als das Erleben/Leben bezeichnet wird, so kann gefolgert werden, dass Ganzheitlichkeit nun im Erleben/Leben erfahrbar ist und, dass alle ganzheitlichen Ansätze und Begriffe vom Erleben ausgehen müssen. Durch das Denken verlässt der Mensch den Zeitstrahl und kann das Erlebte explizieren.

Explizierung bedeutet, eine Beobachterrolle einzunehmen. Mit dem Verlassen des Zeitstrahls verlässt man den Eigenraum in seiner physischen Dimension, den Körper also, der ja, wie Elias zeigte, in der Echtzeit weiteraltert. Im Eigenraum des Denkens ist dann diese Distanzierung möglich durch ein Betreten eines virtuellen Zeit-Raumes.

Wenn der Mensch nach dem Erleben zu denken beginnt, stellt sich die Frage, innerhalb welchen Zeithorizontes er das tut. Im Denken spielt das Erinnern immer eine Rolle, doch kann der Anteil der Berücksichtigung der Erfahrungen der Vergangenheit unterschiedlich gross sein. Die Moderne zeichnete sich dadurch aus, das Innovation, das Vorstossen in Zukunftsräume wichtiger wird. Dabei gewahrt man heute mit ernüchterter Distanz zur Moderne, dass viel sogenannt Neues, viel Innovation nur als solche eingestuft werden konnte, weil viele Menschen unter Gedächtnisverlust litten, das Neue nur neu war, weil man nicht mehr wusste, dass es schon da war.

Wie in der nachfolgenden Abbildung dargestellt, können in der Zeitachse zwei Themenräume unterschieden werden, links der Themenraum des Überlieferten im psychischen und geistigen Sinne und rechts der Themenraum des Zukünftigen, ebenfalls psychisch und geistig betrachtet. Sie werden hier als Kugelausschnitte symbolisch dargestellt, um dadurch ihre Räumlichkeit zu zeigen.

Der raum-erlebende Mensch steht zum Zeitpunkt t_0 an der Nahtstelle dieser beiden Räume, also an einem der Orte, wo das Gegenwärtige psychisch, geistig und physisch präsent ist. Diese Orte, verstanden im relationalen Sinne, vereinigen immer soziale Güter (und auch Menschen), die in einer bestimmten Relation (Nähe, Ferne, quantitativen Mischverhältnisse) zum Überlieferten und Zukünftigen (Phantasie- und Traumwelt, Visionen etc.) stehen. An diesem Ort wirken die physisch präsenten sozialen Güter aus früheren Zeiten auch psychisch und geistig auf den gegenwärtigen Beobachter. Sie machen Geschichte in der Gegenwart atmosphärisch wirksam – vorausgesetzt der Beobachter ist bereit, den Raum der Geschichte zu erleben und

damit zu betreten, ihn nicht nur voyeuristisch und touristisch anzustarren, zu konsumieren, gewissermassen möglichst rasch zu verschlingen, um sie ebenso prompt wieder vergessend „auszuscheiden“.

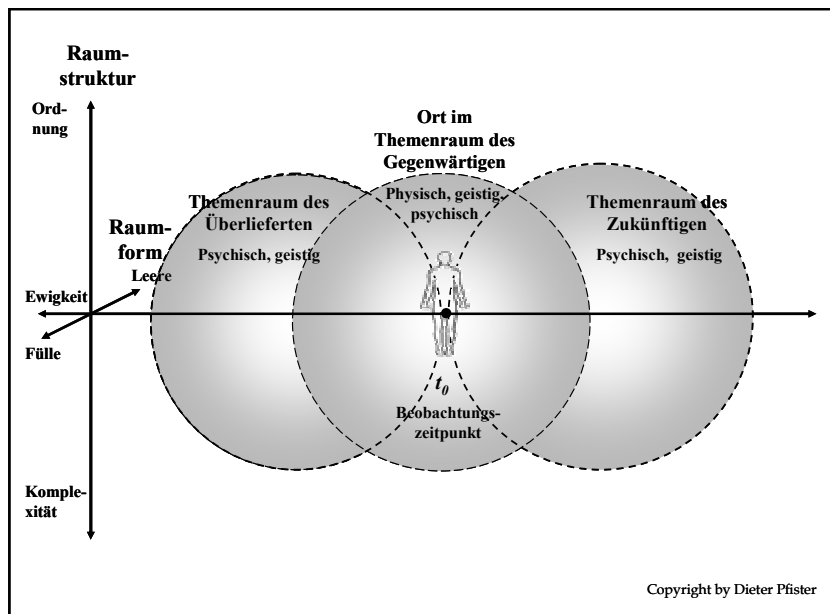


Abbildung 8: Der Mensch im Zeit-Raum

Der Denkstil des Menschen zeigt sich unter anderem an seinem Verhältnis zu Zeit und Raum, im Stellenwert und Horizont seiner Erinnerungen beim Beurteilen des Gegenwärtigen.¹⁵⁷

Im hiermit abgeschlossenen Hauptkapitel „Geschichte“ wurde dargestellt, welche Ansätze sich im Laufe der Zeit im Umgang mit Wissen und Bildung und der individuellen Positionierung in Raum und Zeit durchsetzten und wie es im 20. Jahrhundert zu einer zunehmenden kulturellen Verunsicherung kam, die heute wegen der erhöhten materiellen Verunsicherungen offen zu Tage tritt und sich an Symptomen wie der Erhöhung der Zahl von Depressionserkrankungen, Suchtverhalten und von Selbstmorden – gerade in der Schweiz – ermassen lässt.

Bevor nun aber im dritten, theoretischen Teil dieser Studie mögliche Zukunftsvorstellungen entwickelt werden, soll ein Blick auf die Praxis geworfen werden. Dies erfolgt anhand der Gedankenvorgänge von Georg H. Endress.

Anmerkungen

- ¹ Sloterdijk, 2004, S. 87.
- ² Sloterdijk, 2004, S. 200.
- ³ Sloterdijk, 2004, S. 201.
- ⁴ De Bettignies, Henri-Claude, in: Altenpohl, S. 101 f.
- ⁵ Altenpohl, Dieter G., in: Altenpohl, S. 8 und Tietz; Georg H. Endress engagierte sich hinsichtlich dieser Fragestellungen in verschiedenen Gremien, besonders intensiv in der von ihm mitbegründeten und lange Jahre präsierten Stiftung International Hightech-Forum Basel, die der Verfasser dieser Studie als Geschäftsführer mitaufbauen half.
- ⁶ Drucker, 1985.
- ⁷ Sättler/Röder/Pfister, 1987, S. 66 f. und Pfister 1989.
- ⁸ Dunn, 1998, S. 100 ff.
- ⁹ Pfister, 1994, S. 39 f. und Wunderer, 1995.
- ¹⁰ Zerdick, Axel, Picot, Arnold, Schrape, Klaus: Die Internet-Ökonomie: Strategien für die digitale Wirtschaft, Berlin 1999.
- ¹¹ Osterloh, 1996, Wüthrich, 1997, Pfister, 2000.
- ¹² Pfister 2000, S. 48 f.
- ¹³ Bleicher 1999, S. 74.
- ¹⁴ Schneider, 2001, S. 35.
- ¹⁵ Schneider 2001, S. 22.
- ¹⁶ Kuppinger/Woywode, 2000, S. 77 f.
- ¹⁷ siehe die Publikation von Mendelson/Ziegler, 1999.
- ¹⁸ Kuppinger/Woywode, 2000, S. 121/2.
- ¹⁹ Bleicher 1999, S. 350.
- ²⁰ Bleicher 1999, S. 353.
- ²¹ Schneider, 2001, S. 138.
- ²² Bollenbeck, 1994, S. 37.

- 23 Bollenbeck, 1994, S. 38.
- 24 Bollenbeck, 1994, S. 39.
- 25 Bollenbeck, 1994, S. 40.
- 26 Bollenbeck, 1994, S. 40.
- 27 Bollenbeck, 1994, S. 42.
- 28 Bollenbeck, 1994, S. 45/6.
- 29 Bollenbeck, 1994, S. 61/2: Bollenbeck zitiert hier aus dem Werk von Wolff, Christian von: „Vernünfftige Gedancken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen“, o. O., 1721.
- 30 Bollenbeck, 1994, S. 65.
- 31 Bollenbeck, 1994, S. 103.
- 32 Bollenbeck, 1994, S. 103.
- 33 Bollenbeck, 1994, S. 115.
- 34 Bollenbeck, 1994, S. 106f.
- 35 Bollenbeck, 1994, S. 116.
- 36 Bollenbeck, 1994, S. 123.
- 37 Bollenbeck, 1994, S. 123
- 38 Bollenbeck, 1994, S. 123.
- 39 Bollenbeck, 1994, S.127.
- 40 Bollenbeck, 1994, S.145.
- 41 Bollenbeck, 1994, S.152.
- 42 Bollenbeck, 1994, S. 297.
- 43 Bollenbeck, 1994, S. 307.
- 44 Bollenbeck, 1994, S. 306.
- 45 Bollenbeck, 1994, S. 305.
- 46 Bollenbeck, 1994, S. 306.
- 47 Hillmann, 1994, S. 102.
- 48 Mann, 1967.
- 49 Mann, 1967, S.135.
- 50 Mann, 1967, S. 142.
- 51 Geiger, 1949, S. 157.
- 52 Geiger, 1949, S. 147.
- 53 Geiger, 1949, S. 148.
- 54 Link, 2001.
- 55 Sennett, 1998.
- 56 Schwanitz, 1999, S. 482.
- 57 Schwanitz, 1999, S. 482.

- 58 Schwanitz, 1999, S. 483.
- 59 Bourdieu, 1982.
- 60 Sennett, 1998.
- 61 Sloterdijk, 2004, S. 851.
- 62 Kellerman, 2004.
- 63 Kurt/Wagner, 2002, S. 249. Sie verweisen dabei auf Böhme, Ger-
not: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorle-
sungen, Frankfurt a. M. 1992, S. 282
- 64 Nishida, 1999, S. 109.
- 65 Nishida, 1999, S. 105 (Hervorhebung durch Nishida). Nishida
übernimmt den Begriff der reinen Qualität von Bergson: „Für sich
betrachtet haben die tieferen Bewusstseinszustände keine Bezie-
hung zur Quantität; sie sind reine Qualität.“ Bergson, Henri: Zeit
und Freiheit, Frankfurt a. M., 1989, S. 103.
- 66 Bollnow, 2000, S. 33 sowie Läpple, 1991, S. 201/2.
- 67 Klages, 1932, 3. Band, 1. Teil, S. 850.
- 68 Mittelstrass, 1996, S. 484. Dieser Begriff wurde von Kant in die Dis-
kussion eingeführt.
- 69 Sellars, 1999.
- 70 Schmidt, 1991, S. 685.
- 71 Sloterdijk, 1999, S. 1011.
- 72 Sloterdijk, 1999, S. 384.
- 73 Sloterdijk, 1999, S. 214/5.
- 74 Sloterdijk, 1999, S. 472.
- 75 Sloterdijk, 1999, S. 570.
- 76 Sloterdijk, 1999, S. 545.
- 77 Sloterdijk, 1999, S. 545 (Hervorhebungen durch Sloterdijk).
- 78 Sloterdijk, 1999, S. 547/8.
- 79 Sloterdijk, 1999, S. 543/4 (Hervorhebung durch Sloterdijk). Er be-
zieht sich auf die Werke des deutschen Philosophen Kurt Flasch
über Nikolaus von Kues.
- 80 Sloterdijk, 1999, S. 547.
- 81 Sloterdijk, 1999, S. 563.
- 82 Liber viginti quattuor philosophorum, Cura et studio Françoise
Hudry, Turnhout 1997, in: Corpus Christianorum, Continuatio
Medievalis CXIII A, S. 5, 6 und 25.
- 83 Sloterdijk, 1999, S. 538.
- 84 Sloterdijk, 1999, S. 551.

- ⁸⁵ Sloterdijk, 1999, S. 559.
⁸⁶ Sloterdijk, 1999, S. 589.
⁸⁷ Sloterdijk, 1999, S. 475.
⁸⁸ Sloterdijk, 1999, S. 589/590.
⁸⁹ Sloterdijk, 2004, S. 583/4.
⁹⁰ Sloterdijk, 2004, S. 249.
⁹¹ Sloterdijk, 2004, S. 250.
⁹² Sloterdijk, 2004, S. 250.
⁹³ Löw, 2001, S. 24.
⁹⁴ Mittelstrass, 1996, S. 483
⁹⁵ Löw, 2001, S. 24/25.
⁹⁶ Löw, 2001, S. 26.
⁹⁷ Löw, 2001, S. 28.
⁹⁸ Wittgenstein, 1994, S. 104.
⁹⁹ Löw, 2001, S. 17.
¹⁰⁰ Löw, 2001, S. 18.
¹⁰¹ Löw, 2001, S. 18.
¹⁰² Jammer, 1954, S. XI-XVII.
¹⁰³ Läßle, 1991, S. 189.
¹⁰⁴ Läßle, 1991, S. 189.
¹⁰⁵ Läßle, 1991, S. 189.
¹⁰⁶ Läßle, 1991, S. 190.
¹⁰⁷ Läßle, 1991, S. 190.
¹⁰⁸ Löw, 2001, S. 65.
¹⁰⁹ Elias, 1884, S. 74.
¹¹⁰ Elias, 1993, S. 119; s. dazu auch Läßle, 1991, S. 161f. und Löw, 2001, S. 65f.
¹¹¹ Löw, 2001, S. 66, (Hervorhebung durch Löw).
¹¹² Löw, 2001, S. 86.
¹¹³ Löw, 2001, S. 87.
¹¹⁴ Läßle, 1991, S. 177, (Hervorhebungen durch Läßle).
¹¹⁵ Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt a. M. 1994.
¹¹⁶ Schmidt, 1991, S. 549.
¹¹⁷ Hillmann, 1994, S. 662.
¹¹⁸ Bollenbeck, 1994, S. 42.
¹¹⁹ von Foerster, 1993, S. 353.

- 120 Die Ausführungen der hier vorliegenden Studie zeigen, dass sich ihr Autor ebenfalls – im Sinne der Formulierung von Foersters – als Teil des Universums sieht.
- 121 Von Foerster, 1993, S. 353/4, (Hervorhebung durch von Foerster).
- 122 Schmidt, 1991, S. 548.
- 123 Pfister, 2000.
- 124 Klages, 1932, 3. Band, 2. Teil, S. 1427.
- 125 Schaerer, 2003, S. 35 (Hervorhebungen durch Schaerer).
- 126 Elias, 1996, S. 128.
- 127 Elias, 1996, S. 128.
- 128 Elias, 1996, S. 130.
- 129 Elias, 1996, S. 131.
- 130 Elias, 1996, S. 131.
- 131 Sloterdijk, 2004, S. 587.
- 132 Schaerer, 2003, S. 8/9 (Hervorhebungen durch Schaerer).
- 133 Schaerer, 2003, S. 21/2 (Hervorhebungen durch Schaerer).
- 134 Sedlmayr, 1953.
- 135 Sloterdijk, 1999, S. 1011 (Hervorhebungen durch Sloterdijk).
- 136 Sloterdijk, 2004, S. 147.
- 137 Sloterdijk, 2004, S. 146.
- 138 Beckermann, Ansgar: Leib-Seele-Problem, in: Sandkühler, 1999, S. 771.
- 139 Bachelard, 2003, S. 26/7.
- 140 Heidegger, 2000, S. 33.
- 141 Bollnow, 2000, S. 277.
- 142 Bollnow, S. 278-280.
- 143 Bollnow, S. 279 und 281.
- 144 Bittencourt/Borner/Heiser, 2003, S. 24.
- 145 Bittencourt/Borner/Heiser, 2003, S. 24.
- 146 von Carlowitz, 1713, S. 88.
- 147 Böhme, 1995, S. 186.
- 148 Schmidheiny, 1992, S. 32.
- 149 Palagyi, 1901, S. VI-VII. (Hervorhebung durch Palagyi).
- 150 Palagyi, 1901, S. 4. (Strukturierung durch Pfister).
- 151 Palagyi, 1901, S. 6.
- 152 Palagyi, 1901, S. 11.
- 153 Palagyi, 1901, S. 14, (Hervorhebung durch Palagyi).
- 154 Palagyi, 1901, S. 18, (Hervorhebung durch Palagyi).

¹⁵⁵ Palagyi, 1901, S. 20.

¹⁵⁶ Sedlmayr, 1953, S. 170.

¹⁵⁷ Siehe dazu die am Beispiel der sozialen Güter gemachten Überlegungen in: Pfister, Dieter: Raum-Gestaltung-Qualität am Beispiel historischer Hotels, 2004, S. 132f.

Teil II – Praxis

1. Einführung

Georg. H. Endress hat sich, wie erwähnt und oft öffentlich gewürdigt, ein Unternehmerleben lang mit Fragen der Innovationsförderung, des Technologietransfers und der Aus- und Weiterbildung befasst. Früh schon veranlasste er in seiner Firma, die Schulungsangebote auszubauen – für Mitarbeitende wie für Kunden. Er und sein Unternehmen fanden und behielten den Kontakt zu Hochschulen, forderten und förderten den Technologietransfer. Dabei dachte er natürlich als Unternehmer zunächst an sich und seine Firma, jedoch nicht nur: Er hatte auch die Bedürfnisse der technikorientierten mittelständischen Firmenwelt insgesamt vor Augen. Das wohl bekannteste und folgenreichste Projekt, welches er in diesem Zusammenhang initiierte, war die oberrheinisch-trinationale Lehrlingsausbildung.

In der Nachkriegszeit standen beim Ausbau der Schulungsanstrengungen, die parallel zum rasanten Grössenwachstum vieler Firmen verlief, zunächst das Fach- und Führungswissen im Vordergrund. Im letzten Fünftel des 20. Jahrhunderts wurde dann die Bedeutung der sozialen und emotionalen Kompetenzen immer mehr erkannt. Die technischen Errungenschaften der Informatisierung und schliesslich – um die Jahrtausendwende – die „Internet-Ökonomie“¹ mit ihrer Virtualisierung des Raumes, stellten Firmen, Management und Mitarbeiterschaft vor grosse neue Herausforderungen und nicht wenige Mitarbeitende fühlen sich deshalb heute überfordert, weil die zu verarbeitende „Informationsmenge“ immer grösser wird, sie aber gleichzeitig immer weniger Zeit „zum Denken“ zu haben meinen.

1.1 Zwang zur Innovation

Als Motor hinter dieser Entwicklung steht der Zwang zur ständigen Innovation als Mittel der Distanzierung gegenüber der Konkurrenz, was – will man sich nicht verlieren und oberflächlich werden – zur immer grösseren Spezialisierung des Wissens und Könnens führt. Dadurch wird die ganzheitliche Vernetzung des „Wissens“ schwieriger und ebenso die Unterscheidung zwischen nützlichen und weniger

brauchbaren Inhalten, wobei die letztgenannten eher zunehmen und die „Eingänge“ für das „nützliche Wissen“ verstopfen.

Von Foerster beschreibt drei Strategien, wie die Menschen mit der Tatsache umgehen können, dass die Welt eine „riesige nicht-triviale Maschine“ ist, „analytisch unbestimmbar und unvorhersagbar:

- Ignoriere das Problem!
- Trivialisiere die Welt!
- Entwickle eine Epistemologie der Nicht-Trivialität!

Die populärste Variante besteht natürlich darin, das Problem zu ignorieren, aber die Methode der universalen Trivialisierung ist kaum weniger beliebt.² So entsteht, wie dargestellt, eine wachsende Zahl von „Halbgebildeten“ in der Ausprägung des ignoranten Indifferenten. Durch schleichend zunehmenden Realitätsverlust also unterlaufen diesen Menschen immer mehr Fehler im Strategischen und in der Alltagsarbeit, Fehler, die dann öfter mit illegalen Mitteln vertuscht werden.

Um mit den Wissens- und Bildungsproblemen „fertig zu werden“, suchen Unternehmen und Staatsverwaltungen unter anderem Unterstützung bei externen Wissenschaftlern und Beratern, meinen, immer grössere Mengen von Wissen „einkaufen“ zu können. Doch dadurch entstehen – bezogen auf das Wissen – meist nur weitere Probleme, denn Wissen ist kein Produkt, das gekauft und gelagert werden kann. Man kann zwar Berater beauftragen, über ein Thema nachzudenken, hat dann aber das Vorge dachte zu verarbeiten, indem man selber zu denken beginnt. Wie bei jeder Dienstleistung, muss auch – und besonders – bei der Beratung der „Käufer“ mitproduzieren, wofür man den Begriff des „Prosumenten“³ eingeführt hat. Halbgebildete können und wollen diesen Aufwand meist nicht betreiben und betrachten sich als reine Wissenskonsumenten, die den Berater auffordern, ihm das Vorge dachte möglichst kurz („management summary“) und unterhaltsam zu „verkaufen“.

1.2 „Der getriebene Mensch“

Viele geschäftstüchtige Berater verschärfen die Problematik noch, indem sie eine Innovations-Eigendynamik fördern, die zwar immer öfter nur noch Pseudo-Innovationen hervorbringt, welche vor allem die

Produktverpackung betrifft. Sie erfinden immer „neue“ Begriffe, Ideen und daraus weitere Projekte, bewirken dadurch neue Überstunden für all jene Tüchtigen, die sowieso schon überfordert sind. Der „getriebene Mensch“⁴ entsteht ganz wesentlich dadurch, dass viele Unternehmen heute stark projektgetrieben sind. Jedes durch solche Projekte halbwegs gelöste Problem generiert aber mindestens zwei weitere, die wiederum neues Wissen erfordern. Das heisst: mit dem Wissen wächst auch immer das Nicht-Wissen, weshalb die Idee des Fortschritts schon lange problematisch und damit die Frage nach dem Sinn dieser Entwicklung nur mehr schwer beantwortbar geworden ist. So entstand der „Rasende Stillstand“⁵.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts entwickelt sich bei nicht wenigen Menschen schleichend das Gefühl der Resignation und inneren Distanzierung zur Berufswelt. Nicht selten werden heute „Changeprozesse“ und Strategiewechsel vom „stummen Gelächter“ jener begleitet, die zu oft schon an der Nase herumgeführt wurden. Man hat auch diese innere Distanz in der Firmenwelt erkannt und wie immer schon auch dazu gleich ein passendes Schulungsprogramm entwickelt: es heisst „Work-Life-Balance“... Die Erkenntnis, dass durch einen eher technokratisch verstandenen Ansatz des Wissensmanagements die Wissensprobleme, die kulturelle Verunsicherungen nicht gelöst werden können, ist zum Allgemeingut geworden.

Dass man hier in eine Innovations-Falle geraten ist, wurde gerade in der Wissenschaft früh erkannt. So schreibt der Schweizer Wirtschaftswissenschaftler und Marketingspezialist Christian Belz: „Innovation ist nur eine Form, um einzigartig zu sein. Ebenso wichtig ist es, Erfolgreiches zu bewahren und zu verstärken.“⁶

Als einen möglichen Lösungsansatz, aus dieser Falle herauszukommen, bietet sich die Leitidee der Nachhaltigen Entwicklung an, wo es gemäss Bittencourt et al. Ja um Entwicklung geht „- und nicht um Fortschritt (im heute verstandenen Sinn einer permanenten Innovation nur um der Innovation willen): Schliesslich reden wir von ‚Nachhaltiger Entwicklung‘ und nicht von ‚Nachhaltigem Fortschritt‘.“⁷

Wie kann dieser Weg zu mehr Ganzheitlichkeit, Dauerhaftigkeit, Nachhaltigkeit aussehen? Welche Rolle spielen dabei Wissen, Bildung und Qualität? Bevor dazu im theoretischen Teil der Studie Vorschläge gemacht werden, soll ein Praktiker seine Ideal-Vorstellungen und Real-Erfahrungen vortragen.

2. Georg H. Endress über Qualität der Bildung

Die nachfolgenden wiedergegebenen Gedanken stellen eine autorisierte Zusammenfassung von zwei ausführlichen Gesprächen des Verfassers dieser Studie mit G. H. Endress dar, die im Sommer 2003 stattgefunden haben. Dabei nahm Endress Stellung zu jenen sieben Qualitätsindikatoren der Bildung, die im Theorieteil dieser Publikation vorgestellt und wissenschaftlich begründet werden.

2.1 Echtheit

„Was heisst echt? Ich sehe da zwei Richtungen: Man sagt, etwas ist echt oder falsch, eine Fälschung, eine schlichte Kopie, die sich als echt ausgibt. Hier haben wir es mit einem moralischen Problem zu tun. Man kann aber auch als Gegenteil von echt künstlich sehen und denkt dabei, hier ist so was wie die ursprüngliche Natur verloren gegangen oder man hat das Thema verfehlt, ist etwas daneben, so wie man bei einem grossen Fest dem Thema Festlichkeit und Nicht-Alltäglichkeit nicht entspricht, wenn man dazu schlecht angezogen erscheint.

Wir sagen, ein Mensch wirkt echt, wenn er mit sich im Reinen ist, wenn er seinen Überzeugungen und Leitideen entsprechend leben kann. Oft ist in jüngeren Jahren das Weltbild noch unharmonisch, unausgegoren. Auch bei mir hat sich das Weltbild evolutionär entwickelt, ist mit dem Alter nicht grundsätzlich anders geworden, aber schärfer, expliziter fassbar. Das führt dann dazu, dass ich den ‚Unschärfen‘ der jüngeren Generation manchmal vielleicht etwas scharf entgegentrete.

Diese Klarheit hat ja etwas mit Bewusstheit zu tun. Hier tut sich für mich ein Problem auf, dann nämlich, wenn man zuviel mit grosser Bewusstheit tut. Nicht nur, dass Spontaneität, Natürlichkeit und Echtheit verloren gehen, sondern alles zum Spiel zu verkommen droht. Man ist sich bewusst, oder glaubt es zumindest, was Andere und auch man selber für Hintergedanken haben. Vielleicht ist es auch mal besser, grosszügig etwas ‚zu übersehen‘, etwas nicht wissen zu

wollen, statt etwas Negatives zu unterstellen oder selber hinterhältig zu werden.

Noch ein Wort zur Künstlichkeit, indem ja das Wort ‚Kunst‘ enthalten ist. Kunst kann auch künstlich wirken am falschen Ort. Wir haben immer wider versucht, denken Sie etwa an unsere Kunstkalender, den Menschen Kunst näher zu bringen, aber eben nicht künstlich, nicht belehrend. Wir wollten nicht provozieren. Echt ist für mich hier auch das Harmonische, das zu uns passt, zu den Mitarbeitenden und Kunden. Denn bei aller Dynamik und Innovation, manchmal auch Provokation, suchen wir Menschen zuletzt doch stets die Harmonie.

Echt heisst aber auch zweckmässig. Wir duldeten nie Statussymbole, das passt nicht zu uns, wirkt aufgesetzt, ist, funktional gedacht, ja auch unnötig.“

2.2 Glaubwürdigkeit

„Der Mensch ist falsch oder unehrlich, wenn er bewusst etwas anderes sagt, als er weiss, als er denkt, als er tut. Dann wird er unglaublich, das heisst, Glaubwürdigkeit ist eine Auswirkung von Echtheit. Oft ist man einfach zu bequem, macht lieber, was andere sagen, um Konflikten auszuweichen.

Es gibt ja heute ganz konkrete Themenfelder, wo Glaubwürdigkeit sichtbar, ja messbar wird. Ich denke an die Spanne zwischen Mindest- und Manager-Löhnen: Ist sie 1 : 20 oder 1 : 50? Oder der Umgang mit dem Thema Ökologie. In beiden Fällen haben wir hier früh versucht, Zeichen zu setzen.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man fast Unmögliches verlangen kann, wenn man selber Vorbild ist, selber bereit ist, zu tun, was man von anderen erwartet. Man kann ohne weiteres sagen: ‚Heute ist es heiss, wir schliessen bis 17 Uhr und arbeiten dafür länger.‘ Aber ich als Chef muss dann um 17 Uhr ebenfalls dastehen und kann nicht im Schwimmbad bleiben, bloss weil ich der Chef bin.

Glaubwürdigkeit hat also mit dem Befolgen von Regeln zu tun. Man kann viele Regeln aufstellen. Wir haben recht früh damit begonnen, solche Regeln zu entwickeln und sind zu folgenden Führungsregeln gelangt: Führen durch Zielvereinbarung, Führen durch Entrepreneure und Intrapreneure, Führen durch subtile Konfrontation, Führen durch Fragen, Führen durch Marketing-Fokus, Führen durch Ausbau von

Produktclustern, Führen durch Selbständigkeit, Führen durch konservative Finanzpolitik, Führen durch wieder verwendete Erfahrung. Neben diesen Führungsgrundsätzen haben wir die Summe unserer Leitideen im sogenannten Credo festgehalten. Dieser Name sagt schon einiges über die Wurzeln meiner Führungsphilosophie. Ich bin christlich, genauer calvinistisch, erzogen worden, das hat mich geprägt. Das Credo ist so etwas wie die zehn Gebote des Unternehmers. Darin implizit enthalten sind dann Grundsätze wie Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Solidarität. Denn wenn es einem gut geht, so kann man anderen helfen. So haben wir zum Beispiel immer Menschen aus Randgruppen der Gesellschaft bei uns beschäftigt. Doch darüber sollte man ja nicht öffentlich reden – was allerdings zur Folge hat, dass leider viele Menschen zur Meinung gelangt sind, Unternehmer seien nur kaltherzige Profitmaximierer. Ich bin da allerdings immer der Meinung gewesen: ‚Zuerst dienen, dann verdienen‘ – und das nicht nur dem Kunden gegenüber.

Zurück zur Glaubwürdigkeit als Umsetzen von Leitvorstellungen in dem Bild, das man von sich abgibt. Am wichtigsten und überzeugendsten scheint mir das Führen durch ungeschriebene Gesetze, das heisst, durch Vorbildlichkeit. Das liegt für mich schon im Begriff des Unternehmers, der ja etwas unternimmt, etwas tut und bewirkt. In seinem Handeln implizit verborgen sind ja unsere Leitvorstellungen, unser Menschenbild, unsere persönliche Kultur. Und die meisten Menschen spüren sehr genau im Handeln und in der Art des Redens und Auftretens, ‚Wes Geistes Kind‘ man ist.

Glaubwürdigkeit fördert und fordert Loyalität. Hier haben wir heute in vielen Firmen und besonders auch in der Staatsverwaltung grosse Probleme. Illoyales Verhalten zeigt Respektlosigkeit vor Menschen und Institutionen. Den Respekt aber hat man oft genau deshalb verloren, weil die Führung unglaublich geworden ist, auch keinen Respekt verdient.

Glaubwürdig sein zeigt sich auch im Masshalten. Man kann nicht täglich das Sparen predigen und dann sich selber masslos bereichern. Das gilt übrigens auch fürs Privatleben: Man darf nicht im Büro den Anständigen mimen, privat aber die Sau rauslassen. Heute sagt man zwar oft, dass dies eben Privatsache sei, niemanden etwas angehe. Das ist etwas zu einfach gesehen, denn im Grunde muss ein Mensch durch seine Doppelmoral vor sich selber den Respekt verlieren. Ha-

ben wir heute so viel Respektlosigkeit zwischen den Menschen, weil viele Menschen sich selber nicht mehr im Spiegel in die Augen schauen können?

Ich will da keineswegs den Saubermann spielen. Jeder hat seine Schwächen, jeder fällt mal hin, das ist nur schlimm, wenn er nicht rasch wieder auf die Beine kommt und sich ehrlich vornimmt, es jetzt besser zu machen. Glaubwürdig bleiben kann man, auch wenn man Fehler gemacht hat. Das heisst aber, sie zugeben, nichts kaschieren. Man soll sich auch nicht zu gut finden, andere um Hilfe zu bitten, um begangene Fehler zu korrigieren. Da habe ich selber schon viel Solidarität erlebt und Loyalität. Man soll im Umgang mit Schwächen durchaus offen und kritisch sein, andere aber nicht bloss stellen.“

2.3 Stimmigkeit

„Stimmigkeit ist eine Konsequenz von Echtheit und Glaubwürdigkeit. Stimmigkeit erfolgt aus dem Brückenschlag zwischen den leitenden Vorstellungen und der Ausstrahlung, dem Gesamtausdruck eines Menschen, dann nämlich, wenn alles stimmt, das was er tut und wie er es tut und es zu ihm passt.

Für mich gibt es bei der Stimmigkeit eine rationale und eine emotionale Seite. Es stimmt heisst zunächst, etwas ist logisch, konsequent, widerspruchsfrei, man muss es zur Kenntnis nehmen. Es ist mehr als eine Meinung, es ist Stand des Wissens, der Forschung. Aber vieles kann man nicht wissen, erforschen, messen, man muss es erspüren. Wenn zum Beispiel jemand innerlich opponiert, spürt man das in einer Sitzung. Wir müssen Sensorien entwickeln für das, was die Menschen nicht sagen, sei es als implizites Mitgemeintes oder auch als bewusstes Nicht-Geäussertes.

In der heutigen Selbstverwirklichungs-Gesellschaft heisst ‚es stimmt‘ oft, ‚es stimmt für mich, es passt mir.‘ Um diesen Anspruch auf Stimmigkeit zu erfüllen, muss man Freiräume schaffen. So habe ich immer geschaut, dass ich ein paar Chaoten um mich hatte. Sie standen unter meinem persönlichen Schutz, erhielten Freiräume zum Querdenken. Denn Innovationen muss man in der Anfangsphase schützen und pflegen, in solchen Freiräumen kann sich dann was entwickeln.

Stimmigkeit hat aber auch etwas mit Stimmung zu tun. Wir haben immer geschaut, dass diese auch gepflegt wurde und vor allem in den

ersten Jahrzehnten, als die Firma noch übersichtlicher war, haben wir auch viel gefeiert. Es gab eine Zeit, da machte sogar das Wort die Rund:

„Hast Du gerne
Bier oder Sauser,
dann musst Du
zu Endress+Hauser.“

Doch was tun, wenn es nicht mehr stimmt, die gute Stimmung dahin ist? Ein Grund dafür ist heute öfters Überforderung. Innovationen, Veränderung jagen sich zu schnell eine nach der anderen. Dies müssen wir ernst nehmen. Zwar reden wir schon länger über ‚Entschleunigung‘, aber im Alltag ist das schwierig zu bewerkstelligen. Denn: Je grösser der Anpassungsdruck, desto schneller muss die Anpassung erfolgen. Hier kann das Gesamtsystem wenig Entlastung bringen, zumal sich die Anpassungen nicht nur im überblickbaren Umfeld, sondern ja auf einer globalen Ansammlung von lokalen Märkten abspielen müssen.

Vielleicht ist es schwierig, in der Wirtschaft zu entschleunigen. Was wir aber unbedingt werden müssen, ist geduldiger, uns und anderen mehr Zeit gebend. Viele gute Projekte sind gescheitert, weil man nicht genügend Zeit erhielt, über Details nachzudenken. Man muss eben nachdenken, solange, bis es stimmt, bis Unlogisches, Widersprüchliches ausgemerzt, auch versteckte Gefahren erkannt sind.

Ich denke, die Menschen - und hier meine ich vor allem Männer - müssten wohl bewusster Lebensphasen so konzipieren, dass sie andere Akzente setzen können: Vielleicht bis 35 Karriere, dann mehr Familie und über Fünfzig ins Gemeinwesen hineinwachen, Solidarität üben in sozialen und kulturellen Projekten und Institutionen. Ein Vorteil des Älterwerdens besteht darin, dass man schon soviel Veränderung erlebt hat, dass man besser bewerten kann, was wichtig und unwichtig ist. Man verliert sozusagen nicht gleich die gute Stimmung und Stimmigkeit.

Mir scheint wichtig, dass wir uns das Stabile in unserem Leben bewusster machen, auch im Berufsleben. Die stabilen Element überwiegen nämlich immer die innovativen. Denken wir doch einfach mal über unseren Tages- und Jahresablauf nach: Wir sehen dann sofort,

wie stark wir ‚Gewohnheitstier‘ sind. Für mich war ein Ort der Stabilität die Familie. Und ohne meine Frau wären wir nie da hingekommen, wo wir jetzt sind. Das kann man(n) gar nicht hoch genug schätzen!“

2.4 Praxistauglichkeit

„Bei den Produkten ist Praxistauglichkeit ja schnell sichtbar. Damals stiegen wir mal bei einer Zementfabrik zu Fuss auf den Siloturm, das neue Gerät unter dem Arm. Als wir oben ankamen, fiel eine Schraube heraus und vom Turm hinunter. So einfach sind oft die Geschichten, die zu mehr Praxistauglichkeit führen und natürlich gibt es schon lange keine Endress+Hauser-Geräte mit losen Schrauben mehr.

Die Praxistauglichkeit von Menschen ist nicht immer auf den ersten Blick sichtbar, doch legen wir bei der Personalauswahl viel Wert darauf. Wir wollen Menschen bei uns haben, die im Leben stehen, nicht 24-Stunden-Malocher. Sie sollen ihr Privatleben durchaus haben und geniessen. Denn in der einseitig-berufsbezogenen Lebensform liegt eine Gefahr der Entfremdung. Die Lebensform und -struktur muss nämlich den verschiedenen Funktionen des Menschen im Privat- und im Berufsleben entsprechen, will man praxistauglich bleiben.

Vor allem gilt es, die Voraussetzungen schaffen, den Praxisbezug immer wieder herstellen zu können, ja zu müssen. So haben wir unsere Forscher und Entwickler früh mit den Marketing- und Verkaufsleuten an die Verkaufsfront geschickt. Sie mussten ganz bewusst regelmässig bei Kundenbesuchen mitfahren.

Doch darf der Praxisbezug nicht nur auf diesen Ebenen vorhanden sein. Auch das oberste Management muss sich immer wieder an der Front bewähren. Dass Machtgewinn nicht selten zu Realitätsverlust führt, wissen wir zwar alle, aber es ist für nicht wenige verlockend, etwas auf Distanz zum Tagesgeschäft gehen zu können. Man hat ja lange genug geschuftet, jetzt möchte man auch etwas die Früchte geniessen. Hier ist unser Wirtschaftssystem halt brutal geworden: Man ist voll drinnen oder voll draussen, wenn man eine Führungsposition hat.

Mit der Globalisierung bekam aber der interne Gedankenaustausch mehr Gewicht. Wir haben dafür seit langem unsere jährliche Groupcon, die Konferenz aller Geschäftsführer. Da kommt ein interner Pra-

xis-Erfahrungsaustausch zum Tragen, der in seiner speziellen Art irgendwie zwischen dem internen Kunden und der internen Front anzusiedeln ist – um diesen etwas militärischen Begriff zu gebrauchen. Ich habe den Begriff des internen Kunden zwar nicht so gerne, weil ich glaube, dass man Systemgrenzen nicht unkenntlich machen soll: Der Kunde ist klar draussen, die Kollegen sind drinnen, die Beziehungen jeweils anderen Typs.

Ich habe im Umgang mit diesen internen Beziehungen - im Blick auf Praxistauglichkeit und Realitätsnähe – stets die Methode der subtilen Konfrontation angewandt. Dabei geht es letztlich um den Umgang mit Wissen, Erfahrung, um die Art des Denkens. Ich wollte nie Jasager um mich haben, aber auch nie eine Komplizenschaft der Leute unter sich, im Sinne: ‚Ich schweige bei Deinem Anliegen, wenn Du bei meinem Projekt nicht querliegst.‘ Also habe ich die Leute herausgefordert, sie provoziert, aus sich herauszukommen, das Implizite zu explizieren, das Unausgesprochene kenntlich zu machen. Da flogen auch mal die Fetzen, aber am Schluss hatten wir die bessere Lösung gefunden, weil sie durchdachter war, praxisgeprüfter als die erstbeste – und sich erst noch alle Beteiligten besser mit ihr identifizieren konnten.

Im Rückblick sehe ich hier, wie wichtig ungeschriebene Gesetze sind, das Nicht-Explizierte, wenn es um die Methoden des Umgangs miteinander geht. Von dem Moment an nämlich, wo die subtile Konfrontation als Begriff geboren war, drohte das ganze im Laufe der Jahre zum Spiel zu werden. Dann kam es auch zu ‚Schaukämpfen‘ zwischen den Leuten, weil jeder noch klügere Zwischenrufe erfinden wollte. Trotzdem bin ich heute noch überzeugt, dass es die Aufgabe der Führung ist, Vorschläge zu hinterfragen, die Beteiligten intellektuell herauszufordern, aber die subtile Konfrontation muss eine zwischen der Theorie und Praxis bleiben, zwischen den Ideen und Realisierungschancen, nicht aber zwischen den Menschen auf der Beziehungsebene.“

2.5 Umsetzungskompetenz

„Hier geht es ja zunächst um das ‚Wissen-Wie‘, die angewandte Erfahrung, die sich in der Umsetzungskompetenz der Menschen äussert. Vieles kann man lernen und lehren. So haben wir schon früh Lehrlinge ausgebildet, zunächst zwei bis drei, dann deren achtzig.

Schön wäre es, einmal 10 Prozent der Vollstellen als Lehrlinge zu haben, dann ist die Zukunft erfahrungsmässig gut gesichert.

Auch bei der Weiterbildung haben wir viel gemacht, zunehmend auch selber intern, weil so mehr Einheitlichkeit in den Grundmodellen und Aussagen erreichbar ist. Viel kann man aus explizit Gelehrtem lernen, mehr noch durch Beobachten und Selbermachen. Beim Beobachten müssen wir in Zukunft ansetzen, die Menschen lernen, sensibler wahrzunehmen. Schauen wir die trinationale Lehrlingsausbildung an: Wir können zwar über die Kulturunterschiede zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz viel sagen, aber dort jeweils ein paar Monate gearbeitet zu haben, zeigt viel nachhaltiger, dass in Frankreich der Chef einfach der Chef ist, in Deutschland derjenige Chef wird, der die längste Ausbildung genoss – und in der Schweiz ist der Chef so etwas wie ein (fast) gleichgestellter Kollege...

Wenn wir den Akzent auf Niveau legen, dann hat formal-handwerkliches Niveau aber auch etwas mit Vorgaben, „Stand der Kunst“, Standards des Verhaltens zu tun. Dann kann man es messen und vergleichen. Und hier tun wir der Jugend – und nicht nur ihr – keinen Gefallen, wenn wir sie nicht fordern. Ich habe da immer gerne den Satz gebraucht: ‚Führen heisst fördern und fordern.‘

Ich finde, wir haben Qualitätsstandards bisher zu stark auf Produkte und Prozesse bezogen. Bei den Dienstleistungen ist aber die Trennung zwischen den Fachkompetenzen und den sozialen und emotionalen Kompetenzen nicht mehr möglich, der Dienstleister wirkt eben ganzheitlich, er wirkt als Mensch. So wird neben der Aus- und Weiterbildung die Selbstgestaltung des Menschen wieder wichtiger. Alle die Überlegungen über Firmen-Identität und Value-Management in Ehren – um das glaubwürdig umzusetzen, müssen wir es selber verwirklichen, oder um eine aktuelle Diskussion aufzunehmen: Das, was wir über die Corporate Identity einer AG gedacht haben, müssen wir jetzt auf die Ich-AG übertragen.

Früher hat man das Bildung genannt. Für mich ist nach all den Diskussionen über Ethik und Nachhaltigkeit klar, dass wir wieder mehr darüber nachdenken müssen, was die Gesellschaft, die Familie und vor allem auch wir von uns selber fordern. Wir müssen uns wohl etwas näher treten... klarer überlegen, wie die leitenden Vorstellungen – jeder Mensch hat ja auch sein persönliches Leitbild – in unsere Verhaltensmaximen im Alltag umgesetzt werden.“

2.6 Prägnanz

„Prägnanz erwächst oft aus prägenden Erlebnissen, und zwar an zwei Orten: Das eigene Erleben und das, was unsere Mitmenschen mit und an uns erleben.

Wir haben viele Ingenieure, deren Erlebnisart – zumindest im Beruf – doch stark kopfgesteuert ist. Hier haben zwar unsere Anstrengungen, den Markt, die Kunden, die Praxis direkt zu erleben, einiges gefruchtet. Doch Ganzheitlichkeit, Gleichgewicht zwischen Körper, Geist und Seele kann man natürlich nicht verordnen. Gerade das Seelische entzieht sich der Verfügbarkeit. Doch kann man einiges organisieren, nämlich dass verschiedene Mitarbeiterkulturen in Kontakt kommen, sich irgend wie verstehen lernen müssen. Im Organigramm ist deshalb der Raum zwischen den Kästchen auch sehr wichtig, das, was zwischen den grossen Bereichen wie zum Beispiel Finanzen und Produktion, Forschung und Marketing abläuft.

Und was geben wir Anderen zu erleben? Hier wurde viel gemacht in den letzten Jahren. Wir wissen nun, welche Krawatten und Blusen wir tragen müssen, um ins Bild des Corporate Designs zu passen und unseren eigenen Winter- oder Sommertyp stilvoll zum Ausdruck zu bringen. Wir wissen auch, welche Erwartungen ein Publikum hat, wenn wir einen Vortrag halten müssen. Doch glaube ich, dass wir dabei nicht nur an unseren Unterhaltungswert arbeiten sollten, und alles hochprofessionell vermitteln müssen. Marketing darf nicht in Gefallsucht umkippen. Hier schliesst sich dann der Kreis mit dem, was wir unter Echtheit und Glaubwürdigkeit gesagt haben.“

2.7 Eigenständigkeit

„Eigenständigkeit betont den Unterschied zwischen Innen und Aussen, dem Ich und dem Wir. Zunächst will man ja als Mensch Eigenständigkeit erlangen – zum Beispiel als Sohn gegenüber seinem Vater. Das war auch bei mir eine grosse Triebfeder, meinem Vater zu beweisen, dass ich es – noch – besser machen kann, als er. Ich konnte von ihm dann am Lebensende durchaus noch Lob erfahren. Vielleicht hatte ich es damals etwas einfacher, weil ich ja nicht in der Firma meines Vaters arbeitete. Heute sehe ich nun selbst, wie schwierig das Verhältnis zu den Kindern, zumal Söhnen werden kann, wenn sie

Vaters eigenes Werk weiterführen sollen. Denn auch sie wollen ja – wie ich damals – es besser machen als ihr Vater.

Zwar bringt dieser Generationen-Wettbewerb viel Motivation, aber auch Frustration und so denke ich manchmal, dass vielleicht die Problematik falsch aufgefasst wird, zu absolut nämlich. Jeder hat ja seine Stärken und Schwächen. Der Sohn oder die Tochter wird dann bei den Stärken besser sein, als der Vater, bei den Schwächen aber auch schlechter. Und wer kann sich schon das Gesamturteil, das ja auch das Privatleben umfassen müsste, anmassen? Vielleicht sollte man irgendwann mal einfach loslassen, auch wenn mir das ehrlich gesagt als Unternehmer, der ja kein Unter-lasser ist, recht schwer fällt. Wichtig dünkt mich, dass man immer Menschen um sich versammelt und ihnen auch wirklich zuhören kann, die Stärken einbringen, die man selber nicht hat. Und ich meine, dass ich meine Schwächen durchaus kenne, auch das, was mich nicht so interessiert. So erkenne ich im Rückblick, dass ich zum Beispiel die Themen Logistik und Controlling lange unterschätzt habe. Und vielleicht haben wir Innovation früher zu einseitig technisch gesehen. Sicher müssen wir Innovation heute anders bewerten als damals.

Eigenständigkeit hiess für uns ja immer auch unternehmerische Selbstständigkeit. Daran haben wir bis heute festgehalten, aus realistischen und egoistischen Gründen. Man kommt sicher schneller vorwärts, gerade wenn man Innovationen finanzieren muss. Wir haben halt die Gewinne reinvestiert, mussten nicht eine Masse von Aktionären befriedigen. Mit der positiven Nebenwirkung, dass wir jetzt die Früchte des Erfolgs auch nicht in grosser Zahl verteilen müssen.

Wenn ich sage ‚wir‘, so meine ich zunächst die Ehepaare Hauser und Endress. ‚Wir‘ waren danach aber vor allem unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und hier hat die Selbstständigkeit im Sinne von Identifikation und Solidarität viel bewirkt. Die Betonung der Eigenständigkeit, das Anders-Sein-Wollen, war in der Nachkriegsgeneration für mich auch geprägt vom feindlichen Umfeld der Schweiz, gegen das man sich wehren musste. So habe ich den Mitarbeitenden immer klar zu vermitteln gesucht, gegen wen man ist – gegen die Konkurrenz nämlich. Da habe ich regelrechte Feindbilder aufgebaut.

Der Unternehmer ist hier aber in einer Zwickmühle: Er muss zwar den Wettbewerbsgedanken fördern, der so auch ins Unternehmen hineingetragen wird und zu internen Konfrontationen führen kann.

Doch dann muss er auch Wärme und Sicherheit ausstrahlen. Dieses Gleichgewicht zwischen Sicherheit und Bedrohung, zwischen Selbstsicherheit und Selbstkritik muss der Unternehmer über längere Zeit hinweg herstellen können, um Erfolg zu haben. Doch dieses Gleichgewicht, dieses Ausbalancieren verschiedenster Relationen, Beziehungsfelder im Menschlichen und Sachbezogenen ist nicht nur ein unternehmerische Problem, sondern ein überaus menschliches.“

3. Umsetzung

Soweit die Gedanken von Georg H. Endress über die Qualität der Bildung eines Unternehmers und Managers.

Wenn hier über die Praxis gesprochen wird, so stellt sich natürlich am Ende dieser Studie die Frage, was bedeutet dies alles für die Umsetzung, Realisierung dieser anspruchsvollen Vorstellungen? Schon hier muss betont werden, dass sich diese Studie primär mit

- der theoretischen Herleitung und Begründung der Zusammenhänge zwischen Wissen, Bildung und Qualität,
- der Klärung der zentralen Begriffe und der Zusammenhänge im Blick auf Raum, Zeit und Weltbildern,
- der Herleitung der Qualitätsindikatoren des Denkens und der Bildung und
- der Bedeutung der Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit für die Umsetzung dieser Ideen in die Praxis

befasst und nicht mit rezeptbuchartigen Vorschlägen für die Praxis. Gleichwohl sollen zum Schluss des nachfolgenden Theorieteils einige grundlegende Gedanken im Blick auf die Umsetzung dieser Idealvorstellungen formuliert werden.

Der dritte Hauptteil dieser Studie ist dem Thema entsprechend komplex, zeigt manche historische und philosophische Zusammenhänge. Um diese Traditionslinien möglichst im „Originalton“ aufzuzeigen, wurde bewusst mit zahlreichen Zitaten gearbeitet.

Anmerkungen

- ¹ Zerdick, Axel, Picot, Arnold, Schrape, Klaus: Die Internet-Ökonomie: Strategien für die digitale Wirtschaft, Berlin 1999.
- ² von Foerster , 1993, S. 360/1.
- ³ Pfister 1998, S. 124.
- ⁴ Sennett, 1998, S. 141.
- ⁵ Virilio, Paul: Rasender Stillstand, Frankfurt 1997.
- ⁶ Belz, 2001, S. 4.
- ⁷ Bittencourt/Borner/Heiser, 2003, S. 24.

Teil III – Theorie

1. Wissen

Im Sinne eines „Pendelschlages der Geschichte“ sind, wie oben gezeigt, die Ideen der Ganzheitlichkeit, Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit wieder aktueller geworden und werden von vielerlei Gruppierungen, auch von Sekten, esoterischer Literatur und entsprechenden Beratungen aufgegriffen. Im theoretischen Teil soll nun der Versuch unternommen werden, die im geschichtlichen Teil dargestellten philosophischen, kulturhistorischen, soziologischen und betriebswirtschaftlichen Überlegungen weiterzuentwickeln mit dem Ziel, Vorschläge zu unterbreiten, wie die durch die relativistische Behälterraum-Vorstellung geförderte kulturelle Verunsicherung überwunden werden kann.

Dazu muss zunächst die Struktur des Themenraumes vertieft betrachtet und die Frage beantwortet werden, wie sich dieser Raum – verstanden als Raum der Gründe – konstituiert. Dies erfolgt im Kern durch die Prozesse des Denkens, das heisst des Wahrnehmens/Vorstellens, Erinnerns, Schlussfolgerns und Handelns. Diese Prozesse finden an bestimmten Orten im Raum statt – im Eigenraum nämlich und immer in Relation mit dem Du-/Wir-Raum. Denken wird so verstanden als intra- und interpersonelle Wissenskommunikation. Jener Teil des Eigenraumes der Gründe, der gesichertes Wissen enthält, kann dann als individueller Wissensraum betrachtet werden. Die Summe der Wissensräume von Individuen, die Teil einer Institution sind, kann dann als der potentielle institutionelle Wissensraum bezeichnet werden.

Zunächst sollen die relevanten Termini im Themenfeld des Wissens und Erkennens definiert werden, nämlich Information, Wissen, Kommunikation, Wissenskommunikation sowie Denken, Wahrnehmen/Vorstellen, Erinnern, Schlussfolgern und Handeln. Dies zu tun ist auch deshalb wichtig, weil – unter Verarbeitung der neusten Literatur – hier im Sinne des relational-prozessualen Raumverständnisses einige Präzisierungen an den bisherigen Begriffsbestimmungen und –verwendungen vorgenommen werden müssen, die oft in der Weltbild-Tradition des relativistischen Behälterraum stehen.

1.1 Informationsbegriff

„Information“ ist eigentlich ein alter philosophischer Begriff, in dem die Wörter „Form“ und „Formung“ und damit gestalterische Aspekte enthalten sind. Ursprünglich wurde unter Information Formgebung verstanden. Heute wird sie als Prozess des Formens, Formierens der Wahrnehmung beim Verarbeiten von Signalen bezeichnet. So wird, nach Schmidt, unter Information „nicht alleine, wie im Sprachgebrauch, eine Mitteilung verstanden, sondern ein physikalischer Reiz, sofern dieser eine psychische Reaktion auslöst.“¹

Eine Informationseinheit kann definiert werden als ein Unterschied, der einen Unterschied macht. Indem ein Beobachter wahrgenommene Signale deutet, interpretiert, differenziert werden sie für ihn zu Informationen.

Von Foerster kritisiert immer wieder den verbreiteten Missbrauch des Begriffs „Information“ und dabei vor allem, dass die Such- und Liefersysteme für computergestützte Datenverarbeitungssysteme ernsthaft als „Analogmodell für das Funktionieren des Gehirns vorgeschlagen worden sind. Natürlich speichern diese Systeme keinerlei Information, sie speichern Bücher <...> oder andere Arten von Dokumenten, <...> die nur dann die gewünschte Information liefern, wenn ein menschliches Bewusstsein sie erfasst. Diese Sammlungen <...> ‚Systeme der Speicherung und Wiederbereitstellung von Information‘ zu nennen, ist ebenso falsch wie eine Garage als ‚System der Speicherung und Wiederbereitstellung von Transport‘ zu bezeichnen. Die Verwechslung von *Behältern* für potentielle Information mit der *Information* selbst führt wiederum dazu, das Problem der Kognition wunderschön in den blinden Fleck des wissenschaftlichen Sehfeldes zu rücken, so dass es, wie gewünscht, verschwindet.“²

Diese Verwechslung von Behältern für potentielle Information mit der Information selbst ist nach von Foerster darin begründet, „Information“ – wie übrigens auch „Wissen“ – als eine Art Produkt oder Ware zu betrachten. „Die ursprünglichsten und zutiefst persönlichen Prozesse in jedem Menschen, und in der Tat in jedem Organismus, nämlich ‚Information‘ und ‚Erkenntnis‘, werden gegenwärtig durchweg als Dinge bzw. Güter aufgefasst, also als Substanzen. Information ist natürlich der Prozess, durch den wir Erkenntnis gewinnen, und Erkenntnis sind die Prozesse, die vergangene und gegenwärtige Erfahrungen integrieren, um neue Tätigkeiten auszubilden, entweder als

Nerventätigkeit, die wir innerlich als Denken und Wollen wahrnehmen können, oder äusserlich wahrnehmbare Sprache und Bewegung.“³

Der Begriff der Information hat durch die Kybernetik eine neue Bedeutung erhalten, vor allem durch jene zweiter Ordnung, wie sie von Heinz von Foerster geprägt worden ist. Demgemäss finden sich im Maschinellen wie im Natürlichen (zum Beispiel im Gehirn) die gleichen Steuerungsmechanismen und Informationsverarbeitungsregeln.⁴ „Dazu überzugehen, lebende Systeme als informationsverarbeitende Strukturen zu sehen anstatt als mechanische Apparate oder als Energie wandelnde <...> Maschinen, das unterscheidet die Biologie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von den Organismusvorstellungen des 17./18. und 19. Jahrhunderts.“⁵ Diese Erkenntnis war ein wichtiger Schritt dazu, die Natur nicht als Gegenüber des Menschen zu betrachten, sondern diese als Teil von ihm zu sehen, weil er eben auch ein informations-verarbeitendes System darstellt.

Eine solche prozesshafte Betrachtungsweise hat tiefgreifende Konsequenzen: „Wenn wir nämlich in der Tat den Begriff einer Ware mit Namen ‚Information‘, die in einem Prozess mit Namen ‚Kommunikation‘ ihren Besitzer wechselt, aufgeben müssen, dann müssen wir auch die Strategie verwerfen, die uns nach Dingen ausserhalb unser selbst suchen lässt, und eine Strategie entwickeln, die uns erlaubt, nach Prozessen innerhalb unser selbst zu forschen.“⁶

Gerade im Blick auf „Information“ ist die Rolle des Beobachters zentral, denn Information entsteht nur in ihm und so kommt von Foerster zu folgendem Schluss: *„Die Information einer Beschreibung hängt von der Fähigkeit eines Beobachters ab, aus dieser Beschreibung Schlussfolgerungen abzuleiten.“*⁷ Dies bedeutet, dass der Empfang von Information und deren Nutzung untrennbar miteinander verbunden und einen einzigen Prozess darstellt⁸.

Als nächster zentraler und eng mit „Information“ verbundener Begriff soll nun jener des Wissens genauer betrachtet werden. Bei der Beziehung zwischen Information und Wissen weist der deutsche Wissenssoziologe Nico Stehr – den amerikanischen Ökonomen William Starbuck zitierend – darauf hin, dass sich Wissen zu Information verhalte „wie Vermögen zu Einkommen.“⁹ Auch wenn dieses Bild in seiner materiellen Einseitigkeit nicht ganzheitlich gedacht ist, lässt sich die Empfehlung ableiten, dass sich sowohl bei Vermögen und Einkom-

men als auch bei Information und Wissen ein nachhaltiger Umgang mit beidem lohnt. Denn durch kluges Anlegen beziehungsweise Verarbeiten kann sowohl Vermögen wie auch Wissen vermehrt werden.

1.2 Wissensbegriff

Der Wissensbegriff teilt mit dem Informationsbegriff das Schicksal, vor allem im 20. Jahrhundert immer mehr als Produkt und Ware missverstanden worden zu sein. Von Foerster zeigt einen wichtigen geschichtlichen Grund dafür auf, wenn er sagt: „Die Konfusion, die Wissen als Substanz auffasst, geht historisch auf ein Flugblatt zurück, das im 16. Jahrhundert in Nürnberg gedruckt wurde. Es zeigt einen sitzenden Schüler mit einem Loch im Kopf, in dem ein Trichter steckt. Daneben steht der Lehrer, der einen Kübel ‚Wissen‘ in den Trichter giesst <...>. Was die Erfindung des Rades für die ganze Menschheit gebracht hat, brachte der Nürnberger Trichter für die Bildung: es kann nun noch schneller abwärts gehen.“¹⁰

Kant definierte Wissen als

- „...ein subjektiv und objektiv zureichendes Fürwahrhalten“ im Unterschied zum
- Meinen, das als subjektiv und objektiv unzureichendes Fürwahrhalten und zum
- Glauben, der als bloss „subjektives Fürwahrhalten“ bezeichnet wird.¹¹

Klassischerweise versteht man unter „Wissen“ im Sinne des griechischen Philosophen Platon eine gerechtfertigte wahre Überzeugung (GWÜ)¹². Wissen hat somit mit Wahrheit und mit der Überzeugungskraft von Rechtfertigungen und Begründungen zu tun. Der amerikanische Sprachphilosoph Robert B. Brandom formuliert diesen Zusammenhang so: „Eine Behauptung oder eine Überzeugung für wahr zu halten bedeutet nicht, eine besonders interessante oder geheimnisvolle Eigenschaft zuzuweisen, sondern etwas völlig anderes zu tun, nämlich selbst eine Behauptung zu *billigen*.“¹³ Zur dreiteilige Analyse des Wissens (G – W – Ü) gehört nach Brandom und mit Sellars „im-

plizit *Verstehen* als Teil dessen, was für *Überzeugungen* erforderlich ist.“¹⁴ Verstehen wiederum heisst „wissen (in dem praktischen Sinn von fähig sein, zu unterscheiden), was aus der Anwendbarkeit eines Begriffs folgt und woraus sie folgt. <...> zum Verstehen eines Begriffes gehört das Beherrschen der Richtigkeiten inferentieller Züge, die ihn mit vielen anderen Begriffen verknüpfen. <...> Man kann nicht einen Begriff allein haben. <...> Um sich in den Fäden zurechtzufinden, die einen begrifflichen Gehalt umgeben, so dass man praktisch weiss, welche Züge zu ihm oder weg von ihm gefordert <...> sind, muss man entsprechend die Richtigkeiten der Inferenz beherrschen, die auch für den Gebrauch anderer Begriffe oder Gehalte massgebend sind.“¹⁵ Der Aspekt der Inferenz, der Schlussfolgerungsmechanismen also, wird später noch vertieft.

Verstehen heisst, soziologisch betrachtet, denjenigen verstehen, der eine Behauptung ausspricht. Dieses Verstehen erfordert Kommunikation, das In-Beziehung-Treten mit dem Andern, dem Du. Für Nishida bedeutet Wissen, „dass das Ich sich selbst übersteigt und aus sich selbst heraustritt. Dies bedeutet umgekehrt, dass die Dinge zum Ich werden und uns selber bestimmen. Die Tätigkeit des Wissens entsteht in der widersprüchlichen Selbstidentität von Wissendem und Gewusstem. Auch das Unbewusste und der Trieb sind bereits solche Akte. Genau dies nenne ich *handelnde Anschauung*. Im innersten Grund unseres Selbstbewusstseins liegt etwas, das uns selbst durchaus übersteigt. Je tiefer es sich selber weiss und gewahrt, um so mehr übersteigt es sich.“¹⁶

Von diesem Sich-selbst-übersteigen schlägt Nishida die Brücke zum Begriff der Liebe: „Um ein Ding zu erkennen, müssen wir es lieben. Um ein Ding zu lieben, müssen wir es erkennen. Weil ein Mathematiker sein Ich vergisst und die mathematischen Prinzipien *liebt* und *eins* mit ihnen wird, erscheinen sie ihm klar und deutlich.“¹⁷ Verstehen heisst also lieben, heisst, sich in den Denkraum des „Du’s“ zu begeben und eben nicht, eine Ware hin und her zu schieben.

Wissen kann nun definiert werden als das Resultat eines Prozesses des Verstehens, der weiteren Verarbeitung von Information oder mit dem deutschen Kybernetiker und Sprachphilosophen Klaus Kornwachs: „Wissen ist im Kontext bestehenden Wissens aufintegrierte verstandene Information <...>.“¹⁸ Wissen ist demnach personengebunden: Es entsteht und existiert nur im Menschen. Das heisst, Wis-

sen und wie dargestellt auch Information, sind als solche nicht kommunizierbar. Was vermittelt wird, sind stets Signale, die zunächst als Zeichen und Daten wahrgenommen werden.

Aus naturwissenschaftlicher Sicht heisst das nun, dass – wie von Foerster erklärt – diese Signale Erregungszustände von Nervenzellen erzeugen. Sie kodieren nur „die Intensität, aber *nicht* die Natur der Erregungsursache (kodiert wird nur: ‚So-und-soviel an dieser Stelle *meines Körpers*‘, aber nicht was). <...> Sie sind alle ‚blind‘, was die *Qualität* ihrer Stimulierung angeht, und reagieren nur auf deren *Quantität*. <...> ‚da draussen‘ gibt es nämlich in der Tat weder Licht noch Farbe, sondern lediglich elektromagnetische Wellen; ‚da draussen‘ gibt es weder Klänge noch Musik, sondern lediglich periodische Druckwellen der Luft; ‚da draussen‘ gibt es keine Wärme und keine Kälte, sondern nur bewegte Moleküle mit grösserer oder geringerer durchschnittlicher kinetischer Energie usw.“¹⁹ Wissensentwicklung hat somit etwas mit der Umwandlung von Quantitativem in Qualitatives zu tun. Damit ist der Zusammenhang des Themas mit dem Aspekt der Qualität angedeutet, der später noch ausführlich behandelt wird.

Die Art und Weise, wie das menschliche Gehirn nun „die Welt“ herverzaubert, bezeichnet von Foerster als das „Problem der Kognition“, die er mit „Errechnen einer Realität“ umschreibt. Hierbei weist er darauf hin, dass das Wort „rechnen“ von einem im Hochdeutschen nicht mehr vorhandenen Adjektiv herkommt, „das ‚ordentlich, genau‘ bedeutet. ‚Rechnen‘ heisst ursprünglich ‚in Ordnung bringen, ordnen‘. Dazu gehört u.a. ‚Rechenschaft‘ und ‚recht‘. Es braucht damit also keineswegs auf numerische Grössen Bezug genommen zu werden.“²⁰

Diesem Rechnen als einem „In-Ordnung-Bringen“ ist die vorliegende Studie gewidmet. Sie will die Ordnungsstruktur aufzeigen, die im Denkprozess implizit vorhanden ist, wobei dieser Prozess als Verbindung von Lebens- und Seins-Ordnung verstanden wird. Sie wird im weiteren Verlauf aufzeigen, wie die Prozesse des Wahrnehmens, Erinnerns, Vorstellens, Schlussfolgerns und Handelns, der Kommunikation und Wissenskommunikation strukturiert werden können und wo diese Prozesse stattfinden, womit auf den Aspekt des Raumes verwiesen wird, genauer auf den Ort im Raum, dem Eigen- und Themenraum. Um Inhalts- und Positionslosigkeit zu vermeiden, was bei einer Fokussierung auf das Strukturelle und Prozesshafte oft als Gefahr droht, soll zunächst gezeigt werden, durch welche „Rechenope-

rationen“ der Mensch sich und den Anderen Rechenschaft ablegen muss und kann, womit zentrale Aspekte des Wissens angesprochen werden, nämlich das Ge-Wissen und die Gewissheit.

1.2.1 *Wissen und Gewissen*

Nach Stehr bedeutet Wissen die Fähigkeit zum sozialen Handeln. Er bezieht sich dabei auf den Ausspruch des englischen Staatsmannes und Philosophen Francis Bacons „scientia est potentia“ (meist übersetzt als „Wissen ist Macht“) und weist darauf hin, dass „potentia“ in seiner ursprünglichen Bedeutung die Fähigkeit, etwas in Gang zu setzen bedeutet und die Macht gewissermassen in dieser Befähigung liegt – nicht im Wissen selbst. So gesehen, bedeutet Befähigung zum Handeln auch, „dass Wissen unbenutzt bleiben oder für irrationale Zwecke genutzt werden kann.“²¹ Verbesserte Wissensentwicklung und -vermittlung heisst demnach, die Befähigung zum wissensbasierten Handeln zu erhöhen.

Wissen verleiht immer auch die - durch Andere bestätigte - Sicherheit, etwas richtig verstanden zu haben. Unwissenheit wiederum verunsichert. Wissen muss - im Gegensatz zum Meinen und Glauben -, intra- und interpersonell nachprüfbar und nachgeprüft sein, damit es als gerechtfertigt, wahr und überzeugend erkannt werden kann. Was dem Wissen und dem Wissenden Autorität verleiht, sind Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit (siehe später: Qualitätsindikatoren der Bildung). Die Anerkennung der Gründe von Behauptungen ist dann möglich, wenn sie überzeugend in Relation gebracht wird

- zu anderen Behauptungen des Behauptenden,
- zum eigenen Vor-Wissen und jenem des Dialogpartners sowie
- zum sittlichen Wissen und Ge-Wissen von beiden.

Die Autorität des reifen Menschen liegt darin begründet, dass er eigene Überzeugungen entwickelt hat (Ge-Wissensentwicklung). Denn nur derjenige kann überzeugen, der selber überzeugt ist, also jene Gewissheit hat, die den Unterschied zwischen Wissen und Information ausmacht. Diese Gewissheit im Blick auf den Eigenraum entsteht durch qualitativvolles, klares Denken, das Schaerer wie folgt beschreibt: „Ein klares Denken ‚horcht‘ auf den Inhalt von Perzept und Konzept

zugleich und bringt die beiden Inhalte zur Übereinstimmung. Das Gleichgewicht ist also gekennzeichnet durch ‚Kraftlosigkeit‘ – wie beim Zeiger einer Balkenwaage auf ‚Null‘, wo keine Seite die Übermacht hat. Der Denk-Akt ist das *tertium comparationis*, das zwischen Perzept und Konzept zu vermitteln hat, bis die be-dachte Sache strukturell in sich selbst stimmt. Die jeweilige Wahrheit liegt in der jeweiligen Schwebe; Irrtümer treten auf, wo der Wille nicht die ‚Kraftlosigkeit‘ sucht, d.h. die falsche Idee favorisiert. Im bewussten Denk-Akt ist der Gedankeninhalt seine eigene Erscheinungsform. Nur hier können ‚Form‘- und ‚Stoff‘-Aspekte identisch sein. Der Inhalt verbirgt nichts, er ist ganz sich selbst.“²²

Im Geiste der relativistischen Behälterraum-Vorstellung wurde das sittliche Wissen, das die Ideale, die Soll-Vorstellungen des Menschen festhält, im Laufe des 20. Jahrhunderts in den westlichen Industrieländern immer distanzierter betrachtet. So de-formierte der lediglich In-formierte, weil er bei der Verarbeitung der Information zu Wissen und Handeln die Soll-Vorstellungen zuwenig konsequent berücksichtigte, ort- und positionslos im eigenen Denk- und Wissensraum stand. Sie liessen ihn kalt – weil er sich als externer Beobachter verstand. Gewissen bedeutet hingegen betroffen sein, Wert-Erleben.²³ Der extern bleibende Beobachter jedoch will auch hinsichtlich des sittlichen Wissens an der Oberfläche verharren, nicht nach Wahrheit suchen, wirkt deshalb lau und wenig überzeugend, nicht glaubwürdig. Hier liegt die kulturelle Gefahr der „Halbbildung“, vor der von Foerster warnt, wenn er sagt: „Wenn wir aber anfangen, einander zu trivialisieren, dann werden wir nicht nur alle bald blind sein, wir werden vielmehr blind gegenüber unserer Blindheit sein.“²⁴

Diese Rückbindung des Wissens an das Gewissen als letzte Instanz für das individuelle Denken und Handeln ist zentral für Bildung und Nachhaltigkeit, auch was die Konsequenzen für die Praxis betrifft. Zunächst sollen aber die grundlegenden Begriffsbestimmungen im Themenfeld des Wissensentwicklung – und vermittlung weiter geführt werden.

1.2.2 Themenbereiche des Wissens

Nachdem nun erste qualitative Überlegungen zum Thema „Wissen“ angestellt worden sind, soll der Frage nachgegangen werden, wie man sich einen Wissensraum thematisch strukturieren kann.

Bereits die alten Griechen unterschieden zwischen theoretischem und praktischem Wissen. Nach Aristoteles war die Theorie das philosophisch wissenschaftliche Wissen. Er unterschied weiter zwischen dem praktischen und dem poietischen, also gestaltenden, herstellenden Wissen und trennte so das Wissen vom alltäglichen „Problemlösungswissen“.²⁵

Bis heute blieb die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem Wissen und Erfahrungswissen wichtig. Letzteres wird aus der Alltagserfahrung gewonnen und fungiert als impliziter Hintergrund des wissenschaftlichen Wissens. Wissenschaftlich gesichertes Wissen genießt immer noch hohes Ansehen in den westlichen Industrieländern. Jedoch wächst das Bewusstsein für die Gefahren eines unbewusst einseitigen „wissenschaftlichen Blicks“ auf die Welt, der sich „szientistisch“ auf alle Lebensbereiche auszudehnen begann. Denn man erkennt langsam, dass, wenn der distanziert beobachtende Wissenschaftler, ebenso wie der Journalist oder Berater, sich permanent nur noch als Beobachter versteht, dies im Leben zu Positionslosigkeit führt.

Dieser „szientistische“, mechanistisch-technokratische Blick hat hinsichtlich Wissen, Information, Management und Kommunikation zu Vorstellungen geführt, die für die Praxis meist recht unfruchtbare Konzepte lieferten. Zumindest bei unternehmerischen und politischen Kommunikationsaktivitäten dominieren heute überzogene Vorstellungen von den Möglichkeiten des aktiven Beeinflussen-könnens und Verfügen-wollens über Meinungen und Verhaltensweisen anderer Menschen oder Gruppen. Dieses aktive Eingreifen-wollen hat dazu geführt, dass Kommunikation kaum noch mit „Schweigen“ in Verbindung gebracht wird, worin sie sich ja ebenfalls erfüllen könnte. –

Weiter unterscheidet man heute oft zwischen Alltags-, Fach- und Orientierungswissen, welche Letzteres gemäss dem deutschen Philosophen Julian Nida-Rümelin „Handlungen orientiert und damit Lebensformen Struktur gibt.“²⁶ Sein deutscher Kollege Volker Gerhardt wiederum weist darauf hin, dass Orientierung immer an die Handlungsabsicht eines „Ich“ gebunden ist, es sich um ein „Sichorientieren“ handelt: Orientierung „bezieht ihren Sinn auf eine *bestimmte* Stelle in Raum und Zeit <...> und in alledem ist sie auf die Bewertung bezogen, die ein Mensch mit einer eigenen Aktivität verknüpft.“²⁷ Hier schliesst sich der Kreis vom sittlichen Wissen, zur Bildung und zum Aspekt „Raum“.

Aufbauend auf die oben angestellten Überlegungen von Palagyi bezüglich Implizitem und Explizitem im Raum-Zeit-Verständnis (siehe Geschichtsteil) sei schliesslich auf die wichtige Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen hingewiesen. Ausgehend von der Tatsache, „dass wir mehr wissen, als wir zu sagen wissen“²⁸ unterscheidet der aus Budapest stammende Chemiker Michael Polanyi zwischen implizitem und explizitem Wissen. Er beschreibt die Notwendigkeit der „weissen Flecken“ des Nicht-Explizierbaren im Wissen des Menschen. Denn die Ganzheitlichkeit einer Sache kann verloren gehen, wenn man sich zu stark auf einen Punkt konzentriert und dort alles zu explizieren sucht. So erkennt man ein Gesicht wohl aufgrund seiner spezifischen Einzelheiten, kann aber durch blosses Betrachten der Einzelheiten nicht sagen, wessen Gesicht dies nun ist. Auf den Aspekt des Implizierens und Explizierens wird später noch vertieft eingegangen.

1.3 Wissen und Raum

Im geschichtlichen Teil dieser Studie wurden die räumlichen Aspekte des Wissens und Erkennens ausführlich behandelt. Die Unterscheidung in Sphären-, Themen- und Eigenraum spielt auch im Theorie-Teil eine zentrale Rolle. Hier sollen nun die Strukturen dieser Raumbereiche, die Eigenschaften/Qualitäten und deren Beziehungen zueinander unter dem Aspekt der Wissensentwicklung und -vermittlung und der Bildung genauer betrachtet werden.

Denn nach all diesen Vorüberlegungen sind nun die wesentlichen Voraussetzungen geschaffen, um ein Grundmodell des Raumes zu entwickeln, welches das oben zitierte Sloterdijk'sche Verlangen nach Offenheit, Kommunikation und All-Zusammenhang berücksichtigt und damit die Aspekte der Ganzheitlichkeit, Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit.

1.3.1 Struktur des Sphärenraumes

Das nun vorzustellende Grundmodell nimmt bewusst Bezug auf Denkweisen, welche die östliche Philosophie bis heute prägen, weil

dort die Ganzheitlichkeit der Raumwahrnehmung und des Raumbegriffs besser bewahrt wurde, als dies – wie Sloterdijk aufzeigt – in der abendländischen Philosophiegeschichte phasenweise der Fall war. Eine zentrale Rolle spielt bei den folgenden Überlegungen Nishida, der schon in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts Brücken zur westlichen Philosophie geschlagen hat.

Da sein Werk jedoch erst spät in europäische Sprachen und auf deutsch übersetzt worden ist, beginnt es erst seit wenigen Jahren in Europa breitere Wirkung zu entfalten. Der Moment dazu scheint günstig, bewegen sich doch schon seit Jahren einige westliche Philosophie-Strömungen in Richtung eines holistischen Weltbildes. So hat der deutsche Philosoph und Japanologe Rolf Elberfeld verschiedene Autoren genannt, mit deren Denken sich die Philosophie Nishidas im Westen verknüpfen lässt – ohne dass diese explizit auf Nishida Bezug nähmen. Er erwähnt dabei die chilenischen Kognitionsforscher Humberto Maturana und Francisco J. Varela und schreibt dazu: „Der Gedanke der Autopoiesis z. B. weist eine grosse Nähe auf zu dem, was Nishida die ‚Bestimmung ohne Bestimmendes‘ nennt.“²⁹

Der deutsche Japanologe Thorsten Botz-Bornstein wiederum stellt im Rahmen seiner interkulturellen Vergleichsstudien die Beziehungen zwischen dem Denken Nishidas und jenem des späten Wittgenstein dar. Von da aus werden in der vorliegenden Studie Brücken zu neueren Arbeiten Brandoms und Löws geschlagen.

Im hier zu entwickelnden Grundmodell einer „relational-prozessualen Raumvorstellung“ geht es darum, die Beziehungen zwischen den drei oben unterschiedenen Raumbereichen,

- dem Sphärenraum
- dem Themenraum und
- dem Eigenraum des Menschen

zu klären und Ganzheitlichkeit dadurch zu sichern, dass die

- seelisch-emotionale
- physisch-nonverbale
- geistig-verbale

Hauptdimension des Raumes gleichgewichtig berücksichtigt werden.

Durch die moderne Vorstellung der Unbegrenztheit des Weltraums als Kugel entstand, wie gezeigt, ein relativistisches Weltbild, das dann – um nicht vollkommen ins Verschwommene, Beliebige und Ironische abzugleiten – die Behältervorstellung auf die kleinste der genannten Raumbereiche übertrug, auf den menschlichen Eigenraum und den aktuellen Erlebensraum nämlich. Doch wie von Sloterdijk dargestellt, ist die Frage nach der Unbegrenztheit des Welt-Raums aus der Perspektive der Urknall-Theorie nicht ganz klar zu beantworten. Denn wenn das All permanent expandiert, wirft dies sogleich die Frage auf, wohinein diese Expansion führt. Wohl ins Nichts, was aber eine nicht weniger begrenzende Vorstellung wäre wie jene von Kues' „Chaosraum“, in den die Erkenntnis einer impliziten Ordnung ja auch hinein expandieren könnte.

Nachfolgende Abbildung zeigt nun die Beziehungen der drei Räume zueinander im Sinne des modernen relativistischen Weltbildes. Es ist ein Nebeneinander von drei Behälterräumen, bei dem man sich die Hauptdimensionen des Raumes, die seelisch-emotionale, die physisch-nonverbale und die geistig-verbale als drei auseinanderstrebende vorstellen muss. Von der Letzteren aus wird dann das Erlebte beobachtet und wissenschaftlich-distanziert beschrieben. Dies geschieht notabene von aussen und immer davon ausgehend, dass der Eigenraum-Behälter auch mit den beiden anderen in Beziehung steht – denn der Einheitsgedanke ist auch in den relativistischen Theorien kaum aufgegeben worden.

Der Hyper-Individualist muss hier die ganze sinnstiftende Arbeit selber ausführen, was heute nicht wenige Menschen überfordert. Da er dabei dem Themen- und Sphärenraum als Beobachter geistig-verbal analysierend gegenüber tritt, kann er nur selten die drei Raumbereiche verbinden. Um sich nicht im Welt-Raum zu verlieren, schliesst er sich im Eigenraum immer mehr ein, zunächst im physischen, dann im geistigen und schliesslich im seelischen Sinne.

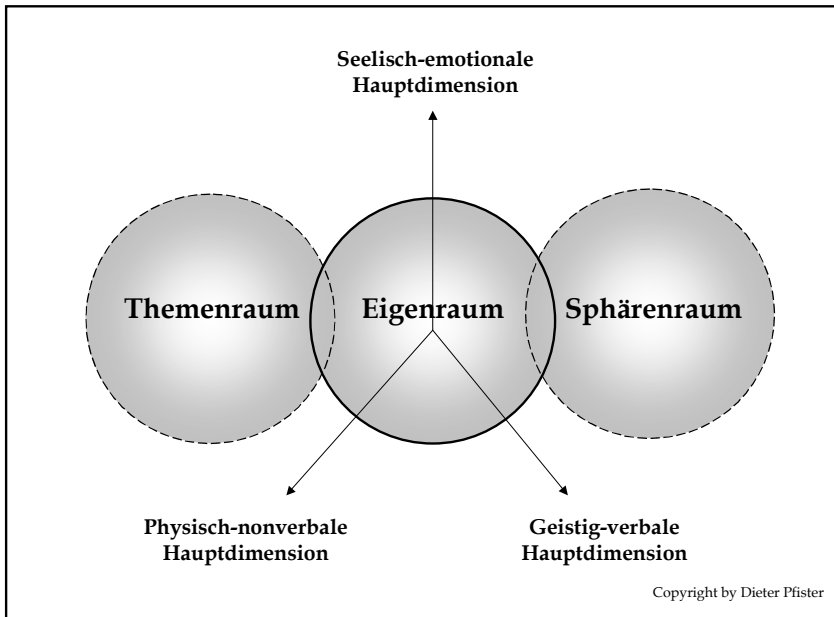


Abbildung 9: Nebeneinander der drei Raumbereiche im Sinne des relativistischen, nicht-ganzheitlichen Behälter-Raumverständnisses

Einige Entwicklungen der letzten dreissig Jahre haben aber, wie gezeigt, die Chance eröffnet, im Verhältnis von

- Mensch, Natur, Gesellschaft und Wirtschaft (vom Umweltschutz zur Nachhaltigen Entwicklung)
- Geistes- und Naturwissenschaft (von der Kybernetik, Immunologie etc. zu einem anderen Verständnis von Information und Kommunikation weiterschreitend)

eine Reintegration der auseinanderdriftenden Bereiche zu ermöglichen. Darauf ist nun weiter einzugehen.

1.3.1.1 Reintegration der Raumbereiche

Diese Reintegration kann, so der Vorschlag dieser Studie, erreicht werden durch ein „relational-prozessuales Raumverständnis“,

- bei dem man sich die Raumbereiche (Eigen-, Themen- und Sphärenraum) in ihrer Relation zueinander als konzentrische Kugeln vorstellt,
- den gemeinsamen Kern all dieser Kugeln, das (Er-)Leben als „Reine Erfahrung“ versteht und es
- im Denkprozess ermöglicht, zwischen den Raumbereichen Relationen zu schaffen, die Sinn stiften können.

Mit dem Prozessgedanken kommt der Aspekt der Zeitlichkeit hinzu. Die von Palagyi und Löw geforderte „Dynamisierung“ des Raumbegriffs kann so erreicht werden. Im Prozess des Denkens erfolgt dann eine – Ganzheitlichkeit ermöglichende – Synthese der Lebens- und Seinsordnung.

So ermöglicht der Prozessgedanke es, die drei Hauptdimensionen analytisch sowohl zu verräumlichen wie auch zu verorten. Ganz im Sinne des löw'schen „Spacings“ wird der sinnlich wahrnehmbare Raum dem geistig-verbalen Sellar'schen „Raum der Gründe“ zugeordnet. Aber im Gegensatz zum oben gezeigten Nebeneinander der Raumbereiche, ist hier der Sphärenraum der umfassendste Raumbereich und wird gleichgesetzt mit der seelisch-emotionalen Hauptdimension des Raumes, die ebenfalls die anderen beiden umfasst und durchdringt. Denn wenn man sich nun körperliche und geistige Dinge als im Raum befindlich vorstellt, der Raum also auch da ist, wenn die körperlichen Dinge nicht mehr an Ort sind, so kann die seelische Dimension des Raumes als die die anderen beiden Dimensionen durchdringende und umfassende verstanden werden. Nach Klages ist die Seele das Lebensprinzip: „eine mondliche Mittelwelt, die, es schauend, das ‚Licht‘ des Geistes an die Materie weitergibt oder, dieser anheimgefallen, der ‚Läuterung‘ und der ‚Erlösung‘ bedarf <...>.“³⁰

Der räumliche Aufbau des Denkens begründet Palagyi nun so: „Die drei psychischen Grundfähigkeiten: Empfindung, Vorstellung und Wille hängen somit in engster Weise mit der Dreidimensionalität unserer Welt zusammen. Ja, wir können sagen, dass die Dreizahl der Raumdimensionen und die Dreizahl der psychischen Grundfähigkeiten, als der Ausdruck ein und derselben Tatsache, einmal in geometrischem, das andere Mal in psychologischem Gewande, zu betrachten sind.“³¹

Der Sphärenraum, in dem der kosmische, geordnete Raum stufenweise erkennbar wird, kann nun mit der ins räumliche ausgedehnten seelisch-emotionalen Hauptdimension des Raumes gleichgesetzt werden. Denn beide schaffen die einheitsstiftende Kraft, die aus dem Erleben, der „Reinen Erfahrung“ aufsteigt und sich geistig-verbal und/oder physisch-nonverbal expliziert. Denken und Fühlen als psychisch-emotionaler Prozess ist im Sphärenraum verortet und expliziert sich in den eben genannten zwei Hauptdimensionen, es sind sozusagen die Spuren des seelisch-emotionalen in der Berührung der drei Hauptdimensionen an einem Ort.

Bevor nun auf die drei Hauptdimensionen des Raumes vertieft eingegangen wird, sollen noch ein paar grundsätzliche Gedanken zur Dimensionalität des Raumes vorgetragen werden, welche die eben beschriebene Raumvorstellung weiter begründet, vor allem die Vorstellung des Sphärenraumes als verräumlichte seelisch-emotionale Hauptdimension des Raumes, als Raum des Denkens, Fühlens und Handelns.

Eine Dimension wird durch eine gerade Linie dargestellt. Die gerade Linie kommt aber nicht ohne den Begriff der Zeit zustande. So führt Palagyí die Dreidimensionalität letztlich auf die Raum-Zeit-Beziehung zurück: „Der Raum hat nur in Bezug auf die Zeit Dimensionen, und wenn wir dem Raume eine Dreizahl von Dimensionen zuschreiben, so hat diese Dreizahl nur in Bezug auf die Zeit einen Sinn.“³²

Für Palagyí kann eine Dimension als den durch einen Raumpunkt ziehenden Zeitstrahl dargestellt werden. „Die Mannigfaltigkeit von Zeitpunkten, die wir im Raumpunkt zusammenfassen, repräsentiert uns eine Dimension.“³³ Ein Hauptbestandteil des Dimensionsbegriffs ist das Verdecken: der gegenwärtige Augenblick verdeckt alle vergangenen und zukünftigen Momente des Zeitenlaufes in unserem Bewusstsein. Dieses Verdeckte ist, wie erwähnt, das Implizite, das nur durch das Verlassen des Zeitstrahls durch den Beobachter, den Denkenden und Analysierenden expliziert werden kann.

Aus den Dimensionen erwachsen durch das Denken, Differenzierungen und Vernetzungen, die beispielsweise dem Tier nicht möglich sind, weil es ohne Denken nicht zu dem Gegensatz von Subjekt und Objekt kommen kann. „Wohingegen der Mensch die Zeitdimension deutlich den Raumdimensionen, in denen sie sich objektiviert, gegenüberstellt, was übrigens erst dadurch geleistet werden kann,

dass der zeitliche Verlauf unserer Gedanken in sprachlichen Sätzen objektiviert wird.“³⁴

Hier nun wird der für die vorliegende Studie zentrale Aspekt des Ineinandergreifens der drei Raumbereiche (Sphären-, Themen-, Eigenraum) und des Denkraumes und des sinnlich-wahrnehmbaren Raumes geklärt. Alle drei sind dreidimensional und also in ihrer Räumlichkeit vergleichbar und aufeinander beziehbar. Palagyi bringt das hinsichtlich des Denk- und Sinnenraumes so zum Ausdruck: „Die Dreizahl der Sätze im Schlussverfahren und die Dreizahl der Raumdimensionen ist also im Grunde genommen ein und dieselbe Tatsache, nur dass wir sie einmal für unser Denken, das andere Mal für unsere Sinnlichkeit zu Ausdruck bringen: Wir können dies auch so formulieren: *Weil wir ein schliessendes Denken besitzen, objektiviert sich uns die Welt in drei Dimensionen, oder umgekehrt, weil sich uns die Welt in drei Dimensionen objektiviert, besitzen wir ein schliessendes Denken.*“³⁵

Auch Brandom geht auf den Aspekt des Schlussfolgerns ein und stellt dar, wie der inferentielle Gehalt eines Satzes durch „seine Rolle (in Relation zu den von anderen Sätzen ausgedrückten Gehalten) in dreierlei Strukturen“³⁶ bestimmt wird, nämlich durch

- festlegungserhaltende
- berechtigungserhaltende Folgerungsstrukturen und
- Inkompabilitäten (Ausschlussverhältnisse).

Diese Überlegungen bauen auf die alteuropäische Vorstellung von einer sich in verschiedenen Explizierungsstufen und in verschiedenen (Haupt-)Dimensionen offenbarenden, sich zeigenden Welt auf. Und nach Sloterdijk wird der Stoff des Seins „von diesem selber her gewissermassen vorschlagsförmig präsentiert – man könnte sogar vorwurfsförmig sagen, sofern man den Ausdruck Vorwurf vom griechischen Verbum *proballein*: hinwerfen, vorwerfen, her versteht, aus dem das Nomen *problema* abgeleitet ist. In Problemen reden die Dinge zur Intelligenz; in Vorsätzen öffnen sie sich der menschlichen Partizipation. <...> Der ursprüngliche Modus der Gegebenheit von Dingen ist ihre Interessantheit für Anderes: Das Eine geht das Andere an; <...>. Die problem-ontologische Betrachtungsweise – Sein heisst Sich-Vorschlagen – bietet den Vorzug, die angebliche Kluft zwischen den

Wörtern und den Dingen erst gar nicht mehr aufklaffen zu lassen, <...>.“³⁷

Sloterdijk knüpft hier implizit an die neueren Theorien Brandoms und eigentlich auch – ohne auf ihn Bezug zu nehmen – an jene Nishidas an. Im Sinne einer Entfaltung des Impliziten kann von einem zentralen Ort ausgegangen werden, wo alles sich Entfaltende eins ist. Diese Einheit ist im Erleben spürbar, so wie es Nishida mit dem Begriff der „Reinen Erfahrung“ beschreibt. So stellt Nishida das Denken als ein Vorgang dar, der die verschiedenen Bewusstseinsinhalte zusammenführt: „Kurz: das Denken ist nichts anderes als ein Prozess innerhalb der Entfaltung und Realisierung einer grossen Bewusstseinsseinheit.“³⁸ Und Löw formuliert es aus ihrer Sicht so: „Die Syntheseleistung ermöglicht es, Ensembles sozialer Güter und Menschen wie ein Element zusammenzufassen.“³⁹

So zeigt nachfolgende Abbildung in einer idealisierenden Modellvorstellung den Ausschnitt aus einer Kugel,

- deren Mittelpunkt im Sinne Nishidas als Bewusstseinzentrum des Individuums betrachtet wird
- deren Kernbezirk als „Querschnitt“ (deshalb nicht „Kugel“) durch den palagyí’schen Zeitstrahl betrachtet wird, der immer einen Rest des unsagbar-impliziten enthält,
- bei dessen Verlassen durch den idealtypisch als Spiralbewegung dargestellten Prozess der Denkarbeit die erkannten Informationen analysiert und vernetzt werden können.

Der spiralförmige Denkprozess „schraubt“ sich so dem Zeitstrahl entlang: durch das räumlich-zeitliche Denken werden dann auch die physisch-nonverbale und die geistig-verbale Hauptdimension zu „(Kugel-) Räumen“ (Sphären), zu Orten, wo sich eben die beiden Dimensionen explizieren. Nachfolgende Abbildung zeigt die Zusammenhänge auf.

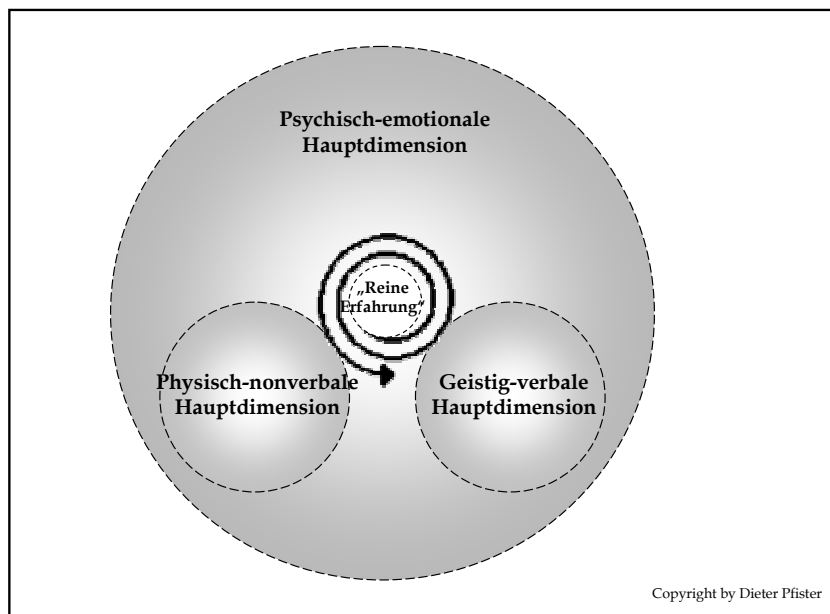


Abbildung 10: Die drei Hauptdimensionen des Raumes können im Wahrnehmen und im Denken verräumlicht werden. Alle drei Dimensionen sind untrennbar im Kernbezirk der „Reinen Erfahrung“ miteinander verbunden und explizieren sich im, modellhaft verstanden, spiralförmigen Prozess des Denkens und Fühlens.

Im Sinne der Syntheseleistung des Denkprozesses, der die drei Hauptdimensionen des Raumes in „spiralförmiger Weise“ verbindet, können alle drei Raumsphären nur gemeinsam wachsen, und zwar als Verdichtung oder als Expansion, was Klages als die „flache und die tiefe Besinnung“⁴⁰ bezeichnet.

Die drei Hauptdimensionen stehen nicht – wie durch diese obige modellhafte Darstellung missverstanden werden könnte – nebeneinander, sondern sind in bestimmten Relationen miteinander verbunden, durchdringen sich gegenseitig. Im Erleben kommen sie in vollständige Deckung, im Denken und fühlen treten sie dann auseinander, wie die obige Abbildung zeigt.

1.3.2 Hauptdimensionen des Raumes

Im Prozess der Syntheseleistung, im Denkprozess, der ja eine psychische Leistung ist, zeigt sich die seelische Dimension des Raumes insgesamt und sorgt dabei, wie erwähnt, für die Einheitlichkeit des Raumes/Sphärenraumes. Denn nach Nishida muss im Hintergrund einer Wahrnehmungsaktivität „eine unbewusste vereinheitlichende Kraft wirksam sein, von der die Aufmerksamkeit gelenkt wird.“⁴¹ Deshalb soll zuerst auf diese umfassende Hauptdimension eingegangen werden.

1.3.2.1 *Seelisch-emotionale Sphäre*

Im Kernbereich der umfassenden Kugel befindet sich, wie erwähnt, der Ort des nicht-sagbaren Impliziten, des Nicht-Verfügbaren. Er ist der Ort des Erlebnisses oder mit Nishida der „reinen Erfahrung“ mit dem „absoluten Nichts“⁴² im Zentrum. Diese reine Art der Erfahrung ist noch frei von jeglicher Art des Denkens. Während die Gegenwart im gewöhnlichen Verständnis von Erfahrung stets eine gedankliche ist und nach Nishida somit schon nicht mehr gegenwärtig, fällt der Bereich der reinen Erfahrung immer mit dem Bereich der Aufmerksamkeit zusammen.⁴³ Indem parallel zur Bewegung des Auges auch die Aufmerksamkeit wandert, brauchen wir nicht zu denken, um das Ganze eines Objektes zu erfassen.⁴⁴ Nishida setzt deshalb die unmittelbare mit der reinen Erfahrung gleich und kommt zu folgendem Schluss: „In der unmittelbaren Erfahrung des eigenen Bewusstseinszustands gibt es noch kein Subjekt und kein Objekt. Die Erkenntnis und ihr Gegenstand sind völlig eins: Das ist die reinste Form der Erfahrung.“⁴⁵

Nishida erklärt, dass die reine Erfahrung aber bereits den „Aspekt der Unterschiedenheit“⁴⁶ in Wahrnehmung und Vorstellung enthält. Diese „Ur-Erfahrung“ ermöglicht es uns, aus dem scheinbar chaotisch-undifferenzierten Zustand der reinen Erfahrung Bedeutungen und Urteile zu gewinnen, ohne dass wir dabei „dem Inhalt der Erfahrung einen neuen Reichtum hinzufügen“⁴⁷. Nishida veranschaulicht dies wie folgt: „Wenn man zum Beispiel eine Farbe sieht und urteilt: ‚das ist blau‘, klärt man damit die ursprüngliche Farbempfindung nicht, sondern setzt sie nur zu einer ihr gleichartigen, früheren Empfindung in Beziehung.“⁴⁸ Das bewusste Denken entsteht demnach aus der Verbindung von gegenwärtigem Bewusstsein mit einem vergan-

genen. „Bedeutung und Urteil markieren das Verhältnis eines gegenwärtigen Bewusstseinsmoments mit einem anderen.“⁴⁹

De Certeau weist hier auf die Rolle des Gedächtnisses hin: „Zur gleichen Zeit, wie eine ‚Kunst‘ des Krieges den Umgang mit dem Raum beeinträchtigte, entwickelt die ‚Kunst‘ des Erinnerns die Fähigkeit, immer am Ort des Anders zu sein, ohne ihn zu besitzen, und immer einen Nutzen aus dieser Alternation zu ziehen, ohne dabei vom Weg abzukommen.“⁵⁰

1.3.2.2 Geistig-verbale Sphäre

Diese Hauptdimension des Raumes umfasst die Begriffe, die Relationen zwischen den Begriffen, Sätzen, Behauptungen, den Raum der Sprache. In der geistig-verbalen Hauptdimension ist das sprachliche Resultat der Denkprozesse verortet.

Sellars hat, wie erwähnt, den Begriff des „Raumes der Gründe“⁵¹ eingeführt und zeigt damit auf die Nahtstelle zwischen „Reiner Erfahrung“ und empirischem Wissen hin, das heisst, auf die Grundlagen von Letzterem. Er weist dabei zunächst darauf hin, dass der Mensch sogenannte „Beobachtungsberichte“ verfasst: „Es ist sicher *irgendetwas* Wahres an dem Bild, dass sich das menschliche Wissen auf eine Klasse von Propositionen stützt – auf Beobachtungsberichte –, die sich nicht auf dieselbe Weise auf andere Propositionen stützen, wie sich andere Propositionen auf sie stützen.“⁵² Diese Berichte entstehen spontan aus der Wahrnehmung von Gegenständen, setzen aber Vorwissen voraus. Wenn jemand behauptet, etwas ist grün und damit auf einen grünen Gegenstand reagiert, so zeigt dieser Satz noch kein Wissen. Zu Wissen macht ihn erst die Fähigkeit des Beobachters, ihm eine Position im „logischen Raum der Gründe, der Rechtfertigungen und der Fähigkeit zur Rechtfertigung des Gesagten“⁵³ zu geben.

Man kann sich viele Aspekte oder Themen, vorstellen, unter denen man einen Raum geistig durchdringen und analysieren kann, denn: „Räumliche Strukturen sind eine Variante gesellschaftlicher Strukturen.“⁵⁴ So spricht man von Lebensraum, Kulturraum, Körperraum oder Gesellschaftlichem Raum etc. Hier nun ist der Brückenschlag vom Begriffsraum, dem Raum der Gründe hin zum sozialen Raum möglich (siehe später Löw's *soziale* Güter). Ein Individuum ist dann Teil einer Gemeinschaft, wenn die Struktur seines Begriffsraums

grosse Übereinstimmungen mit dem Wissensraum der Gemeinschaft aufweist. Dann spricht man von gleicher Mentalität. Wie Michael Vester et. al. ausführten, kann man auf der Ebene des Einzelmenschen Syndrome als besondere Muster eines Mentalitätstyps definieren und sie auf der Ebene der Gemeinschaft zu Milieus zusammenfassen, die wiederum Bezug nehmen zur Sozialstruktur im sozialen Raum.⁵⁵

1.3.2.3 *Physische-nonverbale Sphäre*

Die physische Dimension des Raumes umfasst die Sphäre des sinnlich Wahrnehmbaren. Das griechische Wort „physis“ kann hergeleitet werden von „phyein“, was hervorbringen, zeugen meint, oder, gemäss Heidegger von „phaeinein“, was mit „ans Licht bringen“ übersetzt wird. In der ersten Lesart lässt sich die Bedeutung von Natur und Körper ableiten, in der zweiten die ursprüngliche Offenbarkeit des Seienden. Der lateinische Ausdruck „natura“ wiederum weist auf das Gebären hin. Im Griechischen wie im Lateinischen „war das Hervortreten, das Sichzeigen und der Unterschied von Verslossenheit und Offenheit impliziert.“⁵⁶

In welchem Verhältnis steht nun das Körperliche zum Raum? Klages sieht die Relation Körper-Raum beziehungsweise -Ort wie folgt: „Es gibt keinen Körper, der nicht irgendeine Gestalt hätte, und es gibt ebenso wenig eine Erscheinung, die nicht irgendeine Gestalt hätte. Wollen wir also den unmittelbaren Veranlassungsgrund des Auffassungsaktes grade in der Körperlichkeit ermitteln, so müssen wir vom Gestaltsein der Körperlichkeit einstweilen vollständig absehen. Tun wir das, so bedeutet Körperlichkeit: Undurchdringlichkeit des Anschauungsraumes; womit sich sogleich die Frage zu Worte meldet: für was undurchdringlich? Nun, jedenfalls *nicht* für den Raum. <...> Undurchdringlichkeit meint also eine Bedingung des Widerstreits, und mit dem Begriff des Ortes sind allermindestens *zwei* Örter gesetzt, ursprüngliche wirkliche Örter (= Körper), später dann bloss gedachte *Aufenthaltsörter* von Körpern, dank deren Verselbständigung sich der Begriff des Sachraums und schliesslich des euklidischen Raumes entwickelt.“⁵⁷

Nachdem nun die Grundüberlegungen zum Modell des relational-prozessual verstandenen Raumes dargestellt worden sind, soll der umfassende Sphärenraum weiter differenziert werden. Dabei steht in

dieser Studie – aufbauend auf Sellars und Brandom – das Bestreben im Vordergrund, jene Struktur dieses Raumes zu ergründen, welche implizit in der „Reinen Erfahrung“ wirkt, explizit die drei Hauptdimensionen verbindet und so in der geistig-verbalen Dimension sagbar gemacht werden kann.

1.3.3 Explizierungsstufen im Sphärenraum

Am Rande des Kernbezirks der „Reinen Erfahrung“ beginnt ein Prozess des Denkens, der durch Einfühlen das Implizite herausspürt (Intention⁵⁸, Intuition) und dann das sagbare und sinnlich wahrnehmbare Implizite expliziert, also die geistige und physischen Hauptdimension des Raumes herausarbeitet (Extension, Explikation, Visualisierung).

Es wird vorgeschlagen, die umfassende seelisch-emotionale Raumdimension und mit ihr auch die beiden anderen Hauptdimensionen in vier Explizierungs- oder Entfaltungsstufen aufzugliedern, dies in Anlehnung an die alteuropäischen Vorstellungen des sich ausbreitenden Lichtes Gottes im Raum (siehe oben). Nishida drückt diese Stufenfolge so aus: „Wahre Realitäten sind alle nach demselben Schema strukturiert. Dies Schema lässt sich auf folgende Weise beschreiben: Zunächst erscheint das Ganze *implizit*, dann differenziert und entwickelt sich sein Inhalt bis zu dem ultimativen Punkt, an dem das Ganze in der Realität verwirklicht und vollendet ist. <...> Im Falle des Willens etwa ist zuerst eine Zielvorstellung gegeben; um diese den Umständen gemäss zu realisieren, werden systematisch angemessene Ideen zusammengestellt; wenn die Zusammenstellung vollendet ist, erfolgt die Handlung, in der das Ziel verwirklicht wird <...>.“⁵⁹

Auf der Stufe von Zwecken und Zielen (Wissen-Was) wird das Wahrgenommene begriffen und bewertet. Beim Übergang zum Handeln geht es auf der Stufe der Strategie und der Realisation um das Gestalten und Wirken (explizierbares, sagbares Wissen-Wie, das aus dem nicht-sagbar Impliziten, der Reinen Erfahrung, dem Erlebten mitgetragen und über die Zwecke und Ziele vermittelt wird). Im Handeln wird so eine neue Wirklichkeit geschaffen, die wiederum als Erlebnis erfahrbar wird – die Spirale wird wiederum in Gang gesetzt (siehe später). Die nachfolgende Abbildung zeigt die Zusammenhänge.

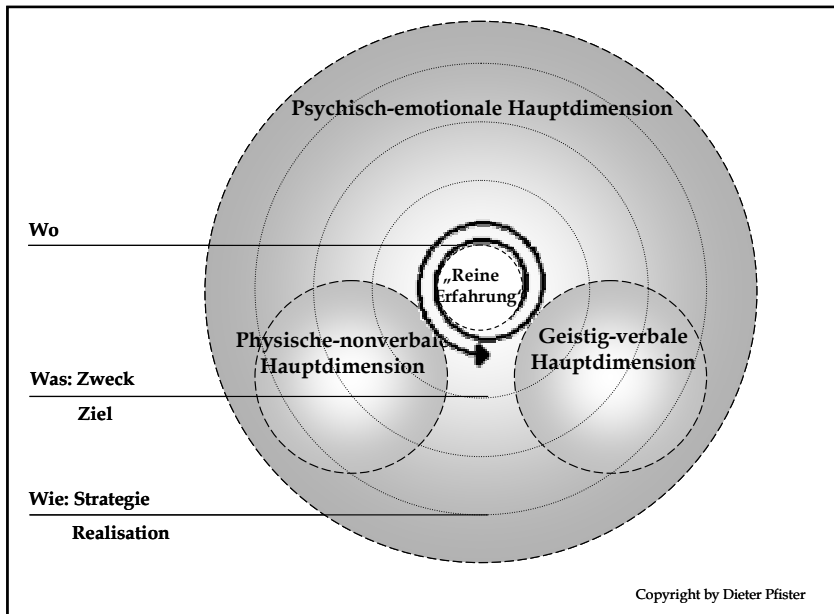


Abbildung 11: Vier Explizierungsstufen des (Sphären-)Raumes

Durch diese relational-prozessuale Raumvorstellung kann man die – gemäss Gernot Böhme – meist in sich verschlossene Dingorientierung des Denkens und Wahrnehmens im Behälterbegriff und –raum überwinden. Denn Eigenschaften, Qualitäten eines Dinges können nach aussen und nach innen gewendet, nicht nur verstanden werden als das, was das Ding hat, sondern auch als etwas, mit dem sich ein Ding zeigt.

Dass die ganzheitliche Denkweise nicht nur im östlichen Kulturraum eine Tradition hat, sondern auch im abendländischen, zeigt Gernot Böhme mit seinem Hinweis auf ein Gegenmodell zur gängigen europäischen Ontologie, nämlich Jakob Böhmes Konstitution des Dings durch die sieben Kräfte oder Geister Gottes, welche einerseits Qualitäten wie herb, bitter, süss umfassen, als sechstes dann aber den Ton, Geschmack oder Geruch. Die Struktur eines Dinges ist für Jakob Böhme auf die Offenbarung des Wesens hin angelegt. Er sieht den Körper als Resonanzboden, der durch Schnitt, Spannung oder Aus-höhlung eine Stimmung, eine Signatur hat.⁶⁰

Gernot Böhme will Dinge nach den Formen der Präsenz verstanden wissen, durch welche die Dinge charakteristisch aus sich heraustreten und

vom Menschen als Formen erfahren werden, in denen die Dinge präsent sind. Diese Formen nennt er Ekstasen, die sich wie folgt strukturieren lassen:

- Als erste Form der Präsenz gilt die Räumlichkeit.
- Als zweite gilt die Manifestation des Was eines Dinges, „nämlich die explizite Angabe einer Dimension des Dinges, entlang derer das Ding sich selbst zur Erscheinung bringt.“⁶¹
- Als dritte Form wäre die Physiognomie, die im Sinne von Jakob Böhmes Signaturbegriffs als Raster verstanden werden kann, durch das hindurch das Wesen des Dinges in Erscheinung tritt.
- Eine weitere und gemäss Gernot Böhme besondere Form der Ekstase ist die Farbe, dann kommt der Ton, die beide benutzt werden, um Anwesenheit zu markieren.

„Man sieht, dass so etwas wie Sprache auf dem Ekstatischen der Dinge ruht.“⁶² So sprechen uns die Dinge an. Das Räumliche an ihnen ist aber nicht der beschränkte Innenraum, sondern erfolgt durch das Hinaustreten in den Raum.

Die einzelnen Ekstasen des Dings sind nach Gernot Böhme „Seinswesen, Formen der Präsenz“⁶³, weshalb die Dinge durch die Ekstasen nicht eigentlich bestimmt, definiert werden können. Vielmehr wird das Seiende im Geschehen seines Aufgehens beschrieben. Diese Beschreibung ist so etwas wie ein Bild. „Beschreibung wie bildliche Wiedergabe eines Dinges <...> sind nicht das Ding selbst, sollen aber in gewisser Weise einem anderen die Präsenz des Dinges vermitteln. Was in der Beschreibung <...> geschieht, ist die Abhebung ihrer Ekstasen.“⁶⁴ Beschreibungen und Bilder gehören selbst zum Hervorgetreten-Sein des Dinges, weshalb die Elemente der Beschreibung oder des Bildes gegenüber den Dingen heterogen sein können.

Nach Klages bedeutet die „Wirklichkeit der Bilder“ ein Wirken der jeweils vorhergehenden tieferen Verwirklichungsstufe als Vorbilder in der höheren Stufe. So wirken die Bilder als seelische Mächte oder Wesen, die allen elementaren und organischen Erscheinungen zugrunde liegen, letztlich aber unanschaulich sind.⁶⁵ In der nächsthöheren Realisierungsstufe sind die Vorausgehenden jeweils implizit vorhanden. Das Implizite kann, wie erwähnt, mit Palagyi auch als das im Erleben innerhalb des Zeitstrahls verdeckte Vergangene und Zukünftige betrachtet werden.

Nachdem nun die Struktur des Sphärenraums beschrieben worden ist, soll anschliessend auf den Prozess der Raumkonstituierung eingegangen werden, auf den Prozess, der diese Struktur aus der Sicht der Zeitlichkeit betrachtet.

1.3.4 *Prozess der Raumkonstituierung*

Der Sphärenraum gibt dem Themen- und Eigenraum eine Struktur, welche im Denken und Fühlen, in den Phasen der Durchdringung des Themen- und Eigenraumes expliziert wird. So gesehen ist die Raumkonstituierungsarbeit ein Prozess, der mehrere Räume miteinander verbinden muss, was nur durch ein relationales Raumverständnis geleistet werden kann. Hier nun können die Brücken zwischen den Überlegungen Nishidas, Brandoms und Löw geschlagen werden.

Aufgrund der Verarbeitung der relevanten und oben erörterten Literatur, namentlich auch der Gedanken von Läßple⁶⁶ und Elias, schlägt Löw eine Weiterentwicklung der bisherigen absolutistischen und relativistischen Raumbegriffe hin zu einem „relationalen“ Raumverständnis vor. „Im Vollzug der Argumentation werden <...> die zentralen Aspekte der absolutistischen Raumbegriffe (die Konstitution von Orten und Territorien, die Konstruktionsleistung) aufgegriffen und in einen prozessualen Raumbegriff integriert. Das Ergebnis wird dadurch kein neuer relativistischer Raumbegriff sein, sondern ein Raumbegriff, den ich als ‚relational‘ bezeichnen werde.“⁶⁷ Mit dem relationalen Verständnis von Raum wird Bewegung in diesen gebracht, er als ein Prozess betrachtet.

Die Löw'sche Raumdefinition lautet demnach: „Raum ist eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten. Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung.“⁶⁸ Diese Definition bildet die Grundlage für die weiteren Überlegungen in der vorliegenden Studie und soll zunächst vertieft und dann durch eigene Vorstellungen erweitert werden.

1.3.4.1 *Spacing, Plazierung*

Das Spacing beschreibt nach Löw das Plazieren einerseits und das Plaziert-Werden anderseits. „Das Plazieren von Informationen <wird> als *Spacing* bezeichnet. Spacing-Prozesse sind Aushandlungs-

prozesse.“⁶⁹ Diese „Plazierungsprozesse“ beinhalten mit Löw „das Plazieren sozialer Güter oder Lebewesen bzw. das Sich-Plazieren derselben <...>.“⁷⁰ Ziel des Bauens, Errichtens oder Vermessens sowie des Positionierens symbolischer Markierungen ist es, Ensembles von Gütern und Menschen kenntlich zu machen.

Güter sind gemäss Löw primär materieller und nicht primär symbolischer Art. Damit diese Anordnung materieller Güter (Tische, Stühle, Häuser etc.) aber verstanden wird, müssen die symbolischen Eigenschaften der immateriellen sozialen Güter (Werte, Vorschriften, Musik etc.) entziffert werden. Mit „primär“ weist sie darauf hin, dass soziale Güter niemals nur materiell beziehungsweise symbolisch sind, sondern beide Komponenten enthalten.

Aber auch Lebewesen, wie Menschen und Tiere, wirken raumkonstituierend. Löw spricht von der „(An)Ordnung zweier Menschen zueinander“, die in „Abhängigkeit zu deren sozialem Verhältnis“⁷¹ den Raum konstituieren. Der Raum zwischen zwei sich sozial vertrauten Menschen ist anders, als der Raum zwischen zwei sich fremden. Dies zeigt sich besonders gut, wenn der eine den Raum des Gegenübers verletzt, in der Art, wie er sich selbst positioniert, wird gleichzeitig auch der Raum des Gegenübers anders konstituiert. Die Tiere unterscheiden sich nach Löw von sozialen Gütern dadurch, dass sie sich nicht immer beliebig plazieren lassen. Dennoch wirken auch Tiere raumkonstituierend, so zum Beispiel ein Wachhund eines Geländes.

1.3.4.2 *Syntheseleistung*

In der obenstehenden Raumdefinition ist die Syntheseleistung das zweite zentrale Element der löw'schen Raumkonstitution. Analytisch unterscheidet Löw darin drei Formen der Synthese: „Das Synthetisieren in der Wahrnehmung, das Synthetisieren in der Erinnerung und jenes in der abstrahierenden Vorstellung, wenn auch in der Praxis selten eine dieser Formen für sich existiert.“⁷²

In dieser Syntheseleistung werden Bilder verarbeitet, gemäss Löw Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungsbilder. Der österreichische Landschaftsarchitekt Erwin Frohmann weist auf die Relationen zwischen diesen Bildern hin und bemerkt dazu, dass Gefühlsempfindungen nicht alleine für sich stehen bleiben, sondern sie „werden von Assoziationen in Form von inneren Bildern, Farben, Klängen oder Gedanken begleitet. Diese entwickeln sich durch die emotionale

Verarbeitung und Umsetzung der Wahrnehmung, wobei sie zeitlich von der ursprünglichen Gefühlsempfindung kaum zu trennen sind. Zusammen mit der emotionalen Grunderfahrung entstehen Gedankenbilder, die die Gefühle für uns rational nachvollziehbar machen. Entsprechend der Individualität jedes einzelnen Menschen können sich emotionale Informationen als innere Klangmuster, Farbqualitäten, Formqualitäten, Bilder in Form von konkreten Figuren, sprachlichen Bildern oder gedanklichen Bildern manifestieren. Letztlich stellen all diese Assoziationen symbolschaffende Abbildungen der emotionalen Qualität des Lebensraumes dar.“⁷³

Das Spacing und die Syntheseleistungen sind Phasen des Denkprozesse, bei denen die genannten Bilder verortet und vernetzt werden. Diese Vorstellung korrespondiert mit den oben dargestellten Überlegungen zum Ablauf eines Denkprozesses.

1.3.4.3 Ort

Ein weiteres wichtiges Element der Löw'schen Raumdefinition stellt die Verortung dar. Menschen, Lebewesen und soziale Güter werden im Raum an Orten plaziert. Durch deren Anordnung wird dann ein Ort kenntlich gemacht. Schon Läßle weist im Kapitel „Der schwierige Weg vom ‚Ort‘ zum ‚Raum‘“⁷⁴ darauf hin, dass Raum nicht etwas unmittelbar Gegebenes ist, sondern sich ergibt als „Resultat menschlicher Syntheseleistung, als eine Art Synopsis der einzelnen ‚Orte‘, durch die das örtlich Getrennte in einen simultanen Zusammenhang, in ein räumliches Bezugssystem gebracht wird.“⁷⁵

Elberfeld bemerkt im Blick auf Nishida, dass in der westlichen Philosophie die Kategorie des Ortes keine besondere Rolle spielte und stellt dann die Frage: „Wie steht es also mit dem ‚Ort‘, kann ihm mehr zugeordnet werden als nur ein Schattendasein in der alten griechischen Kategorientafel? Hat dieses Phänomen die nötige Weite, eine Hauptrolle zu übernehmen in der Begründung der Philosophie?“⁷⁶

Hier sollen zunächst mit Bollnow die sprachgeschichtlichen Zusammenhänge aufgezeigt werden: „Hildebrand und Hadubrand standen sich gegenüber ‚ort widar orte‘, d.h. Speerspitze gegen Speerspitze gerichtet. <...> Auch der Bergmann arbeitet vor Ort, wenn er sich am vordersten Ende des Stollens ins Gestein hineinarbeitet. Immer bezeichnet das Wort Ort die Spitze.“⁷⁷ An einem Ort, so könnte man sagen, erscheint die Spitze des dort implizit Vorhandenen.

Klages weist darauf hin, dass es ohne „Sinnenraum“ als Raum des sinnlich und physisch Wahrnehmbaren keinen Ort und ohne Ort kein Ding gibt: „darin liegt es ausgesprochen, dass *eine* Lebensgrundlage der Findung des Dinges das Erlebnis des Raumes sei, die andre das Erlebnis des Ortes. Dieses bezeichnet am Eindrucksvermögen die leibliche, jenes die seelische Seite <...>“⁷⁸ Das Seelische äusserst sich also im Raumerlebnis, das Körperliche im Orterlebnis.

Der französische Philosoph und Historiker Michel Foucault befasste sich ausführlich mit den „anderen Räumen“ und schreibt seinerseits zum Thema „Ort“, dass der Raum „im Mittelalter ein hierarchisiertes Ensemble von Orten war: heilige und profane Orte; geschützte und offene, wehrlose Orte; städtische und ländliche Orte: für das wirkliche Leben der Menschen. Für die kosmologische Theorie gab es die überhimmlischen Orte, die dem himmlischen Ort entgegengesetzt waren; und der himmlische Ort setzte sich seinerseits dem irdischen Ort entgegen.<...> seit Galilei, seit dem 17. Jahrhundert, setzt sich die Ausdehnung an die Stelle der Ortung. <...> Heutzutage setzt sich die Lagerung an die Stelle der Ausdehnung, die die Ortschaften ersetzt hatte. Die Lagerung oder Plazierung wird durch die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Punkten oder Elementen definiert; <...>.“⁷⁹ Auch er zeigt so die Entwicklung der Orts-Vorstellung im Laufe der Zeit im Sinne der Relativierung und Relationierung.

Für Augé wiederum steht der „anthropologische Ort“ im Zentrum, verstanden als konkrete und symbolische Konstruktion des Raumes: „Diese Orte haben zumindest drei Merkmale gemein. Sie verstehen sich (sie werden verstanden) als identisch, relational und historisch.“⁸⁰ Neben diesen Orten sieht er aber auch Nicht-Orte: „Der Ort erfüllt sich durch das Wort, durch den andeutungsweisen Austausch einiger Kennworte <...>. <...> so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort. <...> Orte und Nicht-Orte sind fliehende Pole; der Ort verschwindet niemals vollständig, und der Nicht-Ort stellt sich niemals vollständig her <...>.“⁸¹ Augé sieht die Nicht-Ort vor allem als bereiste Orte, Orte der Passage, wo der Passagier einsam keine besondere Relation und seine Identität nur an der Grenzkontrolle findet.⁸² So zeigt er mit seinen Ausführungen die Problematik der relativistischen Behälter-Raumvorstellung auf und die Konsequenzen davon für den Ort.

Löw schliesslich fasst ihre ortsbezogenen Überlegungen so zusammen: „Der Ort ist somit Ziel und Resultat der Plazierung und nicht – wie Menschen und soziale Güter – im Spacing selbst plazierte Element.“⁸³ Orte können für eine gewisse Zeit auch ohne das Plazierte erhalten bleiben. In diesem Fall ist es die symbolische Wirkung der Plazierung, die den Ort ausmacht. Das Plazieren kann eine einmalige Handlung sein, sie kann aber auch fixierte Gebilde wie Häuser und Ortsschilder hervorbringen, die dann eine symbolische Wirkung entfalten.

Räume werden zu Orten, indem sie mit einem Zweck, einem Thema verbunden werden. Hier kann die Brücke zwischen Ort und Themenraum geschlagen werden: der Themenraum ist der Raum der Orte. Orte stellen spezifische Kombinationen von Menschen, Lebewesen und sozialen Gütern dar, welche dann einem Ort eine eigentümliche „Gestalt“ geben. Thema und Gestaltungswelt sind im Plazierungsprozess abhängig vom Welt-, Geschichts- und Menschenbild des Plazierenden. Thema, Gestaltungswelt und Weltbild, auf dieser Ebene sinnlich wahrnehmbar und erlebbar, zeigen sich in der Atmosphäre, dem Eindruck, den der Raum vor Ort macht. Wenn sich dann diese Themen, Zweckbestimmungen und Geschichten in blosse Namen reduzieren, dann entstehen nach de Certeau „Nicht-Orte an Orten; sie verwandeln sie in Passagen.“⁸⁴

Auf der Grundlage dieser Überlegungen soll nun das Grundmodell der relational-prozessualen Raumvorstellung nochmals weiter vertieft werden. Dort, wo die drei Hauptdimensionen des Sphärenraumes den Themenraum durchdringen, die Kugelschalen des Sphärenraumes die Kugeln sozusagen „durchstossen“, entstehen Explikate, auf die nun eingegangen werden soll.

1.3.5 Struktur des Themenraumes

1.3.5.1 Explikate

Aufbauend auf den Ausführungen Böhmes über den Prozess des Sich-Zeigens und seinen Beschreibungen von Ekstasen, wird nun im hier entwickelten Grundmodell des Raumes die Beschreibung der Ekstasen so vorgenommen, dass innerhalb der genannten Explizierungsstufen sogenannte „Explikate“ als Kategorien von Merkmalen definiert werden, die unterschiedliche Ausformulierungen des Impliziten darstellen.

Explikate bilden demnach Orte im Denkraum, die sich im Psychischen als Bilder (Vorstellungs- und Erinnerungsbilder zum Beispiel im Traumraum), im Geistigen als Begriffe, Sätze und Behauptungen und im Physischen als sinnlich wahrnehmbare Verdichtungen (im Klage'schen Sinnenraum) zeigen. Diese Explikate stehen in Beziehung zueinander und definieren durch die Art dieser Beziehungen oder Figurationen die Qualität, die Atmosphäre eines Ortes, und zwar im gestaltbaren Raum der sozialen Güter (Gestaltungsraum) wie auch der Menschen (Bildungsraum).

Anschauend können in der psychisch-emotionalen Sphäre in den Explizierungsstufen Vorstellungs- und Erinnerungsbilder wahrgenommen werden, und zwar

- solche umfassendster und grundlegendster Art wie Welt-, Menschen- und Geschichtsbilder, die vorbildlich-implizit in den individuellen oder institutionellen Leitbildern vorhanden sind und
- sich in Leitbildern und Lebenskonzepten körperlos verwirklichen und dann
- in Gesamtbild/Habitus ihre Elementareigenschaften zur Erscheinung bringen sowie schliesslich
- in der Atmosphäre ihre zentralen Qualitäten spürbar werden lassen.

Diese Vorstellungs- und Erinnerungsbilder können in der geistig-verbalen Sphäre verstehend gedacht und beschrieben werden

- als analysier- und differenzierbare Lebensthemen,
- aus denen funktionale Anforderungen abgeleitet werden können,
- welche implizit die Verhaltensmaximen prägen und
- denen schliesslich die Anmutungscharaktere entsprechen müssen.

In der physisch-nonverbalen Sphäre sind die sinnlich wahrnehmbaren Explikate

- in der Lebensgestaltung erfahrbar,
- welche implizit die Lebensform und -struktur prägt und
- diese sich wiederum in den Verhaltensmerkmalen/Hexis zeigen sowie schliesslich
- in den Schlüsselmerkmalen verwirklicht werden.

Die nachfolgende Abbildung zeigt die eben beschriebenen Zusammenhänge.

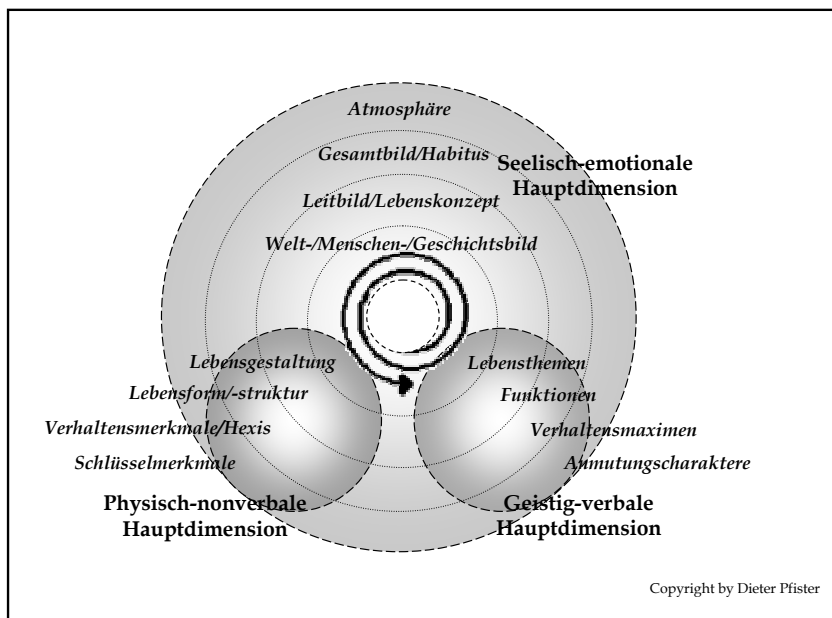


Abbildung 12: Explizierungsstufen und Explikate als Orte im Denkraum bezogen auf Menschen

Verbindet man dieses Strukturmodell des Themenraumes mit dem Prozess der Raumkonstituierung, wie ihn Löw beschreibt, so ergibt sich Folgendes: Der Kreisprozess des Denkens und Fühlens steigt

- aus dem Kernbezirk der „Reinen Erfahrung“ auf
- zur Atmosphäre,
- die eine Syntheseleistung der Schlüsselmerkmale und Anmutungscharaktere darstellt,
- welche beide implizit die Verhaltensmerkmale/Hexis und die Verhaltensmaximen ausdrücken, die wiederum im
- Gesamtbildes/Habitus synthetisiert werden können
- etc.

Anschliessend sollen nun die Explikate aus der Perspektive des individuellen Eigen-/Persönlichkeitsraumes einzeln behandelt werden, und zwar geordnet nach Explizierungsstufen.

1.3.5.2 Explizierungsstufe 1

Die vier Explizierungsstufen werden hier von der ganzheitlichen, erlebnishaften Wahrnehmung ausgehend analysiert, also von der Atmosphäre her. In der Atmosphäre werden die räumlichen Eigenschaften, Qualitäten wahrnehmbar, denn wahrnehmen heisst nach Gernot Böhme nicht nur Daten beschaffen und Information verarbeiten, sondern auch „affektive Betroffenheit“: „Wahrnehmen ist im Grunde die Weise, in der man leiblich bei etwas ist <...>. Der primäre Gegenstand der Wahrnehmung sind die Atmosphären <...>, auf deren Hintergrund dann durch den analytischen Blick so etwas wie Gegenstände, Formen, Farben usw. unterschieden werden.“⁸⁵ So kann die Atmosphäre als erstes Explikat betrachtet werden, durch das sich der Raum zeigt.

Atmosphäre

Die Wahrnehmungspsychologie hat gemäss Böhme im 20. Jahrhundert die Wahrnehmung in ihrer Fülle schrittweise zurückerobert. „Es sind nicht einzelne Sinnesdaten, die man dann vielleicht zu Flächen, Figuren und Dingen synthetisiert, sondern man sieht immer schon ganze Flächen und Gestalten. Nein, man sieht nicht nur Gestalten, sondern man sieht von vornherein Dinge. <...> Man sieht Dinge in ihrem Arrangement, Dinge, die aufeinander verweisen, man sieht Situationen. Auch diese, ergänzt dann die Philosophie die Gestaltpsychologie, sind bereits eingebettet in Bewandtnisgegebenheiten. Situationen konkretisieren sich nur je von Fall zu Fall auf dem Hintergrund einer Welt. Allerdings die Welt sieht man nicht. Was ist aber dann dieses Ganze, in das alles Einzelne, das man je nach Aufmerksamkeit und Analyse daraus hervorheben kann, eingebettet ist? Wir nennen diesen primären und in gewisser Weise grundlegenden Gegenstand der Wahrnehmung die Atmosphäre.“⁸⁶

Wenn es um das Atmosphärische geht, werden oft mehrere Begriffe fast gleichbedeutend verwendet, so neben dem Wort „Atmosphäre“ auch „Stimmung“ und „Anmutung“. Die deutsche Philosophin Elisabeth Ströker etwa schreibt – Bollnow folgend – vom „gestimmten

Raum“, dieser sei „der begrifflichen Fassung schwer zugänglich“⁸⁷. Sie weist darauf hin, dass auch die beseelten Mitwesen zu den Dingen des gestimmten Raumes zählen, „die deutlicher noch als leblose Dinge seine Atmosphäre ausmachen.“⁸⁸

Nach Böhme sind Atmosphären „Räume, insofern sie durch die Anwesenheit von Dingen, von Menschen oder Umgebungskonstellationen, d.h. durch deren Ekstasen, ‚tingiert‘ sind.“⁸⁹ Unter tingieren, das aus dem Lateinischen stammt, versteht man anfärben, tränken. „Sie sind selbst Sphären der Anwesenheit von etwas, ihre Wirklichkeit im Raume. <...> Die Atmosphären sind so konzipiert weder als etwas Objektives, nämlich Eigenschaften, die die Dinge haben, und doch sind sie etwas Dinghaftes, zum Ding Gehöriges, insofern nämlich die Dinge durch ihre Eigenschaften – als Ekstasen gedacht – die Sphären ihrer Anwesenheit artikulieren. Noch sind die Atmosphären etwas Subjektives, etwa Bestimmungen eines Seelenzustandes. Und doch sind sie subjekthaft, gehören zu Subjekten, insofern sie in leiblicher Anwesenheit durch Menschen gespürt werden und dieses Spüren zugleich ein leibliches Sich-Befinden im Raum ist.“⁹⁰

Im Blick auf den Menschen macht hier Böhme auf die Bedeutung der Physiognomik aufmerksam, die mit der Beziehung „zwischen der Physiognomie von etwas, d.h. von Charakterzügen und der durch sie bestimmten Atmosphäre zu tun“⁹¹ hat. Er verdeutlicht diese Beziehung in seinen Ausführungen über Physiognomik mit den Begriffen Ausdruck und Eindruck: Eine Physiognomie „wird danach nicht mehr als Ausdruck des Inneren gelesen, sondern als Eindruckspotential atmosphärisch erfahren.“⁹² Nishida wiederum weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „die Umgebung das ‚Worin-Befindliche‘ bestimmt und dass das ‚Worin-Befindliche‘ die Umgebung bestimmt.“⁹³

In der Soziologie stellen Atmosphären ein wenig behandeltes Thema dar. Der deutsche Soziologe Niklas Luhmann beispielsweise sieht diese als „ ‚Überschusseffekt‘ der Einheit der Differenz von Objekt und Stelle.“ Er spricht denn auch von der Atmosphäre als „Sichtbarkeit der Unsichtbarkeit des Raumes.“⁹⁴

Nach Löw muss „die Entstehung von Atmosphären aus der relationalen (An)Ordnung an Orten hergeleitet werden.“⁹⁵ Dem Phänomen der Aussenwirkung des Plazierten kommt im Löw’schen Verständnis von Raum eine zentrale Rolle zu. Denn wird Raum als Zwischenraum

verstanden, so ist der Raum an sich nicht sichtbar. Aus der Aussenwirkung des Plazierten ergibt sich jedoch eine „eigene Stofflichkeit des Räumlichen“⁹⁶, eine Atmosphäre.

In den Wirtschaftswissenschaften hat Philip Kotler schon früh auf die Bedeutung der Atmosphäre für das Marketing hingewiesen, als er schrieb: „As other marketing tools become neutralized in the competitive battle, atmospherics is likely to play a growing role in the unending search of firms for differential advantage.“⁹⁷

Im Sinne von Böhme soll hier „Atmosphäre“ verstanden werden als Ausdruck der Summe aller Qualitäten eines Raumes und beschrieben als die Qualitätsindikatoren der Themenraumgestaltung, wo mit Begriffen wie Echtheit, Glaubwürdigkeit, Stimmigkeit etc. gearbeitet wird (siehe später).

Innerhalb der ersten Explizierungsstufe können nun die Spacing-Aspekte der physisch-nonverbalen Hauptdimension des Raumes, nämlich die Schlüsselmerkmale und jene der geistig-verbalen Hauptdimension, die Anmutungscharaktere zugeordnet werden.

Schlüsselmerkmale

In den Schlüsselmerkmalen sind wichtige Elemente dessen, was Böhme Ekstasen nennt, enthalten, nämlich Farbe, Geruch, Geschmack, durch die sich Dinge zeigen. Weiter besteht hier ein Bezug zur Physiognomik in ihrer Dreiheit, nämlich

- als Raster, durch das hindurch das Wesen in Erscheinung tritt;
- ferner als Spur, als eingetretene Wege seiner Manifestation;
- schliesslich als die Vorstellung, dass „die Züge, die ein Ding hat, selbst die Art ausmachen, in der es sich zeigt.“⁹⁸

Generell versteht man unter Schlüsselmerkmalen in Anlehnung an den deutschen Marketingspezialisten Erich Kütke und den italienischen Designer und Designforscher Matteo Thun⁹⁹ Farben, Formen, Materialien, die Oberflächenbearbeitung etc. Sie können mit Polaritätenprofilen folgendermassen beschrieben werden: Farbe: pastell – grell; Form: spitz – rund; Material: naturnah – artifiziell; Oberflächenbearbeitung: rau – glatt; Düfte: neutral – penetrant; Töne/Stimmlage: schrill – sonor.

Anmutungscharaktere

Anmutungen sind die emotionalen Wirkungen und Stimmungen, welche die Gestaltungen von Dingen, die Schlüsselmerkmale, beim Betrachter hervorrufen. Sie können wie folgt verbalisiert werden: reduziert – komplex; hart – weich; beständig – modisch etc. Dies gilt für bewohnbare Räume ebenso wie für Menschen und Lebewesen. Nach Böhme sind Anmutungen „etwas Leichtes und Flüchtliges, sie sind Quasi-Subjekte, doch keine Personen, sie sind unbestimmt und werden doch in charakteristischer Weise erfahren.“¹⁰⁰

Der Charakter als zweiter Begriffsteil von „Anmutungscharaktere“ ist der Inbegriff der in einem Menschen verwirklichten und ihn prägenden Persönlichkeitswerte, „der durch alle Lebensäusserungen hindurchgehende, auch gegen äussere Einflüsse beharrlich widerstehende Grundzug der Haltungen, Gesinnung, Handlungsweise des Menschen, der Kern der Persönlichkeit.“¹⁰¹

Der Anmutungscharakter gibt demnach die besondere Kombination der über eine gewisse Zeit stabilen Aussenwirkung von Menschen und sozialen Gütern wieder.

1.3.5.3 Explizierungsstufe 2

Gesamtbild/Habitus

Das Gesamtbild umfasst die vernetzte Gesamtheit der Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungsbilder, der Bewertungsinhalte, Ideen und Gefühle, also die emotionale Gesamtbewertung eines Menschen. Habitus wiederum ist ein soziologischer Begriff, der die Gesamtheit der im Aussehen, Mimik, Gestik und Sprache zum Ausdruck kommenden Verhaltensstils eines Menschen bezeichnet, von dem auch auf seine Haltungen geschlossen werden kann. Sprachlich erfasst, sagbar gemacht, kann das Gesamtbild/der Habitus durch polar angeordnete Image-Dimensionen wie innovativ – traditionell, aufwendig – einfach, individuell – standardisiert etc. beschreiben werden.

Gemäss Büeler ist die Persönlichkeit eines Menschen „gekennzeichnet durch eine individuelle Form der Selbstorganisation, oder präziser ausgedrückt: die Persönlichkeit ist diese Selbstorganisation. Natürlich gibt es Körper, es gibt Wahrnehmungsorgane, und es gibt Gehirne; die Persönlichkeit aber besteht weder aus Körper noch aus Organen, sie besteht aus nichts anderem als aus spezifischen Mustern der

Selbstorganisation <...>. Die Persönlichkeit ist also keine Substanz, <...>, sie ist nichts als ein Prozess“.¹⁰² Diese Muster werden Haltungen genannt, machen den Habitus aus, verstanden als verinnerlichtes Weltbild, auf das später noch eingegangen wird.

Bourdieu beschreibt die Beziehung zwischen Habitus und Raum wie folgt: „Die unter dem Gesichtspunkt der Erzeugungsbedingungen des Habitus, d. h. im Hinblick auf die elementaren Lebensbedingungen und die dadurch auferlegten Anpassungsprozesse homogensten Einheiten sind wieder zusammenzufassen durch Konstruktion eines Raumes mit den Folgenden drei Grunddimensionen: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und zeitliche Entwicklung dieser beiden Grössen <...>. Das Prinzip der primären, die Hauptklassen der Lebensbedingungen konstituierenden Unterschiede liegt im *Gesamtvolumen des Kapitals* als Summe aller effektiv aufwendbaren Ressourcen und Machtpotentiale, also ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital.“¹⁰³

Verhaltensmerkmale/Hexis

Bourdieu hat nicht nur den Begriff des Habitus, sondern auch jenen der „körperlichen Hexis“ geprägt, die er als Grunddimension des sozialen Orientierungssinns bezeichnet. Obwohl das Wort „hexis“ das griechische Äquivalent zum lateinischen „habitus“ darstellt und wie erwähnt „erworbene Haltung, Habe und Gabe“ bedeutet, wird es von Bourdieu unterschiedlich verwendet. „Das eigene Verhältnis zur sozialen Welt und der Stellenwert, den man sich in ihr zuschreibt, kommt niemals klarer zur Darstellung als darüber, in welchem Ausmass man sich berechtigt fühlt, Raum und Zeit des andern zu okkupieren – genauer den Raum, den man *durch den eigenen Körper* in Beschlag nimmt, vermittelt einer bestimmten Haltung, mittels selbstsicher-ausgreifender oder zurückhaltend-knapper Gesten.“¹⁰⁴

Wie der Körper des Menschen durch seine Position im sozialen Raum geprägt wird, beschreibt Bourdieu folgendermassen: „Der Geschmack: als Natur gewordene, d. h. inkorporierte Kultur, <...>, trägt er bei zur Erstellung des ‚Klassenkörpers‘; als inkorporiertes <...>Klassifizierungsprinzip wählt er aus und modifiziert er, was der Körper physiologisch wie psychologisch aufnimmt, verdaut <...>, woraus folgt, dass der Körper die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks darstellt <...>.“¹⁰⁵

Ein besonders „sprechender“ Körperteil ist das Gesicht. Böhme betont bei seinen Ausführungen zur Physiognomik, dass diese „Züge, Charaktere, Gesichter“¹⁰⁶ erkennt und verweist dabei auf die Begriffsgeschichte des Worts „Charakter“: „Danach bedeutet Charakter ursprünglich keineswegs das innere Potential von Vermögen und Handlungsweisen, sondern vielmehr das äussere Gepräge. Über Schrift- und Zauberszeichen hat der Ausdruck dann zunächst die äusserlichen Kennzeichen von Beruf, Amt und Würde genannt.“¹⁰⁷

Verhaltensmaximen

Hier geht es um die Normen, die Standards, welche das Verhalten, das Denken, Fühlen und Handeln des Menschen prägen. Die zentralen Normen individueller und institutioneller Art wurden in einer früheren Studie ausführlich behandelt.¹⁰⁸ Es sind dies unter anderem: Integration, Pluralismus, Menschenrechte, Individualität, Innovation, Tradition, Kommunikationsorientierung etc.

Verhaltensmaximen sind auch im Blick auf das Denkverhalten formulierbar (siehe später), zumal Denken und Handeln als untrennbar betrachtet werden.

Hexis und Verhaltensmaximen verbinden sich im Habitus und ergeben ein Gesamtbild des Menschen, seines Leibes- und Eigenraumes.

1.3.5.4 Explizierungsstufe 3

Leitbild/Lebenskonzept

Leitbilder, die von Individuen für sich selber formuliert wurden, sind selten anzutreffen, zumal schriftlich festgelegte. Das heisst aber nicht, dass Individuen keine leitenden Vorstellungen hätten, an denen sie sich ausrichteten. Oft sind diese an Vorbildern orientiert, anderen Menschen, grossen Persönlichkeiten oder Religionsstiftern. Deren Leitideen und normative Vorstellungen („Die Zehn Gebote“ z. B.) sind ihrerseits meist schriftlich festgelegt und werden im Erziehungsprozess vermittelt. An diesem Wissen formt sich dann das Gewissen.

Es ist interessant zu beobachten, dass im Zuge der Diskussion über die „Ich-AG“ nun über den Umweg des Ökonomismus alte „lebensphilosophische“ Postulate von den Institutionen zu den Individuen zurückgespielt werden. So schreibt etwa die deutsche Unternehmensberaterin Nicolette Strauss: „Wie beim Unternehmensmanagement

startet auch das Eigenmanagement mit der Frage nach der Vision, dem Leitbild und den persönlichen Werten.“¹⁰⁹

Das Leitbild steht an der Nahtstelle zwischen den Vorgaben, die aus der Geschichte und Erfahrung der Persönlichkeit des Menschen stammen und den Erwartungen der Gesellschaft und des Marktes. Das persönliche Leitbild hängt ab

- vom Welt-, Geschichts- und Menschenbild,
- Lebensthema und der
- Art der Lebensgestaltung,

also dem Kulturumfeld. Es muss für alle in den weiteren Explizierungsstufen relevanten Fragestellungen einen Gestaltungsrahmen definieren, so vor allem hinsichtlich

- Soll-Gesamtbild/Habitus,
- Soll-Lebensform/-struktur,
- Soll-Funktion,
- Soll-Verhaltensmerkmale,
- Soll-Verhaltensmaximen,
- Soll-Schlüsselmerkmale,
- Soll-Anmutungscharaktere.

Dem Leitbild als Syntheseleistung können Lebensform und -struktur und die Funktion als Explikate auf der Seite des Spacings zugeordnet werden.

Lebensform/-struktur

Unter der Lebensform eines Menschen wird die Art und Weise der Lebensbewältigung verstanden, die von bestimmten Vorstellungsbildern abhängig ist. Solche Ausrichtungen der Persönlichkeitsstruktur können sein: theoretische, ästhetische, religiöse, machbezogene etc. Unter Lebensform werden sodann jene relativ dauerhaften Figurationen und Beziehungsmuster des menschlichen Zusammenlebens verstanden, die den privaten Lebensraum, den Eigenraum strukturieren und die sich – im Blick auf die sozialen Güter im Raum – in den Wohnformen zeigen, vom Ein-Personen-Haushalt bis zur Grossfamilie.

Nach Hillmann kann die Lebensform aufgefasst werden als „eine komplexe Weise der Lebensbewältigung, die von bestimmten Vorstellungen, Ideen und Werten getragen wird, die durch spezifische Normen, Sanktionsmechanismen und Strukturverhältnisse das Zusammenleben reguliert und im alltäglichen Handeln von Menschen zum Ausdruck kommt. Hierbei werden zur Erreichung soziokulturell geformter Ziele und Zwecksetzungen natürliche Ressourcen und kulturell geschaffene Mittel eingesetzt.“¹¹⁰ Der Begriff der Lebensform ist so im hier entwickelten Raummodell auf der Ziel- und Zweckebene einzuordnen und bringt die impliziten Wert-/Normvorstellungen zum Ausdruck.

Für Wittgenstein ist der Begriff der Lebensform ziemlich zentral. Er stellt fest, dass „das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“¹¹¹ Botz-Bornstein bringt die Überlegungen Wittgensteins mit jenen Nishidas in Verbindung und schreibt dazu: „For Nishida, a *form of life* emerges within the *basho*. For Wittgenstein, a *Lebensform* develops out of an ‚unsayable *Erlebnis*‘.“¹¹² Und weiter: „The *basho* signifies, as a sort of ‘negative space’, the ‘self-determination of a field of consciousness’ and is meant to be an ontological category resuming Nishida’s Eastern version of Western intuition. <...> The *basho* is thus a place in which the objective world establishes itself.“¹¹³

Botz-Bornstein und Nishida weisen so auf die Beziehung von Lebensform und Raum hin. Basho ist somit der Ort, wo Denk- und Sozialraum sich überschneiden und wo sich Wissensräume konstituieren, und zwar vor allem durch interpersonelle Wissenskommunikation (siehe später). Räumlich betrachtet spielen nun die Strukturverhältnisse eine Rolle, die Ordnung oder der Aufbau der Beziehungen zwischen den Elementen im „Zusammen-Lebens-Raum“ eines Menschen. Ganz allgemein und in Anlehnung an die Überlegungen, die im Raum der sozialen Güter materieller Art angestellt wurden¹¹⁴, können hier die Ausprägungen zwischen den Polen der Leere und der Fülle betrachtet werden. Lebensform wäre mit Begriffen beschreibbar, die in der Gestalttheorie entwickelten wurden, und zwar als Polaritäten zwischen Komplexität und Ordnung, so wie dies folgende Abbildung zeigt.

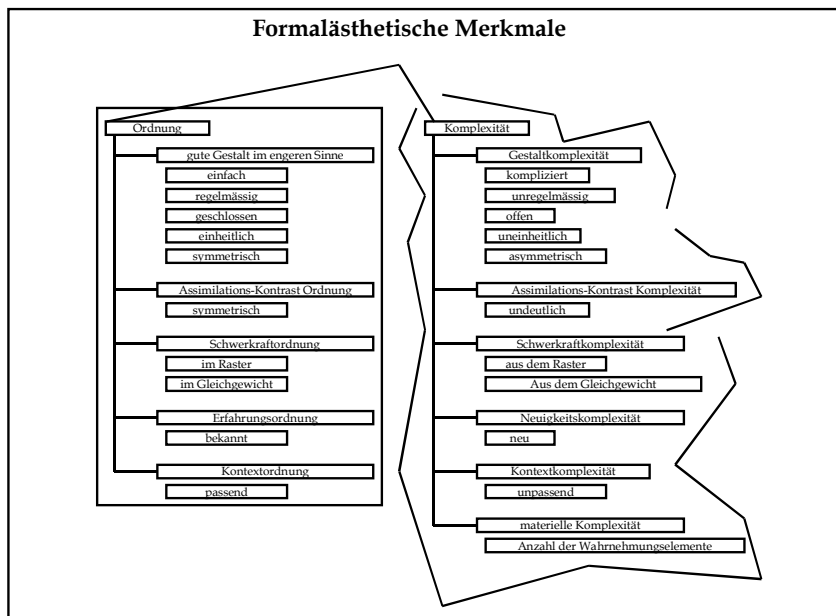


Abbildung 13: Differenzierung von formal-ästhetischen Merkmalen übertragen auf die Lebensform eines Menschen. Aus: Bürdek, Bernhard: Design, Köln 1991, S. 188.

Schliesslich sei noch auf den Begriff des Lebensstils verwiesen, der hier als Teilaspekt der Lebensform/-struktur verstanden wird. Bereits in einer früheren Publikation¹¹⁵ wurde auf die Beziehungen zwischen Lebensstil und Raumgestaltung eingegangen. Lebensstil soll mit dem deutschen Sozialforscher Werner Georg definiert werden als „relativ stabile, ganzheitliche und routinisierte Muster der Organisation von expressiv-ästhetischen Wahlprozessen.“¹¹⁶ Die deutsche Designforscherin Monika Kritzmöller weist im Blick auf die genannten Wahlprozesse darauf hin, dass auf diesem Gebiet in der sozialwissenschaftlichen Forschung das meiste „trotz vielfältigem verbalem Rekurs auf wohlklingende Mode-Wörter wie ‚Stil‘, ‚Ästhetik‘ oder ‚Symbolik‘ bislang noch weitgehend ‚Black box‘ war.“¹¹⁷

Auf den Aspekt des Stils, vor allem im Sinne des Denk- und Wohnstils, wird später noch eingegangen.

Funktionen

Hier geht es um die Funktionen, die ein Mensch im privaten und beruflichen Umfeld einnimmt. Es sind Tätigkeiten, die er als Element der Gesellschaft beisteuert, um deren Normalzustand aufzubauen, zu erhalten oder zu verändern, um menschliche und gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigen zu helfen.

Elias weist darauf hin, dass der Funktionsbegriff ein Relationsbegriff ist, denn alle Funktionen sind Aspekte von Beziehungen zwischen Menschen: „Ob es sich um Funktionen von Arbeitern und Unternehmern füreinander, <...>, um Funktionen von Ehefrau und Ehemann, von Eltern und Kindern handelt – sie sind immer Machtproben unterworfen, die sich gewöhnlich um solche Probleme drehen wie: Wer braucht wen mehr? Wessen Funktion für den anderen, wessen Angewiesenheit auf den anderen ist grösser oder kleiner? <...> Wer hat grössere Machtchancen und kann dementsprechend den anderen in höherem Masse steuern, die Funktionen des anderen herabmindern oder ihn gar seiner Funktionen berauben?“¹¹⁸

Die Schwierigkeit besteht hier darin, dass eine Leistung eines Elementes der Gesellschaft je nach Untersuchungszusammenhang, je nach räumlichem und zeitlichem Horizont sowohl als funktional oder dysfunktional bewertet werden kann, und zwar je nach Blickwinkel der Analyse (zum Beispiel Stabilität erhalten, verändern, zerstören). Hier kann die Idee der Nachhaltigkeit weiterführen.

1.3.5.5 Explizierungsstufe 4

Diese Explizierungsstufe ist die umfassendste und ganzheitlichste von allen. Sie steht am Übergang zum Bezirk der „Reinen Erfahrung“.

Welt-, Menschen- und Geschichtsbild

Das Weltbild umfasst die Summe des anschaulichen Wissens von der Welt, von der Organisation des Universums. Über das Weltbild wird das verfügbare Wissen durch Abstraktion zu einer Einheit zusammengeführt. Weltbilder schaffen die Voraussetzung, den Wissensentwicklungsprozess fortzusetzen, indem sie den Rahmen geben, in den aktuelle Erfahrungen eingeordnet werden können und müssen. Sind die Verunsicherungen durch solche aktuelle Erlebnisse zu gross, dann geraten durch gesellschaftliche Veränderungen Weltbilder immer

wieder ins Wanken und werden in der Konsolidierungsphase neu definiert.

Die Art des Weltbildes hängt zentral davon ab, in welchem Verhältnis der erkennende Geist zur Welt steht. In einem atomistischen und dualistischen Verständnis steht „die Welt“ „dem Geist“ und „dem Wort“ gegenüber. Der Holismus wiederum betont, dass Körper, Geist und Seele eine Ganzheit bilden und sich Eigen-, Sphären- und Themenräume nicht als jeweiliges Gegenüber definieren. Im Blick auf die Bedeutung von sprachlichen Zeichen spricht man von einem semantischen Holismus. Der Inferentialismus stellt eine Ausprägung des semantischen Holismus dar. In dieser Studie werden Elemente des semantischen Holismus in seiner inferentialistischen und sozialen Variante mit solchen des radikalen Konstruktivismus zu einem „holistisch-nachhaltigen“ Weltbild im Sinne des relational-prozessualen Raumverständnisses weiterentwickelt.

Das Weltbild prägt das Menschenbild, das eher Leiblichkeit oder mehr Geistigkeit oder aber Ganzheitlichkeit im oben definierten Sinne betonen kann. Auch das Geschichtsbild wird vom Weltbild geprägt: so kann man Geschichte eher als Modernisierungsprozess unter dem Primat eines Zeitgeistes verstehen oder als gleichzeitiges Nebeneinander von Entwicklungen verschiedener Wert-/Normsysteme ohne ein gemeinsames Modernisierungsziel.

Das Weltbild beeinflusst auch die Raumvorstellung. Wie erwähnt kann der Raum als Behälter absolut oder relativistisch entgrenzt oder als relational und prozessual-verortet wahrgenommen werden.

Weltbildern können im Spacingprozess die Explikate Lebensgestaltung und Lebensthema zugeordnet werden.

Lebensgestaltung

Am Ort, wo das Wahrnehmen aus dem Bezirk der „Reinen Erfahrung“ aufsteigt und der Mensch denkend die Welt zu begreifen versucht, an diesem Ort des Denkraumes, beginnt sich die physisch-nonverbale Dimension des Eigenraumes des Menschen als Lebensgestaltungswelt zu explizieren. Aus der Sicht des relational-prozessualen Raumverständnisses, die das eigene Wert-/Normsystem berücksichtigt, wirkt auf der Bedürfnis- und Zweckebene ein ganzheitlicher Ansatz: die Idee des Lebens als nachhaltig wirkendes „Gesamtkunstwerk“.

Grundsätzlich findet Lebensgestaltung dort statt, wo nach Sinn, Wert und Zweck des Lebens gefragt und die Antworten im eigenen Denken und Handeln umgesetzt werden. Hier geht es darum, die Bedürfnisse, die in den Lebensthemen zum Ausdruck kommen, zu gewichten, als Wunschvorstellungen zu konkretisieren und schliesslich in sinnlich wahrnehmbare Aktivitäten auszuformen wie zum Beispiel die Gestaltung seines Eigenraumes in der Wohnung – kurz: Es geht darum, dem Leben Gestalt zu geben. Dabei kann es entweder um den Beginn einer Analyse einer vorhandenen Lebensgestaltungswelt oder um den Anfang eines Gestaltungsprozesses einer Veränderung der Lebensgestaltung gehen.

In der Lebensgestaltung implizit sind die Vorstellungen des Welt- und Geschichtsbildes und des Lebensthemas vorhanden. Was nun den Zeitbezug der Lebensgestaltung betrifft, so können hier, wie im Geschichts-Teil erwähnt, vier zentrale Ausprägungen festgestellt werden, nämlich weitgehend im Bisherigen verhaftete (Histor), dann aber auch sogenannte Neo-, Inno- oder Contra-Ansätze.

Lebensthema

Im Lebensthema wird der Sinn und Zweck, das „Wozu“ des Lebens definiert. In ihm drücken sich die Bedürfnisse des Individuums aus. Lebensthemen zeigen die langfristig relevanten Interessensgebiete, mit denen sich Menschen beschäftigen, zentrale Themen, um die sie lebenslänglich kreisen (siehe dazu auch die Gedanken über die Spiralbewegung des Denkens). Das Lebensthema steht der hier entwickelten Raumvorstellung gemäss in Relation mit dem Explikat der Lebensgestaltung und des Welt- und Geschichtsbilds. Auch hier kann man unter dem Aspekt der Zeitlichkeit die vier oben erwähnten Ausprägungen thematisiert finden, so zum Beispiel

- Kontinuität, Geborgenheit,
- Bewegung, Aufwand/Luxus, Grösse,
- Modernität,
- Kontrast.

Überblickt man die eben dargestellten Explikate und Explizierungsstufen, so kann man feststellen, dass das Thema den zentralen Ausgangspunkt des Raumkonstituierungsprozesses darstellt, der dann

den Themenraum konstituiert. Das Thema ist der Ort im Themenraum, der einen bestimmten Zweck erfüllt, eine bestimmte Frage beantwortet. Orte können Dinge, Menschen, Lebewesen, soziale Güter sein, die in ihrem Thema als Spitze sich im Raum zeigen, und zwar in der

- Seelisch-emotionalen Hauptdimension: als Bild, Vorstellung, Erinnerung, in der
- Physisch-nonverbalen Hauptdimension: als Landschaft, Stadt, Gebäude, Wohnung und in der
- Geistig-verbalen Hauptdimension: als Begriff, Wort, Satz, Behauptung.

Hinsichtlich eines Individuums zeigt sich, wie der deutsche Philosoph Heinrich Schmidt betont, sein Wertsystem und die zentralen Lebens Themen im Stellenwert von Begriffen, in seiner Position im Themenraum und im Raum der Gründe. „Von der Stelle hängt seine Wichtigkeit ab und die Kraft, die von ihm auf den übrigen Inhalt des Denkens ausstrahlt (Beispiel: <...> ‚Sein Denken kreist beständig um das Wohlergehen von Frau und Kind‘).“¹¹⁹

Am anderen „Ende“ des Raumkonstituierungsprozesse drückt sich dann die spezifische Art der Beziehungen, die Figuration der Explikate zueinander als Atmosphäre dieser Orte aus, als Eindruck, den diese Orte machen in der Relation von Menschen, Lebewesen und sozialen Gütern. Sie werden nachfolgend unter den Aspekten der Qualität der Bildung und Eigenraumgestaltung behandelt.

2. Bildung

Nachdem nun

- der Raumbegriff, das Spacing und die Syntheseleistung auf der Grundlage der Raumdefinition von Löw dargestellt,
- in Richtung der Differenzierung des Raums von Explizierungsstufen und Explikaten vertieft und
- der Sphären- und Themenraum und die Verhältnisse zwischen diesen Raumbereichen erläutert worden sind,

soll nun der Eigenraum näher betrachtet und die weiteren Möglichkeiten der Gestaltung und Strukturierung dieses Raumes vorgestellt werden.

2.1 Bildungsbegriff

Bildung beinhaltet die Umsetzung der persönlichen Überzeugungen und Haltungen bei der Gestaltung der eigenen Privat- und Berufswelt. Dies setzt eigenständige Denkarbeit voraus, den Willen und die Fähigkeit, sich ein eigenes Weltbild zu erarbeiten und sich darin integrieren zu können, sozusagen sein Weltbild selbst zu betreten, das Welt-, Menschen- und Geschichtsbild in Übereinstimmung zu bringen – „sich ins Bild zu setzen“ – und nicht als Beobachter ausserhalb des Bildes stehen zu bleiben, die Welt als Voyeur zu betrachten – auch wenn es um das eigene Leben, Entscheidungen und Verhaltensweisen geht.

Nach dem deutschen Philosophen und Sprachforscher Wilhelm von Humboldt ist der Gebildete derjenige, der „soviel Welt als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden“¹²⁰ sucht. Humboldt postuliert ein tätiges Begreifen der Welt durch ein ungeteiltes Ich. Dieses aber ist in der modernen Welt oft auseinandergebrochen in ein privates, berufliches und gesellschaftliches „Ich“ und in ein „Konsumenten-Ich“ des als Bedürfniswesen verstandenen Menschen.

Neues Interesse an Bildung ist heute ja durchaus wieder spürbar, wie nicht zuletzt der grosse Erfolg des Buches von Dietrich Schwanitz mit dem Titel „Bildung“ zeigt. Er definiert Bildung als eine Art Wellness für den Kopf: „Bildung ist ein geschmeidiger und trainierter Zustand des Geistes, der entsteht, wenn man alles einmal gewusst und alles wieder vergessen hat: , Ich vergesse das meiste, was ich gelesen habe, so wie das, was ich gegessen habe; ich weiss aber soviel, beides trägt nichtdestoweniger zur Erhaltung meines Geistes und meines Leibes bei.’ (Georg Christoph Lichtenberg).“¹²¹

Der deutsche Soziologe Helmut Schelsky weist auf den Unterschied zwischen Bildung und Wissen hin und zitiert dabei seinen Landsmann, den Philosophen Max Scheler: „Bildung ist daher nicht wie Wissensvermittlung intendierbar. Sie ist der ,verborgene Prozess ... einer Umsetzung von gegenständlichem Wissen in neue lebendige Kraft und Funktion, ... eine Umsetzung von Materie des Wissens in Kraft zu wissen – also echtes funktionelles Wachstum des Geistes selbst im Erkenntnisprozess.“¹²² Und weiter Schelsky: „Damit ist aber auch der Ort der Bildung wissens- und wissenschaftstheoretisch bestimmt. Bildung ist heute eine geistige und sittliche Souveränität gegenüber den Handlungszwängen der Welt des Lebens, wie sie im wissenschaftlich geführten praktischen Handeln aktuell werden. Damit ist Bildung nicht mehr innerhalb der Dimension der Wissenschaftlichkeit zu gewinnen, sondern ihr ist heute präzise die Aufgabe gestellt, sich über die Wissenschaften in gleicher Weise zu erheben, wie sich die Bildung des Neuhumanismus über das bloss praktische Leben erhob.“¹²³

Bildung stellt demnach nichts Theoretisches dar, sondern eine Kraft, ein Wachstum des Geistes, ein Können und eine Lebensform der Nachdenklichkeit – nicht nur ein Kennen der Wissensbestände und eine Fähigkeit zur Anpassung. Bildung prägt so die atmosphärische Ausstrahlung des Menschen, die als Summe der Qualitäten des Eigenraumes bezeichnet werden.

In dieser Studie soll Bildung verstanden werden als geistiges Geformtsein und Ganzsein des Menschen, die Gestaltungsarbeit an seinem Eigenraum, seine Vervollkommnung

- durch die Verbindung seiner vielfältigen Kenntnissen mit Geschmack, Stil, Urteilskraft, Sinn für Wert

- durch Anstand, Takt, Respekt und Herzensgüte (Emotionalität, Achtsamkeit), die als Herzensbildung bezeichnet wird,
- durch Übereinstimmung zwischen Denken, Reden und Handeln,
- durch nachhaltiges Vernetzen eigener Interessen und Lebensthemen mit denjenigen anderer Themenräume.

Wenn es um die Überwindung der relativistischen Behälterraum-Vorstellung geht, dann spielt die Bildung als bewusste Gestaltung des Eigenraumes eine zentrale Rolle, weil sie die kulturelle Sicherheit des Individuums erhöht. Wo die Gestaltungsarbeit ansetzen kann zeigen die folgenden Überlegungen.

2.2 Struktur des Eigenraumes

Analog zur Darstellung und Konzeption des Raumgestaltungsprozesses mit Fokus auf soziale Güter materieller Art (siehe dazu die Studie über „Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels“) soll auch der Gestaltungsprozess des Eigenraumes dem Denk- und Wahrnehmungsprozess des Menschen, dessen Prinzipien und Abläufen entsprechen. So muss man sich in einem ersten Schritt über das Wahrnehmen als Begreifen, als Begriffe-zuordnen Gedanken machen. Hier stehen zunächst die Überlegungen Brandoms im Zentrum der Betrachtung.

Im Blick auf das Ziel der Überwindung der Behälterbegriffe, der Idee, dass Begriffe für etwas Anderes stehen, sie als Form einen Inhalt repräsentieren, sind folgende Gedankengänge Brandoms wichtig: „Als erstes ist also festzuhalten: Wenn man begriffliche Gehalte als durch die materialen Inferenzen gegliedert auffasst, die ihre Rolle beim Geben und Verlangen von Gründen bestimmen, ist damit kein Kontrast zwischen den Begriffen als *Form* und etwas anderem als *Materie* oder Inhalt verbunden. Die inferentielle Rolle, d.h. die begriffliche Rolle, *ist* der Inhalt. Wenn man will, kann man sagen, dass dieser Auffassung zufolge die Form dieses Inhalts eine inferentielle ist. Doch der Begriff selbst wird mit der besonderen Konstellation von material-inferentiellen Übergängen, in die er involviert ist, gleichgesetzt. Das ist keine Strukturierung von etwas *anderem*, das dem Begriff gegenüberzustellen wäre. Die Inferenzen setzen den Begriff material mit anderen Begriffen in Beziehung und nicht mit etwas Andersartigem. Der erste

Kantische Dualismus zwischen Begrifflichem und Materielltem kommt also in der inferentiellen Auffassung nichtlogischer Begriffe einfach nicht vor.“¹²⁴

Brandoms „Sprachspiele“ gehen vom Sprechakt des Behauptens aus. Mit ihm übernimmt ein Mensch die Verpflichtung, diese auch rechtfertigen zu können. Danach erfolgt eine Rechtfertigung der eigenen Behauptung durch andere (oder auch nicht). Schliesslich kann anerkannt werden, dass die Behauptung gerechtfertigt ist. Übernimmt der Sprechende die Behauptung als Verpflichtung für weitere Behauptungen und Handlungen, so ist sie für ihn richtig und wahr.

In diesem „Sprachspiel“ können Punkte gesammelt werden. Dabei darf die eigene Punktezahl von der einem durch Andere zugebilligten Punktezahl nicht zu stark differieren, weil sonst offenbar die Differenzen zu den Standards der Gemeinschaft zu gross sind und der Teilnehmer ausgeschlossen werden müsste.

Nach Brandom werden die impliziten Normen, denen man beim Sprechen folgt, in Form von Behauptungen explizit. Doch woher kommen diese Normen? Brandoms einfache Antwort lautet: „Die Normen, so stellt sich heraus, sind ... hier.“¹²⁵ Mit dieser Antwort scheint Brandom anzudeuten, dass er diese Frage für unbeantwortbar hält. Nach den deutschen Philosophen Georg W. Bertram und Jasper Liptow zeichnet Brandom nämlich „ein Bild, das Normativität von den Normen der Begriffsverwendung her konzipiert (also nicht aus der Perspektive der Frage: ‚Was soll ich tun?‘) <...>. Er begreift Normativität von den *normativen Implikationen* Norm-instituierender Praktiken her. <...> Man kann diese Antwort in folgende These umgiessen: Praktiken allein reichen nicht hin, um normative Status (im vollen Sinn) zu instituieren. Zwar bedarf es solcher Praktiken; aber die von ihnen instituierten Normen müssen selbst die Idee der Objektivität mitbringen, müssen sich den BegriffsverwenderInnen auferlegen.“¹²⁶

2.2.1 *Raum der Gründe und Eigenraum der Gründe*

Oben schon wurde mit Palagyi auf die räumliche Struktur des Denkens hingewiesen. Brandom vertieft diesen Aspekt im Blick auf die Beziehungen zwischen den Begriffen, Sätzen und Behauptungen, indem er zeigt, wie diese durch das Denken einen „Raum der Gründe“ für die Behauptungen konstituieren. Die Idee eines „Raums der

Gründe“ stammt von Sellars¹²⁷ und wird von Brandom übernommen, der dazu schreibt: „Sein Grundgedanke lautet, dass ein <...> Bericht-erstatte nicht nur die richtigen unterscheidenden Reaktionsdispositionen haben, sondern auch ‚im Raum des Gebens und Verlangens von Gründen‘ stehen muss.“¹²⁸ Durch „Sprachspiele“, das Geben und Verlangen von Gründen wirkt der Sozialraum in den Raum der Gründe hinein.

Aus ganzheitlicher Sicht ist dieser Raum der Gründe so zu verstehen, dass er nicht nur die Sphäre des Geistig-Verbalen umfasst, sondern alle drei Raumsphären, weil Ganzheitlichkeit ja als Einheit aller drei Hauptdimensionen des Raumes definiert ist. Der Raum der Gründe kann gleichgesetzt werden mit dem Raum des Denk- und Behauptbaren als der Summe der individuellen Denkräume. Von einem bestimmten Zeitpunkt t aus betrachtet ist er beschränkt, weil die individuellen Denkräume beschränkt sind.

So kann man festhalten, dass der ganzheitlich betrachtete Raum der Gründe zweifach begrenzt ist, nämlich im Kernbezirk des maximal eingefalteten Impliziten und an der Peripherie des maximal ausgefalteten Expliziten, welches beides für den Menschen nicht mehr denk- und erkennbar ist. So bleibt, wie erwähnt, die Welt als Ganzes nie sinnlich wahrnehmbar oder sprachlich explizierbar. Allerdings kann der ganzheitlich gedachte Raum der Gründe durchaus wachsen, nämlich im Sinne eines Verdichtens der Erkenntnis – oder anders gesagt: dieser Raum der Gründe kann in einer Atmosphäre der Bildung zumindest an gewissen Stellen immer heller, in seiner Gestaltung immer klarer erkennbar werden.

Der Denkraum kann aber auch aus individueller Perspektive betrachtet werden. Es ist der Raum, den der Denkprozess braucht und der mit Löw das Spacing und die Syntheseleistung umschließt. Dieser Denkraum soll hier als Eigenraum des Denkens bezeichnet werden.

Nachfolgende Abbildung zeigt als vereinfachte Darstellung diese komplexen Zusammenhänge auf. Der nicht-erkennbare Welt-Raum ist hier als weisse Fläche im Kernbezirk und am Rande des Raumes der Gründe dargestellt.

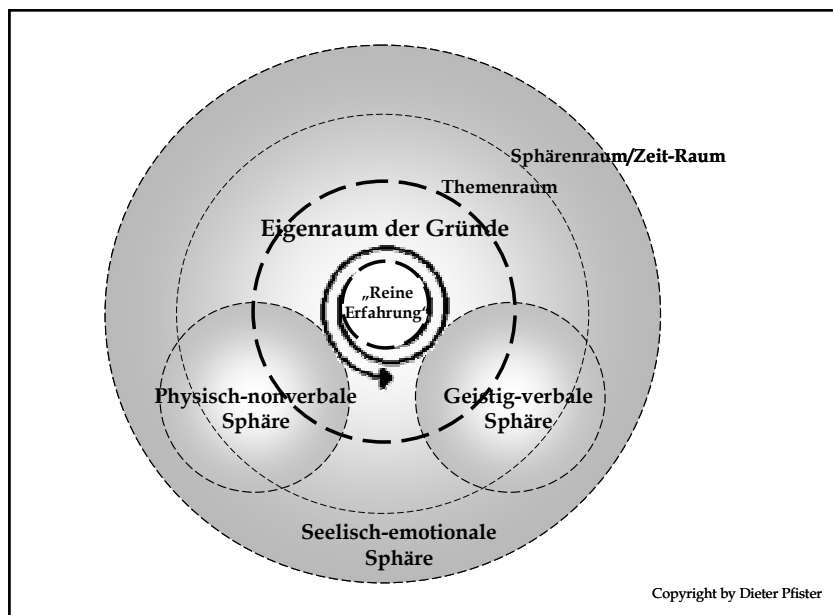


Abbildung 14: Der Eigenraum der Gründe als Kernteil des Sphären- und Themenraums umfasst – bei ganzheitlichem Denken – die drei Hauptdimensionen des Raumes

Das ganzheitliche Erkennen eines Zusammenhangs im Sellar-Brandom'schen „Raum der Gründe“ kann gemäss Brandom nur erfolgen, wenn sich der Berichterstatter in ihn hinein begibt. Daran anknüpfend kann man auf die lange vor Brandom angestellten Überlegungen Nishidas verweisen, der betont, dass der denkende Mensch sich in den Raum des Andern begeben muss, wenn er kommuniziert, ihn verstehend sich mit ihm identifiziert, was nur gelingt, wenn er liebt.

Erst durch die verstehende Liebe kann ein Mensch dem Andern positiv eine eigene Persönlichkeit zubilligen (Respekt) und muss sich deshalb vom Fremden, also von dem, was er nicht weiss oder vom Undenkbaren nicht fürchten. Doch Anderen eine Persönlichkeit zuzubilligen erfordert, selber eine zu sein. Sich selber zu verstehen ist Voraussetzung dafür, Andere verstehen zu können. Und so kommt man schliesslich auch von dieser Seite her zum Satz, den der Wiener Religionsphilosoph Martin Buber und nicht nur er, so übersetzte: „Liebe

Deinen nächsten – Dir gleich.“¹²⁹ Dir gleich als beseelter Mensch, als Dich-Verstehender, weil Sich-selber-Verstehender.

Nach von Foerster wird die Interaktion zwischen zwei Subjekten nur dann kommunikativ, „wenn jeder der beiden sich durch die Augen des andern sieht. Beachten Sie, dass in dieser Sehweise der kommunikativen Fähigkeiten Begriffe wie ‚Übereinstimmung‘ und ‚Konsens‘ nicht auftreten <...>. <...> Diese Begriffe können jedoch sehr wohl im Vokabular eines Beobachters auftreten, der ja ausserhalb der rekursiven Schleife steht und die kommunikativen Interaktionen zwischen den beiden Subjekten beobachtet und der keine andere Erklärungsmöglichkeit für deren aufeinander abgestimmtes Verhalten hat. Wir sollten jedoch auch festhalten, dass aus dieser Perspektive, in der Bewusstsein nur durch gemeinsames Wissen (d.h. durch Identifikation mit dem andern) erreicht werden kann, Kommunikation, Ethik und Liebe sich in ein und demselben Bereich vereinigen.“¹³⁰

Und Nishida sieht diesen Zusammenhang, wie schon angedeutet, so: „Man sagt gewöhnlich, dass die Liebe ein Gefühl sei und von dem reinen Wissen unterschieden werden müsse, aber in Wirklichkeit gibt es unter den Geistesphänomenen weder ein reines Wissen noch ein reines Gefühl. <...> Was gemeinhin Wissen genannt wird, bedeutet meines Erachtens Erkenntnis eines unpersönlichen Gegenstandes; eine Erkenntnis, die selbst einen Gegenstand, der eine Persönlichkeit besitzt, als etwas Unpersönliches ansieht. Liebe hingegen ist die Erkenntnis eines mit einer Persönlichkeit beseelten Gegenstandes; die Erkenntnis, die selbst in einem Gegenstand, der keine Persönlichkeit besitzt, eine Person sieht. <...> Das analytische Wissen bleibt auf der Oberfläche der Dinge und kann die Realität selbst nicht erfassen, dies können wir nur mittels der Liebe. Die Liebe ist der Gipfelpunkt des Wissens.“¹³¹

Liebe als verstehen des Anderen, als sich gegenseitig mit den Augen des Anderen sehen bedeutet, den „Raum der Gründe“ des Anderen aus diesem heraus zu verstehen und nicht im Vergleich mit dem Eigenraum der Gründe zu beurteilen. Das setzt voraus, den eigenen Raum zu verlassen und empathisch den anderen Raum der Gründe zu betreten. Auf dieses „Betreten des Eigenraums der Gründe“ des Andern wird später noch im Zusammenhang mit der Darstellung der interpersonellen Wissenskommunikation eingegangen.

Ein konzentrisch angelegter Raum der Gründe kann unterteilt werden in die Räume des Wissens, Meinens und Glaubens wodurch folgende Differenzierung entsteht:

- Der Raum des Untergründlichen umfasst und begrenzt den
- Raum der Gründe, der sich im
- Raum des Wissens zu einer höheren Stufe der Sicherheit und Verlässlichkeit, der Qualität der Begründungen expliziert, was so erreicht wird, dass
- Behauptungen als gerechtfertigte wahre Überzeugungen überprüft und anerkannt werden, und zwar durch
- intrapersonelle und interpersonelle Wissenskommunikation zwischen Menschen und Menschengruppen, die so zustande kommt,
- dass durch Austausch von Signalen Begriffe, sozusagen als „Speerspitzen“ des Impliziten, dort verstanden werden, wo
- der eine Dialogpartner den Eigenraum der Gründe des Anderen betritt.

Durch die Begrenztheit des Verstehen-könnens des Eigenraumes der Gründe bleibt immer ein „Rest“ des Unergründlichen beim Du-/Wir-Raum übrig, dem mit Respekt zu begegnen ist.

Nun soll auf die Prozesse eingegangen werden, durch die der Eigenraum der Gründe, der Wissens- und Wir-/Du-Raum durch Kommunikation miteinander verbunden werden. Dazu sind zunächst einige Gedanken zum Begriff der Kommunikation anzustellen.

2.2.2 *Eigen- und Wir-Raum: Kommunikationsbegriff*

Kommunikation, abgeleitet vom lateinischen „communicare“ („sich besprechen mit“), kann verstanden werden als ein Prozess, „in dem das Ich als Selbst dadurch wirklich wird, dass es sich im anderen offenbart.“¹³² Kommunikation soll so definiert werden

- als „jede erkennbare, bewusste oder unbewusste, gerichtete oder nicht-gerichtete Verhaltensänderung <...>,”
- mittels derer ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmung, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich beeinflusst“¹³³, oder auch

- als „Fähigkeit des Individuums, seine Gefühle und Ideen einem anderen mitzuteilen“¹³⁴,
- und zwar in Form von Signalen.

Das vermittelbare Signal ist nach von Foerster zeichenhaft oder symbolisch sein.¹³⁵

Dabei kann Kommunikation verbal oder non-verbal sein. Bei der schriftsprachlichen oder gesprochenen Kommunikation muss nach von Foerster Folgendes beachtet werden: „Die Sprache übermittelt keine Information, sondern ruft Verstehen bzw. Begreifen beim Zuhörer hervor, welches eine Interaktion zwischen dem ist, was gesagt wird, und dem Vorverständnis, das im Zuhörer bereits gegeben war.“¹³⁶

Es gibt aber auch Mischformen bildsprachlicher Art, die sich zum Beispiel in Metaphern und in grafischen Darstellungen zeigen und die geeignet sind, implizite Zusammenhänge explizit zu machen. Der Schweizer Wissenskommunikations-Forscher Martin J. Eppler weist auf die grosse Bedeutung von Metaphern im ortslogischen Sinne und auf dessen Begriffsgeschichte hin, wenn er schreibt: „Der Begriff Metapher stammt ursprünglich aus dem Griechischen. Metapherein bedeutet soviel wie etwas von einem Ort zu einem anderen tragen. Aristoteles hat sich in seiner Rhetorik bereits mit dieser *Übertragungsleistung* von Metaphern auseinandergesetzt. <...> Das <...> Potenzial von Metaphern für den Wissenstransfer kann durch Visualisierung weiter verstärkt werden.“¹³⁷

In Metaphern werden Weltbilder implizit vermittelt. Gerade deshalb sind grafische Darstellungen in Wissenschaft und Praxis immer auch kritisch zu betrachten und auf ihre ganzheitliche Ausrichtung hin zu überprüfen.

Die soziale und verpflichtende Dimension der Kommunikation betont Brandom, indem er Kommunikation als „die soziale Produktion und Konsumtion von Gründen“¹³⁸ definiert und als die „zwischen Personen ablaufende (interpersonale), auf einen Gehalt (intracontent) bezogene Vererbung der Berechtigung zu Festlegungen. Indem man eine Behauptung aufstellt, übernimmt man zudem eine *Verantwortung*, die Behauptung bei angemessener Anfechtung zu rechtfertigen und damit die eigene Berechtigung zu der durch das Behaupten anerkannten Festlegung einzulösen.“¹³⁹

Das genannte „Sich-Besprechen-mit“ der Kommunikation hat nicht nur eine soziale, interpersonelle Ausrichtung, sondern auch eine personale, kann ein Sprechen mit sich selbst sein, ein stummes inneres Sprechen als Meditieren, als Denken. So kann man die inneren Episoden, als intrapersonelle Kommunikation bezeichnen und von der interpersonellen Kommunikation unterscheiden. Nachfolgende Abbildung zeigt die vier Unterscheidungen als Matrix.

Kommunikation		
	Verbal	Non-verbal
Intrapersonell	Stummes Sprechen mit sich selbst: Denken und Meditieren als das sich Explizieren von Implizitem	Stummes Verarbeiten von Bildern von Erlebtem (z.B. Mimik, Gestik, etc.): Denken und Meditieren über Vorstellungen, Bilder, Gefühls- und Willensregungen etc. als das sich Explizieren von Implizitem
Interpersonell		
Präsent	Gesprochene und weitgehend verstandene Mitteilung von Gedachtem und Gefühitem gegenüber Anwesenden	Gestaltete und weitgehend verstandene Mimik, Gestik, Kleidung, Gerüche etc. als Mitteilung von bildlich Gedachtem und Gefühitem gegenüber Anwesenden
Absent	Geschriebene, Abwesenden vermittelte und weitgehend verstandene Mitteilung von Gedachtem und Gefühitem	Abwesenden vermittelte und weitgehend verstandene Bilder, Metaphern, Grafiken als Mitteilung von Gedachtem und Gefühitem

Copyright by Dieter Pfister

Abbildung 15: Kommunikation verbal, non-verbal, intra- und interpersonell

Intra- und interpersonelle Wissenskommunikation bestimmen an ihrer Nahtstelle die Grenze zwischen Eigenraum und Wir-/Du-Raum. Da die drei Raumbereiche (Eigen-, Themen- und Sphärenraum), wie im hier entwickelten Grundmodell vorgeschlagen, konzentrisch angeordnet und damit sich partiell durchdringen, ist diese Grenze keine unüberwindliche. So wie der Leibraum als Teil des Eigenraumes durch das Atmen mit dem (Luft-)raum in einem Austausch steht, so kann das Individuum den Raum der Gründe sowohl anderer

Individuen wie auch der Gesellschaft durchaus betreten, verstehen und damit zu geteiltem Wissen kommen.

Dazu braucht es aber eine Motivation des „Wissen-wollens“ als wichtige Voraussetzung für Bildung. Da in der vorliegenden Studie die Aspekte von Wissen und Bildung im Zentrum stehen, soll nachfolgend der Kommunikationsaspekt auf Wissenskommunikation fokussiert werden, zumal denken, handeln und intra- und interpersonelle Wissenskommunikation so in einer grosse begriffliche Übereinstimmung gesehen werden können.

2.2.3 *Wissenskommunikation als Begriff*

Eppler und sein deutscher Kollege, der Wirtschaftswissenschaftler Rüdiger Reinhardt, haben sich eingehend mit der – vor allem wissenschafts- und berufsbezogenen – Wissenskommunikation befasst. Sie verstehen unter Wissenskommunikation „die (meist) absichtsvolle, interaktive Konstruktion und Vermittlung von Erkenntnis und Fertigkeit auf der verbalen und nonverbalen Ebene.“¹⁴⁰ Dabei steht für sie die Frage im Zentrum, wie Kommunikation gestaltet werden kann, um den Wissenstransfer und die Wissensentwicklung verbessern zu können.

Wissenskommunikation ist gemäss diesen zwei Autoren mehr als reiner Informationstransfer. Sie stellen die Unterschiede zwischen diesen beiden Begriffen unter anderem folgendermassen dar:

- „Kommunikation von Information beantwortet ‚was‘-, ‚wo‘-, ‚woher‘-, ‚wann‘ und ‚wieviel‘-Fragen; Kommunikation von Wissen beantwortet jedoch eher ‚wie‘-, ‚warum‘-, ‚was-passiert-wenn‘-Fragen. <...>
- Kommunizierte Information muss belegt oder argumentiert werden, kommuniziertes Wissen muss expliziert, *legitimiert* und *motiviert* werden, denn Wissen ist immer auch Zumutung (vgl. z.B. das not-invented-here Syndrom).
- Das Gelingen von Wissenskommunikation ist um vieles unsicherer als bei der Kommunikation von Informationen. Neben dem richtigen Verständnis der vermittelten Inhalte müssen diese später auch richtig umgesetzt werden, damit echtes Handlungswissen entsteht.“¹⁴¹

Brandom hat diese Zusammenhänge weiter vertieft. Er versteht, wie erwähnt, Kommunikation als soziale Produktion und Konsumtion von Gründen. Dabei entstehen immer zunächst Informationen als Behauptungen. Werden sie vom Andern im Sinne des Absenders verstanden, ist die Kommunikation geglückt. Werden sie aus Überzeugung geteilt, so ist für eine bestimmte Gruppe (Kulturraum) gesichertes, geteiltes, verlässliches Wissen entstanden. Der Unterschied zwischen Information und Wissen liegt demnach in der Verarbeitungstiefe, Identifikations- und Überzeugungskraft der Behauptungen im Raum der Gründe. Die Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft zeigt sich vor allem in der Präzision und Kontinuität des Definierens und Verwendens von Begriffen und des Begründens von Behauptungen.

Wissenskommunikation kann demnach betrachtet werden als Kommunikation, welche

- zum Ziel hat, Wissen zu fördern, zu verbreitern und vertiefen,
- mit dem Zweck, die Bildung einer Persönlichkeit individueller und institutioneller Art zu fördern,

welch Letztere wiederum – durch besseres Verstehen, Vernetzen etc. – die Voraussetzung darstellt, Wissen von höherer Qualität zu generieren – der Kreis zwischen Wissen und Bildung schliesst sich.

2.3 Eigenraumgestaltung durch intrapersonelle Wissensraum-Konstituierung

Anschliessend sollen nun die Prozesse der Eigenraumgestaltung durch intrapersonelle Wissenskommunikation vertieft betrachtet werden.

2.3.1 Denken als Begriff

Denken kann mit Schmidt¹⁴² verstanden werden als aktives Schalten und Walten mit den eigenen Vorstellungen, Begriffen, Erinnerungen, Erwartungen, Gefühls- und Willensregungen etc. mit dem Ziel, eine zur Meisterung einer Situation brauchbare Direktive zu gewinnen. Nach herkömmlicher Vorstellung kann sich beim Denken eine Folge von Inhalten ausgliedern und eine vergleichsweise feste Form an-

nehmen, was dann „Gedanke“ genannt wird. Die Form eines solchen Gedankens ist im heutigen Verständnis die des sprachlich formulierten oder bildlich vorgestellten Gedankens. Denken kann so als stummes, unbeobachtetes, innerliches Sprechen, Sprechen als lautes Denken verstanden werden. Hierin liegt die Unterscheidung zwischen intra- und interpersoneller Wissenskommunikation begründet.

Im Sinne der relational-prozessualen Raumvorstellung können diese intra- und interpersonellen Prozesse aber nicht immer klar getrennt werden. Schon der deutsche Dichter Heinrich von Kleist wies ja auf „die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ hin, die Tatsache also, dass „l' idée vient en parlant“.¹⁴³ Und Botz-Bronstein führt in seiner vergleichenden Analyse von Nishida und Wittgenstein aus, dass Wittgensteins Überlegungen den Gedanken Nishidas über die „Reine Erfahrung“ dort nahe kommen, wo er darauf hinweist, dass die Wörter wie von selbst kommen, also Denken und Sprechen nicht als ein hintereinander verstanden werden sollen, sondern als unbegreifliches Erlebnis, ja, dass das Sprechen vom Bewusstsein als einem unbegreiflichen Traum begleitet wird.¹⁴⁴

So könnte man sagen, dass im Sprechen das Denken den Kern des Eigenraums, den Leibraum verlässt, das Denkens zu wirken, Handeln auszulösen beginnt, sei es im Sinne der intrapersonellen Wissenskommunikation weiters eigenes Denken oder in der interpersonellen Wissenskommunikation, Mitdenken und -reden Anderer.

Der Begriff „Denken“ wird auf mannigfaltige Weise weiter differenziert. So kann man unterscheiden zwischen konkretem Denken einerseits, das sich auf reale Gegenstände und andererseits abstraktes Denken, das sich auf ideale Gegenstände richtet.¹⁴⁵ In der bildhaft-anschaulichen Denkstufe werden konkrete Vorstellungsbilder als Denkelemente benutzt. Das abstrakte Denken wiederum benutzt neben der direkten Sinneswahrnehmung abstrakte Vorstellungen, Symbole genannt. Damit zusammen hängt auch die Differenzierungen hinsichtlich intuitivem und analytischem Denken.

Ferner sei noch auf weitere Aspekte hingewiesen, nämlich Denkökonomie und Denkwängen. Denkökonomisch betrachtet beschränkt sich der Denkaufwand auf den kleinsten Kraftaufwand und wird mit den stark vereinfachten elektronischen Denkvorgängen von Computern verglichen. Denkwänge entstehen dort, wo der Denkprozess auf Grund von Ideologien oder Dogmen eingeschränkt wird.

Menschen können auf unterschiedliche Arten denken, neigen je nach Situation und Persönlichkeitsstruktur dazu, eine Denkart zu bevorzugen, wie zum Beispiel:

- Divergentes Denken: Der Denkprozess führt zu sehr innovativen Resultaten, weil der Gegenstand in einer Art und Weise betrachtet wird, die nicht üblich ist. Daher eröffnen sich neue Sinneszusammenhänge und ermöglichen so eine unerwartete einmalige Lösung des Problems. Das Vorgehen ist offen, unsystematisch, spielerisch, geht davon aus, dass es mehrere Lösungen für ein Problem gibt.
- Konvergentes Denken: Der Denkprozess greift auf bereits Gedachtes und Erlebtes zurück und kommt so zu neuen Erkenntnissen. Das Vorgehen ist logisch, planmässig und streng rational, sucht die eine, richtige, vernünftige Lösung für ein Problem.¹⁴⁶

Nach Schwanitz bezieht sich konvergentes Denken „auf neue Informationen, die an schon bekannte Wissensbestände anschliessen; divergentes Denken bezieht sich auf neue Informationen, die weitgehend unabhängig von schon bekannten Informationen sind. Entsprechend ist konvergentes Denken das, was im IQ-Test geprüft wird, divergentes ist die Grundlage für Kreativität.“¹⁴⁷

Die oben dargestellte Entwicklung hin zu mehr Ganzheitlichkeit wurde schon von Klages gefordert, als er darauf hinwies, dass man das Denken aus der einseitigen Abhängigkeit des Geistes befreit, ein Umdenken in Richtung von mehr Abhängigkeit vom Leben fordert, sodass das Bewusstsein wieder mit dem Erleben verknüpft, dass das Forschen „sämtliche Daten, die es vom hinweisenden Denken her übernimmt, gerade in den Dienst des begreifenden Denkens stellt und für seine Zwecke auch stellen muss.“¹⁴⁸

2.3.2 *Denken als Prozess*

Ein Denkprozess verläuft zuweilen sprunghaft und chaotisch ab, umkreist immer wieder das zu lösende Problem. So kann gesagt werden, dass der denkende Mensch in einem spiralförmigen Prozess seinen Eigenraum der Gründe und Wissensraum konstruiert und konstituiert – einem Prozess, der sich gegenüber einem Ort oder Begriff oder Gedankengebäude beliebig oft wiederholen lässt, und wodurch das

Wissen und Erkennen immer mehr an Tiefe und Dichte gewinnt, immer mehr Zusammenhänge erkennbar werden, sich ein Sachverhalt immer mehr erhellt.

Der Geist weht bekanntlich, wo er will und wie und solange er will. Die Bewegungen können dabei ganz chaotisch ablaufen. Die Spiralförmigkeit dieses Prozesses ist also eine idealisierte Modellvorstellung. Gleichwohl geht Bachelard soweit, das Sein des Menschen mit einer Spirale zu vergleichen, wenn er schreibt: „Wie viele Bewegungsimpulse, die einander umkehren, gibt es in dieser Spirale! Man weiss nicht gleich, ob man sich zum Mittelpunkt hin oder vom Mittelpunkt weg bewegt. <...> So wird das spiralförmige Sein, das sich äusserlich so gut um seine Mitte geordnet darstellt, nie seinen Mittelpunkt erreichen. Das Dasein des Menschen lässt sich nicht fixieren. Jeder Ausdruck hebt seine Fixierung auf. Im Reiche der Einbildungskraft gilt, dass das Sein, sobald ein Ausdruck vorgebracht ist, Bedürfnis nach einem andern Ausdruck hat, dass das Sein alsbald zum Sein eines andern Ausdrucks werden muss.“¹⁴⁹

Dem nicht zu erreichenden Mittelpunkt kommt der Mensch gemäss Nishida in der „Reinen Erfahrung“ am nächsten, im Erleben nämlich, wo der erlebende Mensch ganz eins mit sich und der Welt ist. Erst im bewussten Denken beginnt er dann, das Wahrgenommene geistig zu begreifen, einzuordnen, zu analysieren. Er verbindet nun seine seelischen Vorstellungsbilder mit dem Wahrgenommenen. Die Spiralbewegung vom Erlebensbezirk weg ist nicht zu verstehen als ein Prozess „von innen nach aussen“, sondern als Umschreiben, ein Ausloten des Dazwischen, indem die Relationen zwischen den Raumdimensionen und -bereiche betrachtet werden. Es ist ein Explizierungsprozess von mehreren Verwirklichungsstufen, bei dem „Vorbilder“ der vorausgehenden Stufe implizit in die nächste „eingebildet“ werden können. Auf Seiten der Begriffe kann dies zu einer Schichtung der Vokabulare führen, wie sie Brandom vorgeschlagen hat und die Bertram und Liptow wie folgt beschreiben: „Für die Explikation jeder Schicht gilt: Sie darf kein Vokabular einbeziehen, das erst in einer nachfolgenden Schicht eingeführt und erklärt wird. Zur Beschreibung der basalen Praktiken zum Beispiel stehen Begriffe der Sprache und des Geistes nicht zur Verfügung.“¹⁵⁰

Was läuft nun bei einem solchen „spiralförmigen“ Denkprozess ab? Nishida äussert sich dazu wie folgt: „Nehmen wir an, vor uns liegt ein

Bleistift. Der Moment, in dem wir ihn erblicken, ist einfach ein Stück Realität, ganz ohne Wissen und ohne Wille. Er gibt Anlass zu verschiedenen Assoziationen, das Bewusstseinszentrum verschiebt sich, das frühere Bewusstsein wird selbst zum Objekt und somit zu etwas nur Gewusstem. Dagegen taucht nun die Assoziation auf, dass dieser Bleistift da sei, um etwas damit zu schreiben. Wird auch diese dem früheren Bewusstsein gleichsam als dessen Erweiterung hinzugefügt, dann handelt es sich um Wissen. Wenn aber dieses assoziierte Bewusstsein selbst unabhängig zu werden sucht, das heisst, wenn sich das Bewusstseinszentrum in dessen Richtung verlagern möchte, wird ein Bedürfniszustand erreicht. Das assoziierte Bewusstsein gewinnt dabei eine immer selbständigere Realität und wird so zum Willen. Und gleichzeitig behauptet man, davon auch wirklich zu *wissen*. Jeden Zustand, in dem sich ein Bewusstseinssystem in der Realität entfaltet, nennt man eine Willensfunktion. Auch im Falle des Denkens ist es der Wille, der alle Aufmerksamkeit auf ein Problem konzentriert und seine Lösung sucht.“¹⁵¹

Wenn dann der Wille die Aufmerksamkeit auf ein Problem, auf ein Thema gelenkt hat, steht man an der Schwelle zum Themenraum, der begrifflich strukturiert ist und ergründet werden kann. Und wenn es nun darum geht, den Prozess des Denkens weiter zu differenzieren, so kann man nach von Foerster zwar im Strom kognitiver Prozesse, bestimmte Bestandteile zu isolieren versuchen, doch bleibt er dabei sehr zurückhaltend und nennt bloss drei als besonders beispielhaft, nämlich Wahrnehmen, Erinnern, Schlussfolgern:

1. „Wahrnehmen wird durch die Elemente bewerkstelligt, die selbst-referentielle Relationen in den raumzeitlichen Konfigurationen von Reiz und Reaktion festlegen;
2. Gedächtnis wird durch einen besonderen *modus operandi* des Zentralrechners abgebildet, dessen gesamte funktionale Organisation durch Bewertung von Eigenzuständen oder Relationen bestimmt und Neubestimmt wird;
3. Schlussfolgerungen erscheinen <...> abhängig vom Typ der Funktionen <...> und von dem Typ der Prozesse, mit denen man sich beschäftigen möchte.“¹⁵²

Auf das „Problem der Kognition“ die Aspekte „Wahrnehmen“ – ergänzt durch Löws „Vorstellungsprozesse“¹⁵³ -, „Erinnern“ und „Schlussfolgern“ soll in den nächsten Kapiteln eingegangen werden. Anschliessend soll nun auf die einzelnen Phasen des Denkprozesses eingegangen werden.

2.3.3 Denken als Bilden von Begriffen

Der einfachste Denkakkt besteht in der Begriffsbildung. Unscharfe Begriffe lassen sich mit Schmidt verbreiteter Vorstellung in „enge und scharf abgegrenzte Begriffe dadurch auflgliedern, dass im Bereich des Gegebenen das *Prägnante* erkannt wird sowie eine zunehmende Zahl von *Prägnanzstufen*, die zum Prägnanten hin oder von ihm weg führen. Der Umfang natürlicher Begriffe fällt mit *Prägnanzbereichen* zusammen. <...> Abgesehen vom Denkakkt selbst ist am Begriff zu unterscheiden:

- der *Denkinhalt* (das mit dem Begriff Gemeinte) und
- der *Gegenstand* des Begriffes (das denkunabhängige Objekt), ferner
- der *Umfang* des Begriffes (die Gesamtheit der Dinge, die unter den Begriff fallen) und
- der *Inhalt* des Begriffes (die Gesamtheit der in ihm vereinigten Merkmale des Dinges oder einer Gruppe von Dingen.“¹⁵⁴

Diese Begriffsstrukturierung, die Gegenstand und Begriff trennt, steht in jener, oben ausführlich beschriebenen Denktradition des Behälterbegriffs, die klar zwischen Innen und Aussen unterscheidet.

Noch bei Platon war das Seiende etwas Hervortretendes. Erst nach Aristoteles hatte das Aussehen, die Form eines Dinges, seine wesentliche Funktion in seiner Innenbeziehung: „Es ist die Weise, in der ein Etwas eins ist.“¹⁵⁵ Für Klages besteht aber gerade darin „der entscheidende Zug des *symbolischen* Denkens, dass es – weit entfernt, in solchen Sprachzeichen Gleichnisse zu erblicken – die bezeichneten Inhalte für bewusstseinsunabhängige *Wirklichkeiten* nahm.“¹⁵⁶ Und weiter: „Würden wir ‚Symbol‘ mit ‚ausdrückendem Zeichen‘ verdeutschen (was übrigens nahezu genau unserem ‚Sinnbild‘ entspräche, <...> so hätten wir <...> verdeutlicht, wie sich die Ausdruckswelt der Symbole <...> verhalte. Täten wir es mit der Bemerkung: gleichwie

das lachende oder weinende Antlitz eine Gebäre des frohen oder betrübten Gemütes sei, so das Symbol Gebärde der Urbildseele, so wäre wohl hinreichend klargestellt: einmal, dass jedes Symbol, was es bedeutet, zugleich auch ist; sodann, dass <...> die Seelen, <...> gewissermassen kosmische Charaktere sind und somit bei weitem hinausgreifen über den Äusserungsspielraum der Eigenwesen.“¹⁵⁷

Will man nun den „Behälterbegriff“ durch einen relationalen Ansatz im Sinne von Klages, Gernot Böhme und Löw überwinden, so stösst man – wie gezeigt – im Bereich der Sprachtheorie auf die Überlegungen von Brandom, die hierbei auf den Arbeiten von Wilfrid Sellars fussen und wichtige Impulse brachten. Sein Inferentialismus behandelt nämlich nicht den Brückenschlag zwischen Wort und Gegenstand, sondern jenen zwischen Aussagen und Tatsachen, wodurch der Behälterbegriff überwunden werden kann. Unter Inferenz¹⁵⁸ wird dabei eine Aussage verstanden, die sich auf die vorausgegangenen Aussagen und deren Überprüfungen im Blick auf Kohärenz bezieht und durch die man zu einem logischen Schluss kommt.

Brandom betont die räumliche Dimension der Begriffswelt, und zwar in einem geistigen und sozialen Sinne. „Inferentielle *Gehalte* sind also wesentlich perspektivischer Natur – sie können grundsätzlich nur von einem Standpunkt aus spezifiziert werden.“¹⁵⁹ Begriffe werden geklärt in Relation zu anderen Begriffen. „Der hier entwickelte Ansatz betrachtet die Begriffe zunächst einmal als inferentielle Rollen <...>. Eine verlässlich unterscheidend hervorgerufene Reaktion wird genau dann als eine behandelt, die den Reiz, an den sie gekoppelt ist, *begrifflich* klassifiziert, wenn sie einen Ort in einem *inferentiell* gegliederten Raum von Behauptungen hat, die Gründe abgeben und Gründen bedürfen können.“¹⁶⁰ Der Gehalt eines Begriffs ist durch seine relative Position im Raum der Gründe bestimmt. Dem oben beschriebenen Ort im Sinne der materiellen Hauptdimension des Raumes entspricht somit der Ort im Raume der Behauptungen, weshalb Löw wie erwähnt das Spacing auch und vor allem als das Plazieren von Informationen bezeichnet und als Prozess versteht.¹⁶¹ Spacing kann hier betrachtet werden als Plazierung im Raum der Gründe.

Es ist interessant zu beobachten, wie im Laufe des 20. Jahrhunderts eine schleichende Aufspaltung von ehemals breiter gefassten Begriffen erfolgt und zwar stets in Richtung der Reduktion auf den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck (Ein-Dimensionalisierung und Materiali-

sierung). So verengte sich die Wahrnehmung des Gehaltes bei den Begriffen

- Gewinn, Reichtum und Wertschöpfung auf monetär Messbares
- Bei Bildung auf Fachwissen und bei Kultur auf Kunst.

Begriffe verstanden als Orte in einem ganzheitlich verstandenen Raum der Gründe können aber ebenfalls prozesshaft betrachtet werden, als Kontinuum, welches die polaren Ausprägungen eines Begriffes gleichgewichtig verstehen kann.

2.3.3.1 *Wahrnehmen und Vorstellen*

Aus gängiger naturwissenschaftlicher Sicht kann Wahrnehmen als ein Bewusstwerden eines aussen- oder innenweltlichen Wirklich-Gegenständlichen bezeichnet werden.¹⁶² Eine Vorstellung wiederum ist ganz generell ein anschaulicher Gegenstand des Denkens, Fühlens und Wollens, falls es gelingt, es „wie etwas Wahrnehmbares gleichsam vor mich hinzustellen.“¹⁶³ Vorstellungen werden hier als Zukunftsbilder definiert. Und mit dem durch Handeln ausgesendeten Signalen wird dann der Eigenraum wirkungsvoll verlassen.

Hinsichtlich der Wahrnehmung weist der Schweizer Erziehungswissenschaftler Xavier Büeler darauf hin, dass es einer Person nicht möglich ist, Informationen aus der Umwelt 1:1 in die eigene Dynamik zu übersetzen. „Die Wahrnehmungsfunktion entspricht einer strukturellen Koppelung, vermittelt der (a) physikalische Umweltdaten (Licht-, Schallwellen, Druck etc.) durch (b) sinnesphysiologische Abläufe (im Auge, Ohr, auf der Haut, etc.) in (c) psychologische Wahrnehmungsmuster (Gegenstände, Bewegungen, etc.) transferiert werden.“¹⁶⁴ Und weiter: „Weil die Wahrnehmung <...> sehr stark an selbstreferentielle und selbstreflexive Prozesse auf höheren Ebenen geknüpft sind, beeinflussen diese Ebenen das Verhalten der tieferen Ebenen in entscheidendem Masse. Während also Materie und Energie von unten nach oben wandert, diffundiert gleichzeitig Information von oben nach unten. <...> Erst durch Sicherheit und Bestätigung auf evolutionär erprobten, autonomen Ebenen kann Kontingenz und Erstmaligkeit auf höheren Ebenen zugelassen werden. Auf diese Weise ist der Mensch immer zweierlei zugleich: Zeuge der Vergangenheit und Gestalter der Gegenwart.“¹⁶⁵

Nach Büeler werden neue Reize im Gehirn nicht zentral verarbeitet, sondern in verschiedenen, zum Teil weit auseinanderliegenden Bereichen. So wird die Farbe eines Objektes an einem anderen Ort als die Form und diese wieder an einem andern Ort als die Bewegung verarbeitet. Diese unterschiedlichen Sektionen senden alle mit derselben Frequenz, wenn sie dasselbe Objekt verarbeiten. Somit werden die unterschiedlichen Reize mit Hilfe der gleichen Frequenz zu einem konkreten Erscheinungsbild vernetzt.

Wie von Foerster betont, hat der französische Mathematiker, Physiker und Philosoph Henri Poincaré in seinem Aufsatz über „L' Espace et la géométrie“ schon zum Ende des 19. Jahrhunderts Folgendes bewiesen: „Wir (bzw. unser oder irgendein Nervensystem) können im Prinzip unsere Begriffe des Raumes, der Gegenstände und Gebilde, d. h. also unsere Wahrnehmung, prinzipiell nicht mit Hilfe der Signale konstituieren (berechnen), die unser Sinnesapparat liefert. Die Sinneserregung ist zwar notwendig, aber nicht hinreichend für Wahrnehmung. <...>; was den Aufsatz für uns heute aber so wichtig macht, ist <...> die Darlegung der notwendigen *und* der hinreichenden Bedingungen für die Erfahrung bzw. Wahrnehmung von Raum, Gegenständen usw. Wo liegt das fehlende Bindeglied? Dieses fehlende Bindeglied ist *Bewegung*. <...> Bezeichnen wir die Gesamtheit unserer Fähigkeiten der Wahrnehmung, Orientierung, des Lernens usw. (im Unterschied zu jenen des Denkens, Wollens, der Gefühle usw.) mit dem Ausdruck ‚Sensorium‘ und die Gesamtheit unserer Fähigkeiten willkürlicher Bewegungen des Gehens, Sprechens und Schreibens usw. (im Unterschied etwa zur <...> Pupillenerweiterung usw.) mit dem Ausdruck ‚Motorium‘, dann lässt sich Poincarés These heute folgendermassen neu formulieren: *„Das Motorium liefert die Interpretation des Sensoriums, und das Sensorium liefert die Interpretation des Motoriums.“*¹⁶⁶ Mit der Bewegung, mit der Veränderung in der Zeit, wird das prozessuale in die Betrachtungsweise integriert.

Aus philosophischer Sicht kann mit Gernot Böhme Wahrnehmung verstanden werden „als die Erfahrung der Präsenz von Menschen, Gegenständen und Umgebungen.“¹⁶⁷ Nishida wiederum weist auf den Zusammenhang zwischen Denken und Wahrnehmen hin. Normalerweise verstehe man unter Denken und Wahrnehmen, so Nishida, zwei völlig verschiedene Prozesse. Der Eine befasse sich mit dem Bewusstsein konkreter Tatsachen und der Andere mit dem Be-

wusstsein abstrakter Verbindungen. Das Denken ist nach Nishida eine Reaktion des Bewusstseins auf Vorstellungsbilder. Also gibt es ohne Vorstellungsbilder kein Denken und umgekehrt auch keine Vorstellungsbilder ohne Denken. „Das Denken ist kein von Vorstellungsbildern unabhängiges Bewusstsein, sondern ein Phänomen, das diese begleitet.“¹⁶⁸ Und weiter schreibt Nishida: „Denken ist das Bewusstsein des Tatsächlichen im Raum der Vorstellungsbilder: Vom strikten Standpunkt der Reinen Erfahrung her ist keine Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Vorstellungsbildern möglich.“¹⁶⁹ Und so ist Denken als Syntheseleistung „ein Prozess innerhalb der Entfaltung und Realisierung einer grossen Bewusstseinsseinheit.“¹⁷⁰

Die deutschen Kulturwissenschaftler Hildegard Kurt und Bernd Wagner schliesslich diagnostizieren für die Gegenwart eine Wahrnehmungskrise: „In seinem auf Hantierbarkeit und Bemächtigung zielenden Zugriff auf Naturprozesse blendet das aufgeklärte wissenschaftlich-technische Denken die Vielfalt sinnlicher, leiblicher und emotionaler Bezüge radikal aus <...>. Ein Ergebnis dieses kulturhistorischen Prozesses war und ist die Ausdifferenzierung der Lebenswelt und der Künste in gesellschaftliche Randbereiche des bloss Subjektiven. Auch der heutige Konsumismus ist insofern eine Folge dieser Entsinnlichung des Mensch-Natur-Verhältnisses als ihm eine Degeneration der Sinne <...> zugrunde liegt. Dass in der Tat (a) die ökologische Krise im Kern vor allem eine Wahrnehmungskrise ist und (b) zu deren Bewältigung die von der Aufklärung konzipierte Ästhetik <...> nicht reicht, dürfte inzwischen Grundkonsens <...> sein.“¹⁷¹ Anschliessend soll nun auf den Aspekt des Erinnerns eingegangen werden.

2.3.3.2 *Erinnern*

Sich erinnern heisst, „unwillkürlich oder willentlich herbeigeführtes Wiederauftauchen von Bewusstseinsinhalten, die dem ursprünglich Erleben mehr oder weniger ähnlich sind.“¹⁷² Der Ort, wo sich das Erinnerte befindet, wird als Gedächtnis bezeichnet. Es kann in ein Lang- und ein Kurzzeitgedächtnis unterschieden werden.

Der deutsche Erziehungswissenschaftler Manfred Overmann stellt die Zusammenhänge folgendermassen dar: Das Kurzzeit- oder Arbeitsgedächtnis, für das oft die Metapher des „Arbeitsspeichers“ verwendet wird, ist „ein temporärer Speicher für Informationen über die Dauer von 20 Sekunden bis zu höchstens einer Minute, deren Inhalts-

repräsentationen an eine andauernde neuronale Aktivität gebunden sind.“¹⁷³ Das Langzeitgedächtnis differenziert Overmann wie folgt: „Das deklarative oder explizite Gedächtnis bezieht sich auf die Speicherung bewusst abrufbaren Wissens (knowledge) und wird weiter untergliedert in episodisches und semantisches Gedächtnis. <...> Das episodische Gedächtnis bezieht sich insbesondere auf die Erlebniswelt <...>. Im semantischen Gedächtnis werden kontextunabhängiges Wissen und Kenntnisse über die Welt in der allgemeinen Form von Faktenwissen und Daten zugeordnet. Beide Gedächtnistypen haben gemeinsam, dass die daraus abgerufenen Informationen wieder zu Bewusstseinsinhalten werden können <...>. Das prozedurale Gedächtnis ist für kognitive Operationen und Handlungsabläufe sowie perzeptuell-motorische Fertigkeiten verantwortlich. Es ist implizit und speichert unbewusst abrufbare Informationen über Gewohnheiten, Wahrnehmungsstrategien und Assoziationen. <...> Der Abruf des impliziten Wissens ist an die Situation des Wissenserwerbs gebunden.“¹⁷⁴ Die folgende Abbildung zeigt diese Zusammenhänge auf.

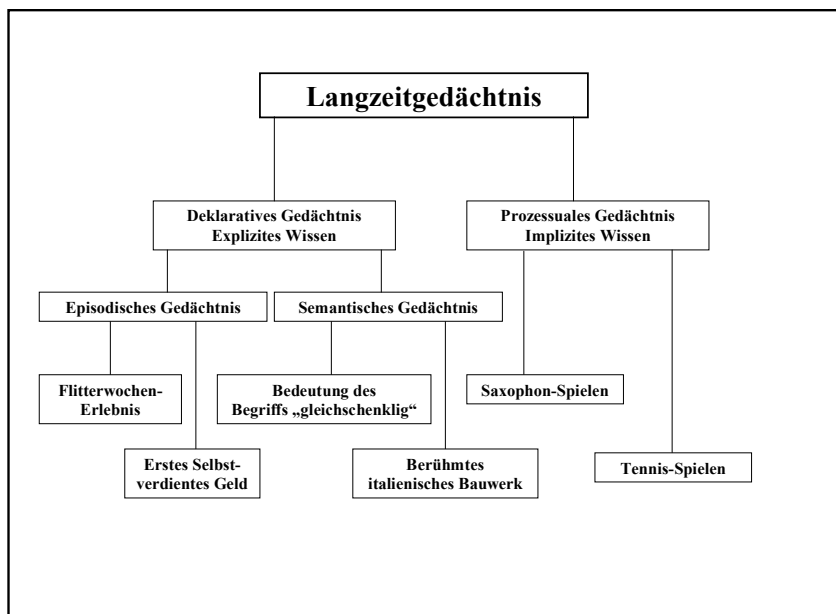


Abbildung 16: Struktur des Langzeitgedächtnisses. Aus: Overmann, Manfred: *Emotionales Lernen: Sentio, ergo cognosco*, Ludwigsburg 2003.

Anschliessend soll nun auf die Dritte der von von Foerster genannten Phasen des Erkenntnisprozesses und auf die Brücke zum Handeln eingegangen werden.

2.3.3.3 *Schlussfolgern und Handeln*

Aussagen, Behauptungen stellen Schlussfolgerungen dar, aus denen wiederum Schlüsse gezogen werden können. Brandom weist darauf hin, dass die Einstellungen und Handlungen von Menschen einen verstehbaren Inhalt zeigen, „der erfasst oder begriffen werden kann, indem er in ein Netz von Gründen eingefügt, indem er inferentiell gegliedert wird. Verstehen in diesem ausgezeichneten Sinne ist das Begreifen von Gründen, das Beherrschen der Richtigkeiten des theoretischen und praktischen *Folgerns* (der *Inferenz*).“¹⁷⁵ Die Struktur der Gründe und Schlüsse, auf die man sich beim Formulieren einer Behauptung festlegt oder berechtigt fühlt, macht den Gehalt einer Behauptung aus. Dabei gilt nach Brandom, dass basale nichtsprachliche Praktiken den sprachlichen den Gehalt verleihen.¹⁷⁶

Schlussfolgerungen können aber auch Fehlschlüsse sein, wenn das abgeleitete Urteil nicht den angegebenen oder angenommenen Voraussetzungen folgt, also nicht kohärent ist. Dies kann absichtlich oder unabsichtlich geschehen. Ferner können Schlussfolgerungen einen Lerneffekt haben. Durch sogenannten Aha-Effekte wird ein Themenraum weitgehend und schlagartig umstrukturiert. Lernen bedeutet hier, die Fähigkeiten zu entwickeln, vorhandene Probleme zu verarbeiten und ist sozusagen das Resultat denkend bewältigter Erfahrung. Es gibt verschiedene Lern-Stufen: Als „einfaches Lernen“ kann eine Verhaltensänderung als Reaktion auf Veränderungen von Rahmenbedingungen benannt werden. Hier wird auf der Basis fester Lernvoraussetzungen (Schemata, Muster, Rahmen) Wissen vermehrt.

Lernen kann auch institutionell ablaufen. Nach Probst et al. wird das organisationale Lernen wie folgt definiert: „Unter organisationalem Lernen ist der Prozess der Veränderung der organisationalen Wissensbasis, die Verbesserung der Problemlösungs- und Handlungskompetenz sowie die Veränderung des gemeinsamen Bezugsrahmens von und für Mitglieder der Organisation zu verstehen.“¹⁷⁷ Organisationales Lernen wird somit zu einem wichtigen Aspekt der Wissenskommunikation. Doch wie Wissensprozesse, finden auch organisationale Lernprozesse nur in und durch Menschen statt.

Komplexes und vernetzendes Lernen wiederum zielt auf die Veränderung der Rahmenbedingungen und Konstruktionsprinzipien, welche die eigene Erfahrung prägen. Dieses höherstufige Lernen wird als Bildungsprozess bezeichnet. Bildungsprozesse sind Prozesse der gesellschaftlichen Problemwahrnehmung und Problemlösungsversuche. Sie können zunächst die Konstruktionsprinzipien mit Weltbezug verändern und in der Folge jene mit Selbstbezug. Dabei gilt: eine Veränderung des Weltbildes bewirkt eine solche des Selbstbildes und umgekehrt.

Mit dem Schlussfolgern werden – modellhaft betrachtet – die primär „inneren“ oder besser eigenraumbezogenen Episoden des Denkens abgeschlossen und das Denken geht im Schlussfolgern ins Handeln über. Handeln stellt einen Willensakt dar, einen Impuls, der eine nächste Runde in der „Spiralbewegung“ bewirkt, eine weitere Betätigung des Menschen als Ganzes. Dieses Handeln kann bedeuten, die Schlussfolgerungen weiter zu bedenken oder verbal zu äussern – nonverbal gibt es ja während des ganzen Denkprozesses Äusserungen (vom Stirnrunzeln bis zur Handbewegung) oder weitere Lebens-Aktivitäten in Bewegung zu setzen.

So sieht man, dass Denken und Fühlen und Handeln eng vernetzt sind. Die einzelnen, hier eben dargestellten Prozessstufen des Denkens können unterschiedlich viel Zeit in Anspruch nehmen und auch unterschiedlich viel Raum im Sinne der Tiefe des Eindringens in die Explizierungsstufen, in die Struktur des Raumes der Gründe. Das heisst, der Mensch kann zeitlich betrachtet im Wahrnehmen, Vorstellen, Erinnern und Schlussfolgern je unterschiedlich lange verharren; und er kann räumlich gesehen auf der Explizierungsstufe der Realisationen verharren oder bis zu Sinn- und Zweckfragen vorstossen und dort ebenfalls unterschiedlich lange ausharren.

Nachfolgend ist nun auf die Räumlichkeit des Denkens im sozialen Sinne einzugehen. Bis hierher lag ja der Fokus der Betrachtungsweise auf dem einzelnen Menschen und seiner individuellen Wissensraumkonstituierung in Blick auf immaterielle soziale Güter. Nun soll die Perspektive erweitert und untersucht werden, was im Raum zwischen Menschen in diesem Konstituierungsprozess vorgeht.

2.4 Eigenraumgestaltung und interpersonelle Wissensraumkonstituierung

Was die sozialräumliche Sicht betrifft, so äussert sich Löw dazu wie folgt: „Sozial sich Nahestehende lassen zwischen sich einen kleineren Raum entstehen als sozial Fremde. Die Grenzen dieses Raumes zeigen sich sehr deutlich, wenn sie von einem Gesprächspartner <...> überschritten werden. Menschen werden zum einen durch Handlungen anderer Menschen positioniert, zum anderen *positionieren* sie sich aktiv.“¹⁷⁸

Da hier das östliche Denken schon früh im 20. Jahrhundert wichtige Impuls geliefert hat, soll zunächst Überlegungen aus Japan im Blick auf die interpersonelle Wissensraumkonstituierung erörtert werden. Es wird also die Brücke zwischen Eigen- und Wir-/Du-Raum geschlagen, um anschliessend mit diesem Vorstellungsgut den Eigenraum des Menschen im Sinne der Bildung, der intrapersonellen Wissensraumkonstituierung zu behandeln.

Wie kann man sich die Relation zwischen Eigen- und Wir-/Du-Raum hinsichtlich der seelisch-emotionalen und geistig-verbalen Hauptdimension vorstellen? Die japanischen Wirtschaftswissenschaftler Ikujiro Nonaka und Noboru Konno haben ein Modell des japanischen Biophysikers Hiroshi Shimizu weiterentwickelt, welcher sich in seiner Theorie der „Kreativen Chora“ auf Nishidas Werk „Logik des Ortes“ stützt.¹⁷⁹ Die Autoren zeigen die Parallelen des Entwicklungsprozesses von neuen Ideen aus dem „Nichts“ als Wechselwirkung zwischen dem individuellen „Selbst“ und dem umgebend-ortsbezogenen „Selbst“¹⁸⁰.

Die Wissenskommunikation mit andern Wissenden findet aus dieser japanischen Sicht stets im „Ba“ (von „basho“, Ort) statt. Im „Ba“ betritt der Mensch sozusagen den Denk- und Wissensraum seines Mitmenschen, wie nachfolgende Abbildung zeigt. Botz-Bornstein schreibt dazu im Blick auf Nishida: „This is actually one of Nishida's points that are extremely difficult to explain. Real self-awareness must have gone through self-negation. Without a negation of the self, the self cannot be aware of others. Only through this the basho becomes a place for the self and the other.“¹⁸¹ Das heisst, den Andern zu verstehen setzt voraus, dessen Eigenraum der Gründe oder Wissensraum zu betreten und sich in die Lage des Andern zu versetzen, was erfordert, dass der eigene Raum der Gründe verlassen werden muss, der

distanzschaffende „Schutzschild“ der eigenen Vorstellungen und Begrifflichkeiten sozusagen an der „Garderobe“ vor der Tür zum Eigenraum der Gründe des Anderen zurück gelassen werden muss.

„Ba“ ist gemäss Nonaka/Konno einerseits der „Ort-Worin“ Wissen existiert und greifbar wird; alles, was ausserhalb des „Bas“ kommuniziert wird, sei Information. Andererseits beschreiben die Autoren „Ba“ als geteilten Ort, als Basis zur Wissensentwicklung. „This space can be physical (e.g., office, dispersed business place), virtual (e.g., e-mail, teleconference), mental (e.g., shared experiences, ideas, ideals), or any combination of them.“¹⁸²

Den interpersonelle Wissensentwicklungsprozess („knowledge-creation“) beschreiben Nonaka/Konno als spiralförmigen Prozess sowie als Wechselwirkung des Unbewussten mit dem Bewussten, des Impliziten mit dem Expliziten. Wie die nachfolgenden Abbildungen zeigt, ist dieser Prozess in vier Stufen unterteilbar: Sozialisation, Externalisation, Kombination und Internalisation.

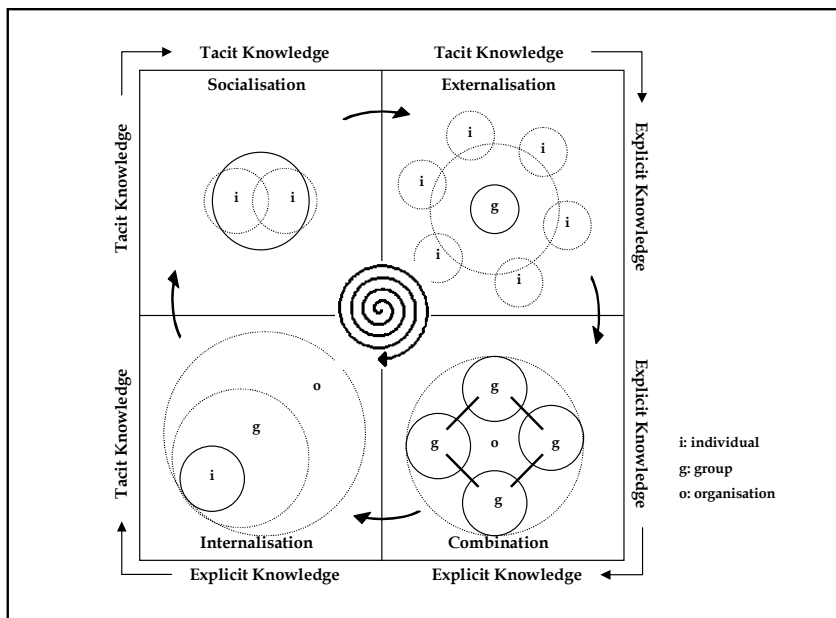


Abbildung 17: Interpersonelle Wissenskommunikation und -entwicklung.
Aus: Nonaka/Konno, 1998, S. 43.

In dieser institutionalisierten Wissensentwicklung entspricht jeweils ein Ort, ein Ba, einer der vier Prozessstufen. Der Sozialisation stellen Nonaka und Konno das „originating ba“ gegenüber. „From originating ba emerge care, love, trust, and commitment.“¹⁸³ Der Externalisation ordnen sie das „interacting ba“ zu. „Interacting ba is the place where tacit knowledge is made explicit.“¹⁸⁴ Zur Kombination gehört das „cyber ba“. „Here, the combining of new explicit knowledge with existing information and knowledge generates and systematizes knowledge (...).“¹⁸⁵ Die Internalisation wird vom „exercising ba“ unterstützt. „Exercising ba facilitates the conversion of explicit knowledge to tacit knowledge.“¹⁸⁶

Demnach gibt es fünf Orte, an denen Wissenskommunikation stattfindet: Der Eigenraum des Menschen (intrapersonelle Wissenskommunikation) und die vier eben aufgezählten Bas (interpersonelle Wissenskommunikation).

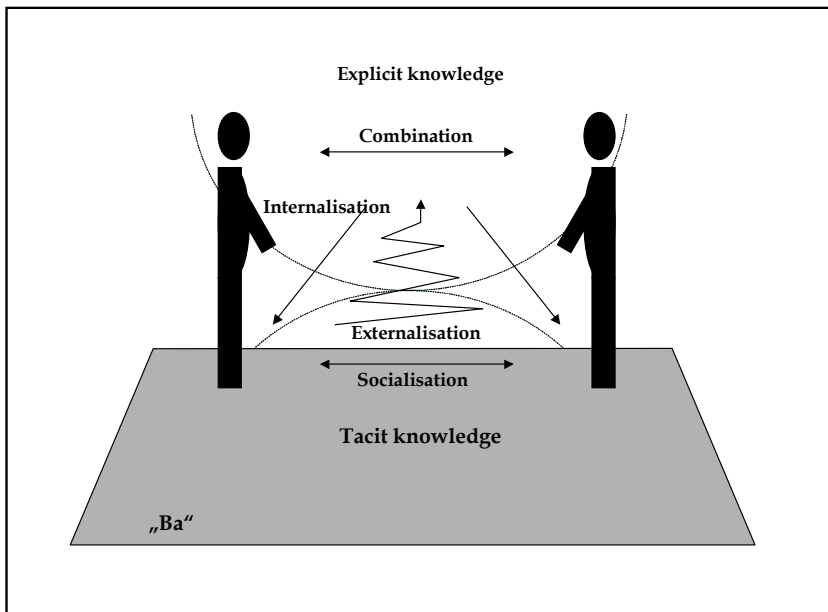


Abbildung 18: Ba und Wissensumwandlung. Aus: Nonaka/Konno, 1998, S. 44.

Bei erfolgreicher interpersoneller Wissenskommunikation geht es also wie erwähnt darum, den Wissensraum des anderen Menschen zu be-

treten, mit Empathie dem Mitmenschen zu begegnen und ihn zu verstehen zu versuchen. Dies funktioniert aber nur, wenn der Mensch zuerst seinen eigenen Persönlichkeitsraum kennen lernt, durch intrapersonelle Wissenskommunikation, durch Denken also den Raum der Gründe in sich selbst ergründet und sich dann in einen interpersonellen Dialog begibt, die Räume der Gründe der anderen Menschen zu verstehen sucht und dadurch sein Wissen rückversichert, bereichert und weiterentwickelt.

2.5 Ausgestaltung des Eigenraumes

Nachdem nun der Eigenraum unter dem Aspekt der Wissenskommunikation, der Denkprozesse im Raum der Gründe und also in seinen psychisch-emotionalen und geistig-verbalen Hauptdimensionen betrachtet worden ist, soll er anschliessend noch im Blick auf seine Relationen zum Themenraum im Sinne seiner physisch-nonverbalen Ausgestaltung analysiert werden. Hier geht es um die Art und den Stil des Bewohnens des Eigenraumes.

Was das Thema des temporären Wohnens im Hotel betrifft, so wurden dazu in der Publikation über „Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels“ die relevanten Modelle entwickelt und dargestellt. Das sogenannte VisQuaM-Modell (visuelles Qualitäts-Management) zeigt die in der folgenden Abbildung aufgeführten Explikate, die deckungsgleich mit jenen des hier erarbeiteten PerQuaM-Modells (Persönlichkeits-Qualitäts-Management, siehe später) sind, einfach der Tatsache begrifflich angepasst wurden, dass sie einmal soziale Güter und im zweiten Fall Menschen betreffen.

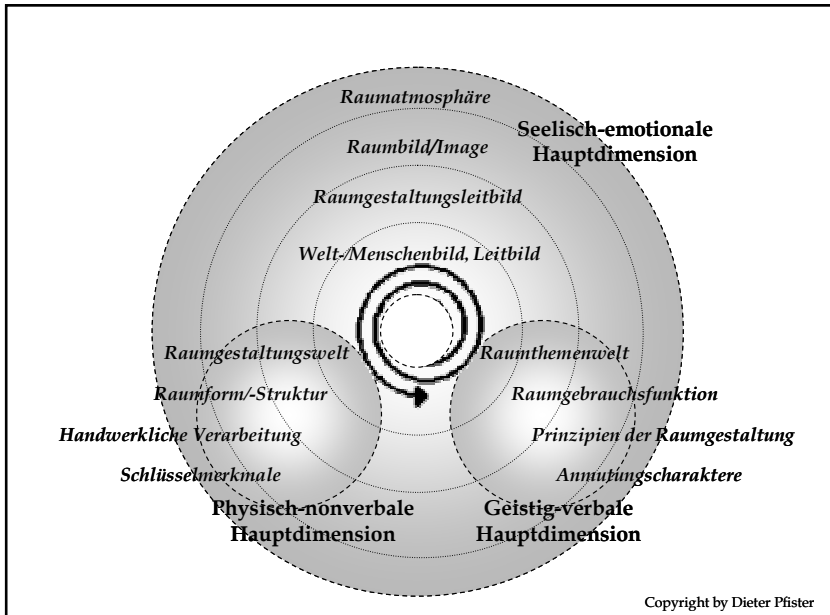


Abbildung 19: Explikate des relational-prozessualen Raummodells aus der Sicht sozialer Güter

Hier soll zunächst, aufbauend auf obigem Modell, der Eigenraum als Wohnraum betrachtet werden. Bei diesem Themenfeld tun sich ja nicht unerhebliche methodische Probleme auf. Schon in einer früheren eigenen Publikation wurde vor einem allzu vereinfachenden Brückenschlag zwischen Lebens- und Wohnstil und einer zu einseitigen Methodenwahl gewarnt.¹⁸⁷ Auch ist die Bezugnahme auf kunsthistorische Stilwelten hier wenig hilfreich, weil diese ganz wesentlich auf einer bestimmten Konstellation von Formwelten, Ornamenten und Strukturprinzipien des Aufbaus eines Objektes fussen, der Raum als solcher und die Prinzipien der Beziehungen der Objekte zueinander weniger betrachtet werden. Und wenn, dann auf sehr abstraktem Niveau. Und so kann man sich mit Recht fragen, was wohl das im 20. Jahrhundert wissenschaftlich definierte „gotische Raumverständnis“ zum Beispiel mit dem damals wirklich erlebten Raumverständnis gemein hat.

Aus der Unzufriedenheit mit allzu einfachen sozio-demografischen Modellen, mit denen man den sozialen Raum zu beschreiben versuchte, entwickelte die Marktforschung seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts ausgefeiltere Modell-Vorstellungen. Im Blick auf Wohnwelten gingen damals die Sinus-Milieu-Studien¹⁸⁸ am weitesten ins Detail, die noch heute in mehreren Ländern angeboten werden. Sie definieren und visualisieren mit erheblichem Befragungsaufwand Milieus, und zwar in einer Matrix, bestehend aus drei sozialen Lagen (Oberschicht/Obere Mittelschicht, Mittlere Mittelschicht, Untere Mittelschicht/Unterschicht) und drei Grundorientierungen, nämlich

- Tradition (Pflicht, Ordnung)
- Modernisierung (Individualisierung, Selbstverwirklichung, Genuss)
- Neuorientierung (Multioptionalität, Experimentierfreude, Leben in Paradoxien).

Innerhalb dieser Matrix definiert das Sinus-Modell in der Schweiz heute folgende Milieus:

- Arrivierte (9 %)
- Moderne Performer (10 %)
- Statusorientierte (10 %)
- Postmaterielle (11 %)
- Traditionell-bürgerliche (9 %)
- Bürgerliche Mitte (16 %)
- Experimentalisten (6 %)
- Genügsame Traditionelle (10 %)
- Konsumorientierte Arbeiter (8 %)
- Eskapisten (11 %).

Für eine tiefergreifende Differenzierung plädiert Monika Kritzmöller, auf deren umfangreiche empirische Studie hier hingewiesen werden soll. Sie definiert im Umgang mit Wohnungsgestaltung acht Cluster, denen unterschiedliche Gestaltungsstrategien zugeordnet werden können. „Festmachen lassen sich die Open-Choice-Strategien der acht Cluster an den von Peter Gross aufgezeigten ‚Treibern‘ der Multioptionsgesellschaft.“¹⁸⁹ Diese heissen „Optionierung“, „Individualisierung“ und „Enttraditionalisierung“. So arbeitet Kritzmöller mit den

Schlüsselmerkmalen Farbe, Material, Form etc. und hinterlegt die Kombinationen dieser Merkmale mit Gestaltungsstrategien, die sie nach den drei Orientierungen/Themen

- Traditionalismus
- Individualismus
- Optionalismus

differenziert. Diesen Themenfeldern ordnet sie – Bourdieu folgend (siehe oben: Hexis) –

aktive, „herausgreifende“ und passive „zurückziehende“ Cluster zu. Den Individualisten und Traditionalisten weist sie dann je einen, den Optionalisten zwei solche Cluster zu. Im Alltag werden jeweils Teile des vielfältigen Optionenraumes als positiv oder negativ bewertet, oder sie werden gar nicht erst wahrgenommen. Kritzmöller weist darauf hin, dass die diesen Clustern zugeordneten Menschengruppen nicht rational wählen: „Vielmehr entsteht eine Reduktion von Komplexität nach einem sich wiederholenden, impliziten Muster, das widersprüchlich, bisweilen ‚unsinnig‘ oder unvernünftig erscheinen mag, das aber entlang ein und dem selben tiefenstrukturellen Prinzip abläuft <...>.“¹⁹⁰

So kommt Kritzmöller zu acht Clustern:

- Cluster 1: „zappende Optionisten“
- Cluster 2: „strebende Optionisten“
- Cluster 3: „nährende Traditionalisten“
- Cluster 4 „bergende Optionisten“
- Cluster 5: „verbergende Optionisten“
- Cluster 6: „führende Traditionalisten“
- Cluster 7: „verausgabende Individualisten“
- Cluster 8: „vereinnahmende Individualisten“.

Anders als bisherige Untersuchungen setzt das Modell damit auf der Ebene der Tiefenstruktur an und gibt Auskunft über das Zustandekommen von Wahlakten, anstatt sie lediglich zu klassifizieren und zur Garnitur von auf Oberflächenphänomenen begrenzte Typologien zu reduzieren.“¹⁹¹

Zu den Ausführungen Kritzmöllers können hier nun zu dieser Tiefenstruktur noch weitere Überlegungen angestellt werden. Die Tiefenstruktur hat – im Sinne der hier vorliegenden Studie – mit den strukturierenden Prinzipien zu tun, welche den Denkprozess eines Individuums und dessen Denkstil prägen. Im Geiste Brandoms sowie der relational-prozessualen Raumvorstellung entfällt die Problematik des Brückenbaus zwischen den dualistischen Vorstellungen von „Wort“ und „Welt“ und so lässt sich mit Sloterdijk (siehe oben) feststellen: Die Atmosphäre ist nicht nur die Gesellschaft, sondern auch der Mensch und seine Wohnung.

Der Denkstil eines Menschen zeigt sich in der oft langfristig konstant bleibenden Art, sich im Eigenraum der Gründe zu bewegen und im Umgang mit den Explikaten in allen drei Hauptdimensionen des Raumes in gleicher Weise. Man könnte sogar sagen, dass der Eigenraum im geistig-verbalen und seelisch-emotionalen Sinne gleich „möbliert“ ist wie im physisch-nonverbalen: der Mensch – ganzheitlich betrachtet – bewohnt die Welt auch so betrachtet (siehe oben).

Sinnlich wahrnehmbar und damit für einen Betrachter analysierbar, wird der Stil der Eigenraum-Gestaltung in der Art, der Wahl und Kombinatorik der Relationen von sozialen Gütern materieller Art, mit denen der Eigenraum ausgestattet ist. Im Gespräch kann man dann die seelisch-geistige „Verfassung“ des Eigenraum-Eigners zu erfassen versuchen und dann das Gesagte mit dem sinnlich Wahrgenommenen vergleichen. Man kann sogar die leitenden Vorstellungen zu explizieren suchen und so das Gesagte und Vorgefundene mit den Soll-Vorstellungen vergleichen. Diese letztgenannten drei „Operationen“ ergeben dann die Qualitäten der Eigenraum-Gestaltung, die sich in der Atmosphäre äussern und die in den Merkmalen der Echtheit, Glaubwürdigkeit etc. den Grad der Authentizität des Raumeigners zeigen.

Wenn es nun darum geht, den Stil der Raumgestaltung zu beschreiben, ohne klassische kunsthistorische Stilbegriffe zu benutzen und ohne soziale Güter isoliert zu analysieren, so kann man die vier Explikate des psychisch-nonverbale Hauptdimension verwenden, die aufeinander aufbauend die Struktur der Raumgestaltung explizieren. Sie eignen sich deshalb besonders gut, weil sie eben nicht Einzelobjekte, sondern Relationen zwischen den Objekten, Raumstrukturen beschreiben, die dann vereinfacht in Polaritäten ausgedrückt werden können.

Nachfolgende Abbildung zeigt, wie im Idealfall einer hohen Kohärenz und Verfügungstiefe, der wahrnehmbare Stil – hier verstanden als Profil der Ausprägungen der vier Explikate im physisch-nonverbalen Sphärenraum – Parallelität aufweist, wenn man die Raumkonstituierung des Menschen als Person (Stil der Persönlichkeit) mit jener der Anordnung der für ihn verfügbaren sozialen Güter in seiner Wohnung (Wohnstil) vergleicht. Diese Parallelität ist darin begründet, dass beide Raum-Explizierungen implizit von den gleichen Welt- und Leitbild-Vorstellungen und Wert-/Norm-Systemen ausgehen, der Eigenraum der Gründe sich im Reden, Kleiden, Wohnen etc. im gleichen Stil expliziert – Persönlichkeit und nicht Beliebigkeit vorausgesetzt.

Eigenraum-Konstituierung Mensch			Eigenraum-Konstituierung soziale Güter		
Explikate	Polaritäten		Explikate	Polaritäten	
Lebensgestaltung	histor inno	neo contra	Raumgestaltungs- welt	histor contra	neo inno
Lebensform/ -struktur	Leere Komplexität	Fülle Ordnung	Raumform/ -struktur	Leere Komplexität	Fülle Ordnung
Verhaltensmerk- male/Hexis	ausgreifend	zurückhaltend	Handwerkliche Verarbeitung	nachhaltig	billig
Schlüsselmerk- male Farbe	pastell	grell	Schlüsselmerk- male Farbe	pastell	grell
Form	spitz	rund	Form	spitz	rund
Material	naturnah	artifizuell	Material	naturnah	artifizuell
Persönlichkeitsstil			Wohnstil		

Copyright by Dieter Pfister

Abbildung 20: Idealverlauf des Profils des Stils der Persönlichkeit und ihres Wohnstils

Dabei darf man sich von der Einfachheit der obigen Abbildung nicht täuschen lassen, wenn es um die konkreten Ausgestaltungen der

Räume geht. So muss, um in einer Analyse dem Einzelfall wirklich gerecht werden zu können, zum Beispiel beachtet werden, dass die Relationen im Blick auf mehrere Raumeigner oder Gestaltungsbeeinflusser und auch auf jene zwischen den Idealen und den realisierten Ist-Zuständen betrachtet werden müssen, sonst besteht die Gefahr einer idealisierenden oder isolierenden Verzerrung der Analysearbeit. Kurz: Die Beschreibung und Analyse des Stils der Persönlichkeit und des Wohnstils und ihrer Parallelitäten ist eine komplexe Angelegenheit, bei der vor „Kurzschlüssen“ gewarnt werden muss.

Die „Selbstverwirklichung“ in der Raumgestaltung hat aber nicht nur einen Stil-Aspekt, sondern auch etwas mit der Realisierungstiefe zu tun – vergleichbar mit der „Tiefe“ des Ausgreifens der Denkprozesses im Raum der Gründe –, was oft übersehen wird. Der oder die Raumeigner können über mehr oder weniger viele der Realisierungsstufen verfügen, nämlich über

- Gebrauchsgegenstände des Alltags (Tischtücher etc.)
- Ziergegenstände (Kerzenständer etc.)
- mobile Raumausstattung (Möbel etc.)
- mit Raumhülle verbundene Objekte (Heizkörper, Lampen)
- Raumunterteilungselemente (Wände inklusive Stuckaturen etc., Decken, Böden)
- Raumhüllensubstanz (Mauerwerk).

Wenn es nun darum geht, nicht einen Zustand zu analysieren, sondern einen neuen Zustand zu realisieren, dann sollte der Gestaltungsprozess den Denk- und Wahrnehmungsprozess folgen, wie er in der Studie über „Raum – Gestaltung – Qualität“ beschrieben worden ist. Dann wäre sowohl in der individuellen (Wohn-) als auch in der institutionellen (Arbeits-)Welt mit dem Nachdenken über das eigene Welt-, Geschichts- und Leitbild zu beginnen.

Eine methodisch heikle Aufgabe besteht nun darin, die gefundenen Profile der Persönlichkeits- und Wohnstile zu bündeln (Cluster, Typologie) und zu benennen, um sich ein Bild der „Stil-Lage“ der Gesellschaft zu machen. Solche Namensgebungen sollten ja begrifflich auf den gleichen Kategorien-Ebenen stehen und – zueinander in Relation gebracht – die Unterschiede deutlich machen. Jede Benennung ruft beim Analysten oder Leser aber andere Assoziationen hervor und

kann zu Missverständnissen führen. Wenn auch für die Praxis etwas umständlich, so wäre – wie dies bei Kritzmöller ansatzweise geschieht – eine Nummerierung der Cluster die präziseste Lösung.

Diese Überlegungen zur Eigenraum-Gestaltung spielen nicht nur im privaten Bereich der Wohnung eine Rolle, sondern auch im Beruflichen, am Arbeitsplatz. Hier ist die Brücke zu schlagen zum Eigenraum im institutionellen Sinne, was in der Studie über „Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels“ ausführlich dargestellt wurde.

Wichtig dabei ist, dass auch hier die ganzheitliche Betrachtung nicht verloren geht. Konkret heisst dies, dass man Mensch und Raum nicht getrennt betrachten darf, wie dies zum Beispiel bei wirtschaftswissenschaftlichen Modellen über das Dienstleistungsdesign leicht passieren kann.¹⁹²

Ganzheitlichkeit bedeutet hier auch, sowohl die Erwartungen der Raumeigner und Raumnutzer in Betracht zu ziehen, wobei die deutsche Wirtschaftswissenschaftlerin Anja Reimer zu Recht darauf hinweist, dass der Erwartungsbegriff einige methodische Probleme in der Operationalisierung mit sich bringt.¹⁹³

3. Qualität

3.1 Qualitätsbegriff

Die griechische Philosophie hat zwischen primären und sekundären Qualitäten unterschieden. Die Naturwissenschaften beschäftigen sich demnach – mit empirisch-geometrischen Methoden arbeitend – mit den primären Qualitäten (Solidität, Ausdehnung, Gestalt und Bewegung), nicht aber mit den sekundären Qualitäten (Farbe, Töne, Geruch etc.), da diese als Wirkungen gedacht sind, welche die primären Qualitäten im Menschen hervorrufen.¹⁹⁴ Nach dem griechischen Philosophen Aristoteles sind Qualität, wie Quantität, Ort, Zeit und Relation Kategorien, also allgemeinste Begriffsformen und Grundformen des Seins der Erkenntnisgegenstände.¹⁹⁵ Die Beziehungen zwischen diesen Kategorien sind ein zentrales Thema der vorliegenden Studie.

Aus heutiger philosophischer Sicht versteht man unter „Qualität“ die „Beschaffenheit, die Eigenschaft, das ‚Wie‘ und ‚Was‘ der Dinge“. Sie ist nach Schmidt die Bezeichnung für „die ursprüngliche und wirkliche Einheit oder auch Mannigfaltigkeit eines Wirklichen, die noch keinerlei räumliche oder gar begriffliche Zergliederungen voraussetzt, sondern diese vielmehr erst anschaulich ermöglicht; z.B. <...> farbig, weich, hart.“¹⁹⁶

Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht und wie in einer früheren Publikation¹⁹⁷ schon dargestellt, wird unter Qualität im allgemeinen Beschaffenheit, Güte und Wert eines Produktes oder einer Dienstleistung verstanden und durch

- die Gesamtheit der Eigenschaften und Merkmale der Dienstleistung oder des Produktes bestimmt,
- die sich auf deren Eignung zur Erfüllung gegebener Erfordernisse/Anforderungen bezüglich Gebrauchstauglichkeit, Preis und Termine bezieht.

Das moderne Qualitätsmanagement fordert dies auf Anhieb und täglich. Diese heutige Vorstellung von Qualität hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts langsam fortentwickelt, von der Qualitätskontrolle der

50er Jahre über die Qualitätssicherung der 60er und 70er Jahre bis zu den Anfängen des Qualitätsmanagements in den 80er Jahren, wo zunächst die tangiblen Güter, vor allem die Produkte der Investitionsgüterindustrie im Zentrum standen. In den 90er Jahren kam es dann im grossen Stil zu den Zertifizierungen, wobei der Dienstleistungsbereich dazu immer etwas auf Distanz blieb. Wenn es um die Dienstleistungsqualität geht, spielt nämlich der Mensch als Hersteller dieser Dienstleistung beim Nutzer eine viel direktere und erlebbarere Rolle als dies bei tangiblen Gütern der Fall ist. So definiert Reimer Dienstleistungsqualität „als Gesamtheit der nutzenstiftenden Eigenschaften einer Dienstleistung, die von den Verwendern (subjektiv) wahrgenommen und erlebt werden und die die (subjektive) Zufriedenheit mit der Leistung bestimmen <...>.“¹⁹⁸

Das Erarbeiten einer Dienstleistung findet aber nie „im luftleeren Raum“ statt. Ganzheitlich betrachtet spielt deshalb der Raum, wo diese Dienstleistung erstellt wird, ebenfalls eine Rolle. So weist Reimer darauf hin, dass zum Beispiel Parasuraman et al. in ihren Untersuchungen davon ausgehen, „dass die fünf Einflussfaktoren der Dienstleistungsqualität voneinander unabhängig sind. Da es sich bei den vier Einflussfaktoren mit den höchsten Wichtigkeitswerten (Zuverlässigkeit, Reaktionsbereitschaft, Leistungskompetenz, Einfühlungsvermögen) jedoch um nicht beobachtbare Phänomene handelt, besteht die berechtigte Vermutung, dass das tangible Umfeld als einzige direkt beobachtbare Variable einen Einfluss auf diese Variablen hat <...>.“¹⁹⁹ Dieses tangible Umfeld stellt den fünften Einflussfaktor auf die Dienstleistungsqualität dar, die Parasuraman et al. „Dienstleistungsdesign“ nennen.

Aus der Sicht der hier vorliegenden Studie können nun solche Überlegungen ins Ganzheitliche und Räumliche weitergedacht werden: Ganzheitlich, indem der Mensch in der Wirkung seines Eigenraumes sowohl im psychisch-emotionalen, als auch im geistig-verbalen und physisch-nonverbalen Sinne in das wissenschaftliche Modell einbezogen wird; räumlich, indem der tangible Raum und der Denkraum hier gleichzeitig und in ihrer gegenseitigen Durchdringung betrachtet werden, zumal die Qualität einer Dienstleistung ganz zentral von der Denkqualität des Dienstleisters abhängt.

Wie nachfolgend dargestellt, müsste sich hier das Qualitätsmanagement künftig stärker mit der Qualität des Denkens und damit mit den

Qualitäten intrapersoneller Prozesse beschäftigen, mit den Qualitäten der Persönlichkeit. Die Qualität des Denkens zeigt sich in Standards, die wiederum Voraussetzung sind für eine Nachhaltige Entwicklung. Diese Standards können – so die Kernaussage dieser Studie – nur realisiert werden, wenn die Träger der Entwicklung, Unternehmer und Manager, gebildet sind, das heisst die Denk-Fähigkeit haben, diese Komplexität ganzheitlich und langfristig erfolgreich zu vernetzen. Das ist natürlich ein sehr anspruchsvoller Weg, ein Ideal, an der die menschliche Persönlichkeit wachsen und Mass nehmen kann.

3.2 Qualität des Denkens

Qualität zeigt gemäss obiger Definition die Eigenschaften eines Dinges bevor eine analytische Trennung stattfindet. In der Qualität eines Dinges wird die Einheit des Erlebens und somit die „Reine Erfahrung“ expliziert. Darin, dass nämlich Qualität Ganzheiten ausdrückt, ist die innere Beziehung von Qualitätsmanagement und ganzheitlich-nachhaltigem Management begründet. Qualität wird vielleicht gerade deshalb aus Sicht der Behälterraum-Vorstellung zur Herausforderung, weil sie als Erlebnisqualität dem differenzierenden und atomisierenden Geist des externen Beobachters nicht leicht zugänglich ist. Die Qualität des Denkens wiederum expliziert die „Reine Erfahrung“ eines Menschen. Sie hat mit der Ernsthaftigkeit und Präzision des Wahrnehmens und Vorstellens, Erinnerns, Schlussfolgerns und Handelns zu tun, kurz: mit der Art und Weise, wie sich der Denkende im Eigenraum der Gründe bewegt. Dabei kommt es darauf an, mit welcher Kohärenz, Verantwortung und Verlässlichkeit er mit den gestellten Fragen/Themen umgeht. Das wiederum hängt davon ab, wieviel Zeit – Bedenkzeit – sich der Denkende gibt, ein gegebenes Thema zu umkreisen, um die Explikate miteinander in Beziehung zu bringen, nach der „Spacing-Schlaufe“ die Synthesearbeit ganzheitlich zu leisten und immer wieder handelnd und erlebend – zum Beispiel meditierend oder im Dialog, in der interpersonellen Wissenskommunikation – in den Bezirk der „Reinen Erfahrung“ einzutauchen, um von dort neue Impuls zu erhalten. Die nachfolgende Abbildung zeigt in modellhaft-vereinfachter Weise diesen idealtypisch spiralförmig verlaufenden Prozess, bei dem in einem ersten Durchgang

- von der Atmosphäre bis zu den Anmutungscharakteren die Analyseleistung der Wahrnehmung und Vorstellung erfolgt,
- dann die Syntheseleistungen des Erinnerns, Schlussfolgerns und Handelns stattfinden,

die sich beliebig oft wiederholen lassen. Dabei kann man unterschiedlich lange in der gleichen Explizierungsstufe bleiben oder handelnd entscheiden, in die nächste zu wechseln oder sich in den Bezirk der „Reinen Erfahrung“, des Lebens zu begeben.

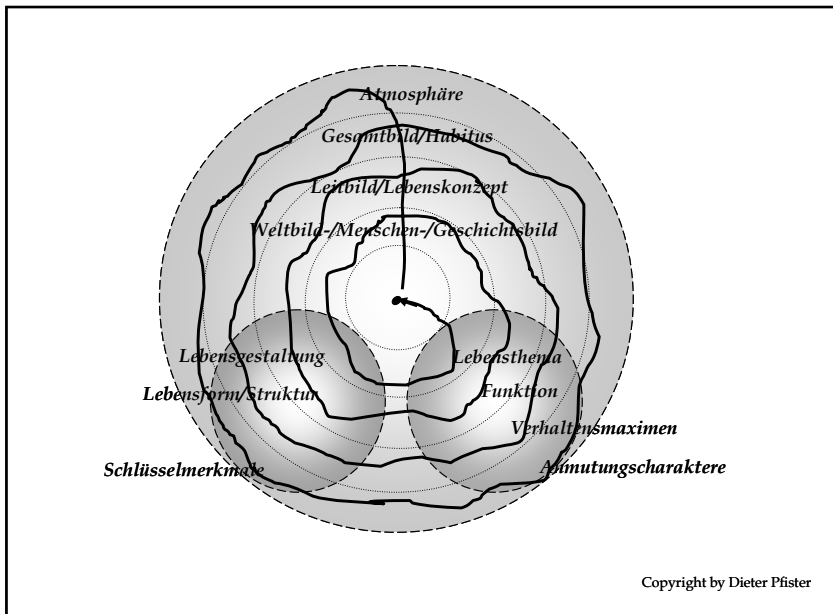


Abbildung 21: Erleben, wahrnehmen/vorstellen, erinnern, schlussfolgern, handeln als unplanbarer – idealtypisch betrachtet – spiralförmiger Prozess

In der interpersonellen Wissenskommunikation entstehen dann innovative Problemlösungen im Weitervernetzen mit zusätzlichem Wissen, in der kritischen Reflexion und im Dialog mit Gleich- und Andersgesinnten, durch Intuition und Kreativität. Durch einen solchen –

auch hier wiederum oft zeitraubenden und wenig „managebaren“ – Prozess entsteht eine hohe Denk- und Wissensqualität, weil das Weltbild und das Bild der Lebenswelt dadurch immer dichter und präziser wird – Voraussetzung für jede erfolgreiche Problemlösung.

Wie aber kann eine hohe Denkqualität erreicht werden? Es gilt ein Gleichgewicht, einen Ausgleich zu finden zwischen den Anforderungen des Sphärenraumes und von Themen- und Eigenräumen. Dazu muss man jene zentralen Dimensionen definieren, die dieses Gleichgewicht herstellen können. Folgende Dimensionen werden je Raumbereich vorgeschlagen und in der nächsten Abbildung dargestellt:

- im alles umfassenden Zeit-Raum/Sphärenraum die **Ganzheitlichkeit** als Gleichgewicht in der Dreiecksbeziehung zwischen Geist, Seele und Körper,
- im Naturraum die **Dauerhaftigkeit** als Gleichgewicht zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,
- im Gesellschaftsraum die **Chancengerechtigkeit** als solches zwischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,
- im Wirtschaftsraum die **Existenzsicherung** einer Institution, Betriebs- oder Volkswirtschaft als (ganzheitlich verstanden) gewinnbringendes Gleichgewicht zwischen Input, Prozess und Output,
- im institutionellen Eigenraum die **Partizipation** als solches zwischen Individuum, Institution und Gesellschaft sowie
- im individuellen Eigenraum die **Integration** als Vernetzung aller eben genannten Relationen.

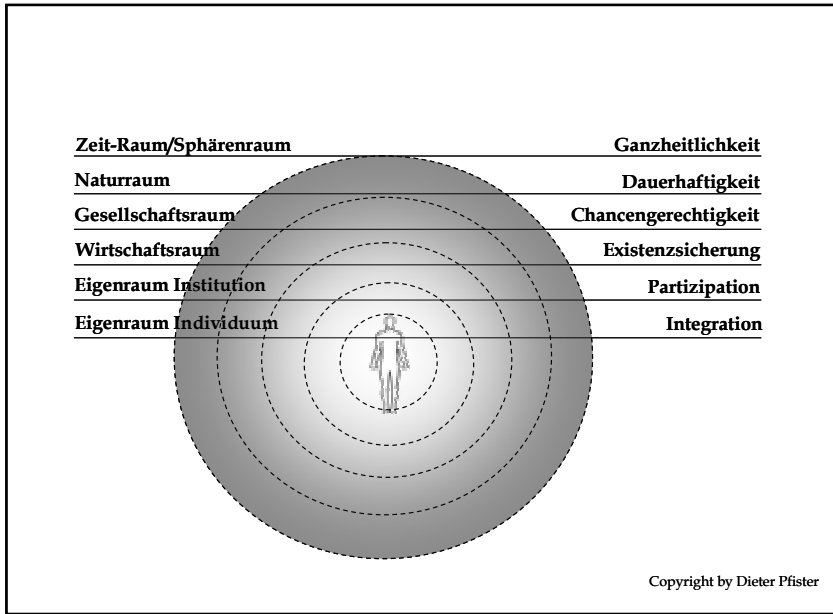


Abbildung 22: Zentrale Dimensionen der Denkqualität und der Handlungsmaximen der Nachhaltigkeit

Die Integrationsfähigkeit ist ein zentrales Merkmal dessen, was in dieser Studie Bildung genannt wird, nämlich die Fähigkeit zur Reintegration des Individuums in den Welt-Raum, des ganzheitlichen und ernsthaften Gestaltens des Eigenraumes als Teil dieses Welt-Raumes. Wenn nun Denken und Handeln oben als untrennbare Prozesse definiert worden sind, so folgt daraus, dass die eben genannten sechs Indikatoren der Denkqualität gleichzeitig auch als Handlungsmaximen für Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit Geltung haben.

Die Denkqualität ist wichtig im Blick auf die Qualität eines Entscheidungsprozesses. Letztere ist aber auch abhängig von der Qualität des in diesen Entscheidungsprozess einflussenden Wissens, worauf nun eingegangen wird.

3.3 Qualität des Wissens

Wenn Wissen, wie oben dargestellt, definiert wird als

- das Resultat eines Prozesses des weiteren Verarbeitens von Informationen in Richtung des Verstehens der Zusammenhänge im Eigenraum der Gründe und
- der Kohärenz dieser Informationen, Begriffe, Behauptungen im Vergleich zu eigenen Erfahrungen und jenen Anderer,

so hängt die Wissensqualität von der Qualität dieses Verarbeitungsprozesses ab. Bei der Verarbeitung von Informationen zu Wissensbeständen sollte übrigens die Offenheit, gewisse Wissenslücken zuzugeben, künftig grösser werden. Denn wo Wissen lückenhaft ist, gibt es auch keine Glaubwürdigkeit, weil der Mangel an Überzeugungskraft spürbar wird. So ist es vorteilhafter, Lücken offen zu legen, statt hochzustapeln. Leider nimmt der Mut, Lücken offen zuzugeben oft in dem Mass ab, wie die Macht eines Menschen zunimmt.

Die Qualität des Wissens eines Menschen ist demnach umso höher,

- je schärfer die Wahrnehmung von Signalen,
- je qualitätvoller die daraus gewonnenen Informationen (Schärfe der Begriffe),
- je klarer die Position und Umsetzungs-Konsequenz hinsichtlich des eigenen Welt- und Leitbildes (Werte, Normen),
- je bewusster und effektiver die Wissens-Vermittlungsarbeit,

je kohärenter also der Umgang mit Begriffen und Informationen im Eigenraum der Gründe, in Beziehung zu relevanten Themenräumen und im Vergleich anderer Eigenräume der Gründe ist.

Da Wissen, wie gezeigt, nur im Menschen vorhanden ist, kann dessen Qualität nicht direkt ermessen werden. Sie zeigt sich letztlich in den Auswirkungen der Anwendung des Wissens, im – nachhaltigen – Erfolg des Handelns und wird spürbar an der Qualität der Bildung, die nachfolgend behandelt werden soll.

3.4 Qualität der Bildung

Wie lassen sich nun die Merkmale des gebildeten Menschen, Unternehmers und Managers definieren? Welches sind die Indikatoren der

Bildungsqualität? Betrachtet man das oben entwickelte Modell des relational-prozessualen Raumverständnisses analytisch, verlässt man also den Zeitstrahl, dann erkennt man das, was man als begriffliches Kontinuum bezeichnen könnte. Es zeigt die Prozesshaftigkeit der Materie, so, wie dieses in der nachfolgenden Abbildung anschaulich gemacht wird. Die drei Hauptdimensionen des Raumes können in Dreiecken verbunden und metaphorisch als Dreieck von Kopf, Herz und Hand, aber auch als Verbindung von reden, denken und handeln betrachtet werden. Verbindet man die oberen Dreiecksspitzen, so erhält man die Konzeptionsebene. Die Verbindung der unteren zwei Ecken ergibt die Perzeptions-Ebene, welche beide mit Schaerer im ganzheitlichen, klaren Denken in Übereinstimmung zu bringen sind.²⁰⁰

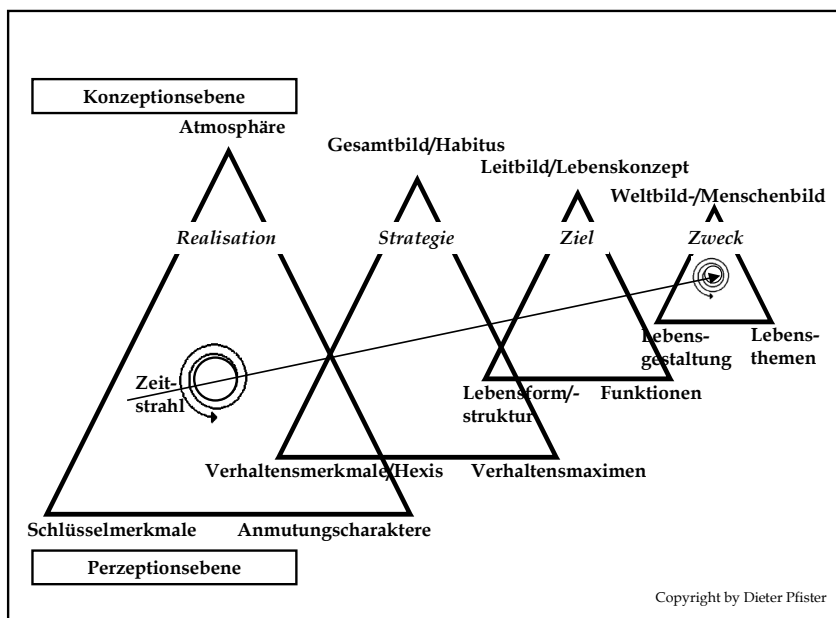


Abbildung 23: Explikationsstufen und Konzeptions- und Perzeptionsebene des relational-prozessual verstandenen Raumes aus Sicht des externen Beobachters

Wenn ferner Bildung verstanden als die selbstbewusste und kohärente Gestaltung des Eigenraumes der Gründe einer Persönlichkeit in seinen psychisch-emotionalen, physisch-nonverbalen und geistig-ver-

balen Hauptdimensionen und der Raum als relational-prozessual betrachtet wird, so kann hier die Qualität dieser Eigenraumgestaltung definiert werden als Kohärenz der Relationen zwischen den Explikaten der drei Raumsphären/Hauptdimensionen zueinander und zwischen der Konzept- und Perzept-Ebene. Verbindet man nun in diesem Sinne die Explikate untereinander, indem man

- die Explikate der physisch-nonverbalen mit jenen der geistig-verbalen Hauptdimensionen des Raumes verknüpft (Perzept-Ebene) und
- die Explikate der Konzept-Ebene zunächst genereller Art (Weltbild-Gesamtbild) und dann individueller Art (Leitbild-Atmosphäre) verbindet sowie
- die Konzept- und Perzeptebene vernetzt, indem man die zentralen Explikate der drei Hauptdimensionen verbindet (Weltbild, Lebensgestaltung und Lebensthemen),

so erhält man sechs Indikatoren der Bildungsqualität, die erweitert werden können um die Relation zu anderen Eigenräumen der Gründe, was den siebten Indikator ergibt. Die Höhe der Qualität zeigt sich dann in der Kohärenz jeder dieser Relationen verstanden als Nähe der Ausprägungen der Explikate zueinander. Im Bezirk der „Reinen Erfahrung“ vereinen sich dann die drei Dimensionen in einem „Punkt“. Die nachfolgende Abbildung zeigt diese Zusammenhänge auf, die als PerQuaM-Modell (Persönlichkeits-Qualitäts-Management, siehe später) bezeichnet werden soll.

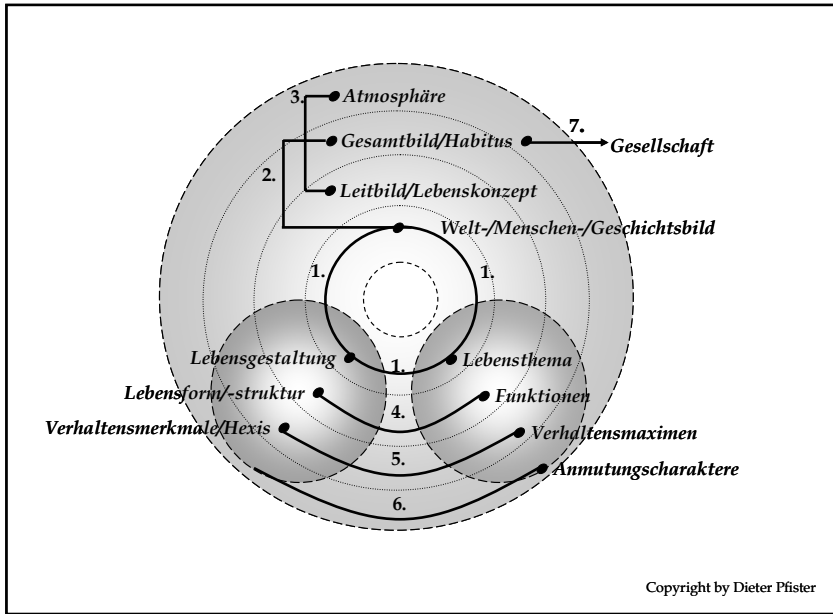


Abbildung 24: Das PerQuaM-Modell und seine sieben Qualitätsindikatoren: 1. Echtheit, 2. Glaubwürdigkeit, 3. Stimmigkeit, 4. Praxistauglichkeit, 5. Umsetzungskompetenz, 6. Prägnanz, 7. Eigenständigkeit

Dabei spielt die Echtheit eine herausragende Rolle. Wie die Grafik zeigt, hat die Echtheit eine Schlüsselstellung zwischen

- Spacing und Syntheseleistung,
- allen drei Hauptdimensionen des Raumes und
- Konzept- und Perzept-Ebene.

Sie wird durch die erwähnte Minimierung der Differenzen zwischen den drei Hauptdimensionen des Raumes erzielt, die sich aus der Einheit und Ganzheitlichkeit der „Reinen Erfahrung“ herleitet und so die Explikate immer in Relation zum Ganzen versteht. Aus dieser Bedeutung der Echtheit heraus ist der gebildete Mensch auch als der authentische zu bezeichnen. Dies steht im Gegensatz zur Behälter-Raum-Vorstellung, wo mit dem amerikanischen Soziologen Erving Goffman²⁰¹ Selbstverwirklichung zur Selbstdarstellung wird, gedacht als Theaterspiel des Individuums zwischen Vorder- und Hinterbühne,

bei dem eine Differenz zwischen Körper und Maske auftreten kann. Je bewusster diese Selbstdarstellung ausfällt, desto grösser wird die Unechtheit.

Die sieben Bildungs-Qualitätsindikatoren des Modells werden nun wie folgt benannt und definiert:

- **Echtheit:** Ein Mensch ist dann echt, wenn seine Lebensgestaltung mit seinen Lebensthemen und seinem Weltbild übereinstimmen und damit die Konzept- mit der Perzept-Ebene.
- **Glaubwürdigkeit:** Glaubwürdigkeit ist dann gegeben, wenn das Gesamtbild, der Habitus des Menschen seinem Weltbild entspricht.
- **Stimmigkeit:** Stimmigkeit eines Menschen wird dann erreicht, wenn die Atmosphäre, die er in den Raum vermittelt, seinem Leitbild/Lebenskonzept entspricht.
- **Praxistauglichkeit:** Praxistauglichkeit eines Menschen besteht in der Übereinstimmung von Lebensform/-struktur und Funktionen einer Person.
- **Umsetzungskompetenz:** Umsetzungskompetenz weist ein Mensch auf, wenn seine Verhaltensmaximen seinen Verhaltensmerkmalen entsprechen.
- **Prägnanz:** Prägnanz definiert sich als Übereinstimmung der Schlüsselmerkmale des Auftretens eines Menschen mit seinem dominierenden und kommunizierten Anmutungscharakter.
- **Eigenständigkeit:** Eigenständigkeit eines Menschen besteht dann, wenn sein Gesamtbild/Habitus verglichen mit jenem anderer Menschen eine grössere Differenz aufweist.

So kann „Bildungsqualität“ abschliessend wie folgt beschrieben werden: Die Qualität einer gebildeten Persönlichkeit, wie sie ganzheitlich als Atmosphäre erlebt wird, zeigt sich in sieben Qualitätsindikatoren, nämlich Echtheit, Glaubwürdigkeit, Stimmigkeit, Praxistauglichkeit, Umsetzungskompetenz, Prägnanz und Eigenständigkeit. Eine gebildete Persönlichkeit ist demnach aus ganzheitlicher Sicht umso authentischer, prägnanter, dichter, intensiver einheitlicher und nachhaltiger wirkend, von umso höherer Bildungs-Qualität, je mehr die Explikate der drei Hauptdimensionen des Raumes im Gleichgewicht sind, je geringer die Gaps (Differenzen) zwischen den Explikaten sind.

Der ganzheitliche, professionelle und qualitätsorientierte Umgang mit Raum im Sinne der relational-prozessualen Raumvorstellung kann man als „Spacing-Quality-Management“ (SQM) bezeichnen – wobei Management natürlich mit Fokus auf das Gestalten verstanden sein soll. Dieses SQM hat im Sinne Löws zwei Ausprägungen, Menschen/Lebewesen und soziale Güter, die in ihrer atmosphärischen Wirkung auf den Raum untrennbar sind. Bezüglich sozialen Gütern (inklusive Institutionen) findet das SQM-Modell seine Umsetzung im VisQuaM-Ansatz (Visuelles Qualitäts-Management, siehe dazu das Buch über „Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels“). Im Blick auf die Persönlichkeitsgestaltung des Menschen soll der Ansatz PerQuaM (Persönlichkeits-Qualitäts-Management) genannt werden.

Ziel des PerQuaM-Modells ist es, eine Persönlichkeitsentwicklung zu fördern, indem die Beziehungen zwischen den zwölf Explikaten möglichst eng und widerspruchsfrei sind. Dadurch werden Ganzheitlichkeit, Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit gewährleistet. Der Weg zu höherer Bildungsqualität führt über eine höhere Denkqualität, durch die jene Relationalität und Integrationsfähigkeit entsteht, die Voraussetzung für Nachhaltigkeit ist, welche Letztere ja ebenfalls von einem ganzheitlichen Weltbild ausgeht – so schließt sich der Kreis.

4. Management von Wissen-Bildung-Qualität

Unternehmer und Manager werden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als eine Art „neue Helden“ dargestellt und so auch von vielen empfunden. Mit dem Platzen mancher virtueller Ideen-Blase nach der letzten Jahrtausendwende, mit dem Aufdecken einiger Fehlleistungen und Anmassungen, sind diese „Helden“ heute aber auf ein menschliches Normalmass zusammengeschrumpft. Durch diese Entwicklung ist auch klar geworden, dass das „Managen-können“ und „Verfügen-können“ hinsichtlich Menschen und Unternehmenskulturen beschränkter ist, als man es gerne gehabt hätte. Manche Management-Begriffs- und Modell-Blase ist so ebenfalls geplatzt, wie oben am Beispiel des sogenannten Wissensmanagements gezeigt werden konnte. Kann man vor diesem Hintergrund noch ernsthaft vorschlagen, Bildung und Qualität, Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit ebenfalls managen zu sollen? Wenn mit „Managen“ vor allem das Lenken verstanden wird, dann sicher nicht. Wenn es um das Gestalten geht, ist ein „Ja“ am Platze, vorausgesetzt, man ist sich den Grenzen auch des „Gestalten-könnens“ bewusst.

Hier bleibt zu hoffen, dass im Blick auf das Nachhaltigkeits-Management nicht die gleichen Denkfehler gemacht werden wie bei früheren „Bindestrich-Management-Methoden“. Was die meisten von ihnen nämlich im Grundsätzlichen verbindet, ist eine atomistische Welt-sicht, eine Beschränktheit oder „Halbbildung“, die ja erst die anmas-senden Vorstellungen von Lenkbarkeit ermöglicht haben. Und so er-scheint es nicht als Zufall, dass gerade beim Scheitern des Wissens-managements bewusst geworden ist, dass man bei den sogenannten „Soft-Dimensionen“, dort, wo es vor allem um menschliches Denken, Fühlen und Handeln geht, mit diesem Weltbild nicht Erfolg haben kann.

4.1 Vom Nachhaltigkeits-Management zum nachhaltigen Management

Die gesellschaftspolitische Leitidee der Nachhaltigen Entwicklung hat in den letzten fünfzehn Jahren immer mehr an Einfluss gewonnen –

gleichzeitig aber an inhaltlicher Schärfe verloren. Die Wichtigkeit, das eigene Handeln auf individueller und institutioneller Ebene an der Zukunftsfähigkeit zu orientieren, ganzheitlich und langfristig zu denken und dabei die ökologische, ökonomische und soziale Dimensionen des Handelns gleichzeitig zu berücksichtigen, ist jedoch unbestritten.

In der Literatur und Diskussion wird generell zwischen zwei Phasen unterschieden, nämlich zwischen dem „Nachhaltigkeits-Management“ und dem „nachhaltigen Management“. In der ersten Phase erhöhten Firmen die Anzahl eigener Aktivitäten oder zumindest die diesbezüglichen Selbstdarstellungs-Bemühungen, die sozial, ökologisch oder ökonomisch besonders positive Auswirkungen haben. So entstanden unter Anderem zahlreiche Nachhaltigkeits-Berichterstattungen. Damit leistete das Nachhaltigkeits-Management einen wichtigen Beitrag zu einer ersten Sensibilisierung der Führung und der Mitarbeitenden eines Unternehmens.

Hinter der ersten Phase stand aber oft eine Denkweise, die dem oben dargestellten atomistischen Weltbild entspricht. Umwelt und Gesellschaft werden hier als ein „Gegenüber“ von Politik und Wirtschaft betrachtet und ebenso Individuen und Institutionen als ein Gegenüber dieser Bereiche. Das macht die Lage sehr unübersichtlich und die Forderung der Nachhaltige Entwicklung, dies alles unter einen Hut zu bringen, recht schwierig. Klassisch liberale Kreise sehen hier gar die Freiheit – zumal jene des Aktionärs – bedroht und die Klarheit in den Zuständigkeiten/Verantwortlichkeiten „der Wirtschaft“ für „die Gesellschaft“ und „die Umwelt“ verwischt.

Ein wichtiger Grund, weshalb die „Bürokratisierung“ der Nachhaltigkeits-Idee fortschreiten konnte, liegt darin, dass sie ursprünglich aus der Welt der Politik und der Staatsverwaltung stammt. In dieser juristischen, institutionellen Sichtweise stehen sich die Institutionen des Staates und der Wirtschaft gegenseitig und der Natur ja auch wirklich gegenüber. Die gesellschaftspolitische Leitidee der Nachhaltigkeit ist in der Folge zu direkt auf die Wirtschaft übertragen und auf das Individuum heruntergebrochen worden. Mag diese Übertragung im Unternehmen noch funktionieren – eben um den Preis der Bürokratisierung (Spezialgremien, Spezialschulungen, Spezialberichte) –, der Sprung zum Individuum gelingt so nicht. Denn spätestens hier wird klar, dass der Mensch sich selber nur als Teil und nicht als Gegenüber

der Natur und Gesellschaft verstehen kann, wenn er nicht völlig degeneriert und desintegriert werden soll.

Nachfolgende Abbildung zeigt, wie die Nachhaltigkeits-Idee in einer atomistischen und politisch-institutionellen Sichtweise heruntergebrochen wurde und wie dadurch eine Menge von Relationen entsteht, die kaum „managebar“ erscheint.

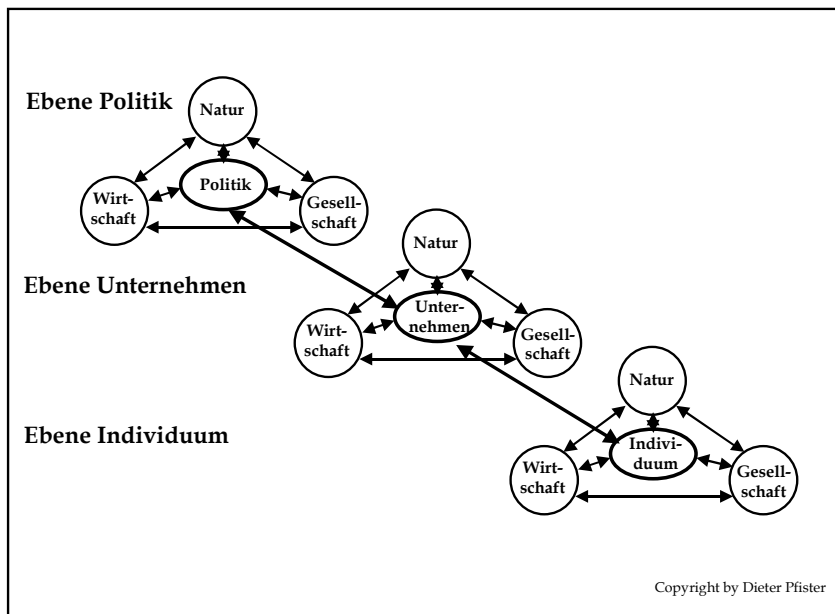


Abbildung 25: Institutionell-politische Sichtweise der Nachhaltigen Entwicklung und deren direkte Übertragung auf Unternehmen und Individuum (atomistisch-ökonomistisches Welt- und Menschenbild)

Die Betrachtungsweise, welche die drei Dimensionen der Nachhaltigen Entwicklung separiert, sozusagen je ein „Töpfchen“ aufstellt und einzeln zu füllen versucht, führt zu einem enormen Koordinationsaufwand. Das Herunterbrechen in den Arbeitsalltag bedeutet dann, für die drei Themen oder alle zusammen spezielle Verantwortliche zu definieren, die sie traktandieren und „traktieren“.

Aus diesen Überlegungen, der erkannten Gefahr der Techno- und Bürokratisierung der Nachhaltigen Entwicklung, ist die Erkenntnis ge-

wachsen, dass das Nachhaltigkeits-Management zum nachhaltigen Management weiterentwickelt werden muss, was als Phase II bezeichnet werden kann. Im Gegensatz zum Nachhaltigkeits-Management legt das nachhaltige Management den Akzent des Managens auf den Aspekt des Gestaltens und nicht des Lenkens. Im nachhaltigen Management tritt die Nachhaltigkeits-Idee in die Umsetzung, ins Leben des Individuums, das dazu aber selber nachhaltig zu denken und handeln beginnen muss. Dabei sollte man erkennen, dass im Hintergrund der Idee der Nachhaltigkeit jene der Ganzheitlichkeit und Langfristigkeit/Dauerhaftigkeit stehen, womit man auf der Ebene des Wert-/Normsystems angelangt ist. Und so wird es auch klar, weshalb jene Menschen, die dem atomistischen Denken verhaftet sind, Mühe mit der Umsetzung der Idee der Nachhaltigkeit haben. Denn nachhaltiges Management bedeutet, die drei Dimensionen der Nachhaltigkeit und damit die Gesellschaft, das Wirtschaftliche und die Natur/Umwelt nicht als einander gegenüberliegende „Räume“ zu betrachten, sondern als etwas, worin jeder Mensch selber eingebettet ist. Die nachfolgende Abbildung zeigt, wie man Nachhaltigkeit in einem ganzheitlichen Weltbild visualisieren kann: Der Eigenraum des Individuums ist untrennbar verbunden mit jenem der Institutionen (Unternehmen, Staat etc.), diese wiederum sind Teil der Wirtschaft und Gesellschaft und letztere beiden Teil der Natur die ihrerseits Teil des allumfassenden Zeit-Raumes ist. Der Vorteil dieser Weltsicht gegenüber dem atomistisch-materialistischen Weltbild besteht darin, dass hier an jedem Punkt innerhalb der Eigenräume des Individuums und der Institutionen alle drei „Räume“ der Nachhaltigen Entwicklung präsent sind.

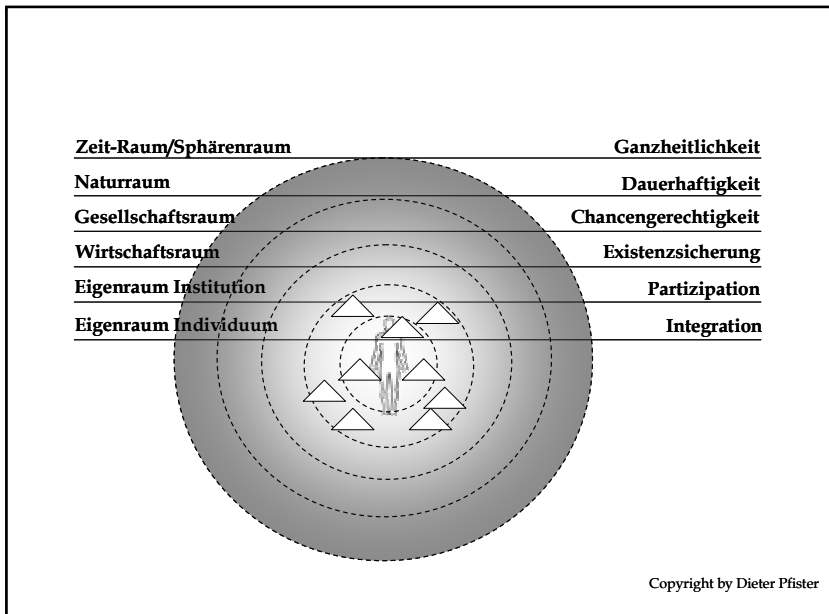


Abbildung 26: Der Raum der Nachhaltigkeit als Ineinander konzentrischer Räume. Rechts aussen zentrale denkleitende Normen und Handlungsqualitäten der Nachhaltigen Entwicklung (holistisches Welt- und Menschenbild). Dreiecke als Orte im Eigenraum, wo nachhaltiges Denken erfolgen kann

Diese Raumauffassung bedeutet aber auch, dass die Eigenraumgrenze zwischen Unternehmen und Gesellschaft nicht ans „Werktor“ zu liegen kommt. Denn der Eigenraum der Institution umfasst eben nicht – wie in der territorial-juristisch geprägten Betrachtungsweise – das Firmengelände, sondern den Raum dessen, was durch die Produkte und Dienstleistungen und durch die Produktionstätigkeiten gesellschafts- und naturbezogen berührt wird. So sieht man, dass Soziales und Ökologisches innerhalb der Eigenraumgrenzen des Unternehmens und seines Marktes präsent sind und Wirkungen haben.

Schliesslich ermöglicht das holistische Welt- und Menschenbild auch das Überwinden von Scheinkonflikten, indem es eine ganzheitliche Begrifflichkeit anstrebt, die sowohl die materielle wie auch die immaterielle Dimension miteinbezieht. So betrachtet kann zum Beispiel das Gewinnziel eines Unternehmens problemlos als oberstes Ziel anerkannt werden: Alle Tätigkeiten einer Firma müssen aber materiell

und immateriell Gewinn bringen, Geld und Geist, monetäre und geistige Werte schöpfen etc. Wenn sie nur für eine der beiden Ausprägungen gewinnbringend sind, dann wären sie eben nicht ganzheitlich-nachhaltig.

4.2 Ausblick in die Praxis

Welche Strategie wäre nun im Blick auf die Förderung des nachhaltigen Managements zielführend? Sie müsste ihrerseits vom obigen SQM-Modell ausgehen und das Individuum ins Zentrum stellen, so, wie dies nachfolgende Abbildung zeigt. Denn hier ist der Mensch gefordert – als eigenverantwortlicher Akteur. Den drei oben dargestellten Raumsphären können dann Aktionsbereiche zugeordnet werden hinsichtlich

- alles durchdringenden Werten, Normen, Konzepten
- geistig-verbal ausgedrückten Strategien und Vermittlungen und
- Umsetzungen im physisch-nonverbalen Sinne.

Die Mitglieder einer Geschäftsleitung, als Individuen betrachtet, sind zunächst gefordert, sich zur Nachhaltigen Entwicklung zu bekennen. Sie müssten dann die Grundlagen vertiefen (1 in der Abbildung) als Vorgaben für die Aktionen im strategischen und vermittelnden Sinne (2) die wiederum die Basis darstellen für die Umsetzung im Alltag (3), die ebenfalls vom Individuum realisiert, gelebt und erlebbar gemacht werden muss – der Kreis schliesst sich.

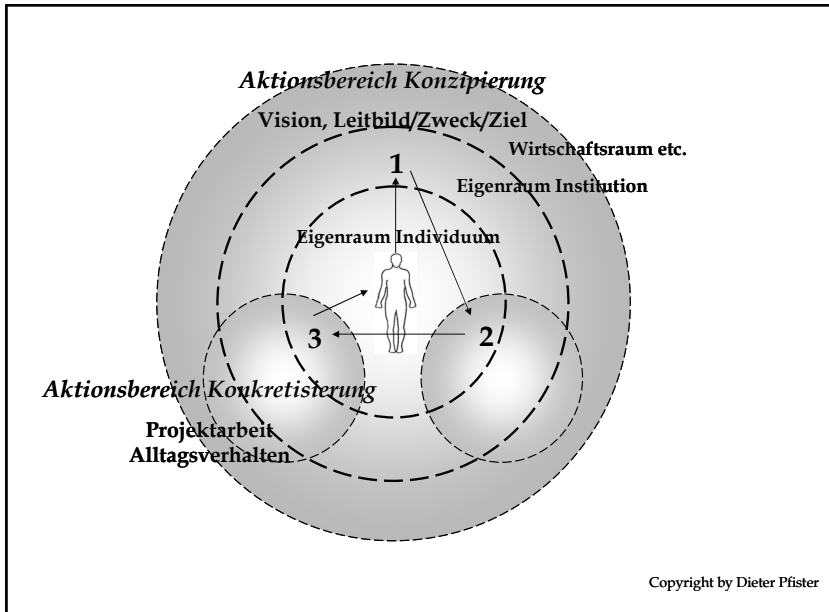


Abbildung 27: Strategie für Vorgehensweisen zur Förderung der Nachhaltigen Entwicklung im Unternehmen

Wie am Anfang der Studie deutlich gemacht, ist es nicht das Ziel dieser Arbeit, konkrete Vorschläge für die Praxis zu formulieren. Zum Schluss sei deshalb nur kurz angedeutet, welche praxisrelevante Konsequenzen die Resultate dieser Studie haben können, und zwar dargestellt am Beispiel der Mitarbeiterschulung und -entwicklung sowie des Mitarbeiterverhaltens im Alltag.

Viele Schulungs- und Entwicklungsmassnahmen haben dort, wo sie auf die Persönlichkeitsentwicklung zielen, immer schon nachhaltig gewirkt. Nun sollen aber Personalmanagement, Schulung und Mitarbeiterentwicklung noch bewusster das ganzheitliche und langfristige Denken und Handeln fördern und verbessern helfen. Dazu eignen sich entsprechende Vorgaben für die

- Personalrekrutierung und internen Besetzungen
- Mitarbeitergespräche: Zielsetzungen und Leistungsbeurteilung
- Potentialanalysen/Karriereplanungen
- fachbezogenen Schulungen
- Kaderschulungen/Führungsschulungen.

Langfristig wirkungsvoll ist es, wenn schon bei der Personalrekrutierung – zumal ab dem Kader – auf das Potential und die Fähigkeit zu nachhaltigem Denken und Handeln geachtet wird. Bei den Potentialanalysen und der Karriereplanungen sind diese Aspekte ebenfalls vorrangig zu beachten.

In den Mitarbeitergesprächen und jährlichen persönlichen Zielvereinbarungen sind die oben aufgeführten Qualitätsindikatoren des nachhaltigen Denkens und Handelns (Dauerhaftigkeit, Ganzheitlichkeit etc.) in die Bewertungsbogen als eigene Themen einzubeziehen. An ihnen soll langfristig gearbeitet werden.

In der Führungs- und Kaderschulung wären die Bedeutung der persönlichen Wertvorstellungen und der Persönlichkeitsbildung verstärkt zu berücksichtigen und immer wieder einzubringen. Hier soll an den Qualitätsindikatoren der Bildung (Echtheit/Authentizität, Glaubwürdigkeit, Stimmigkeit etc.) gearbeitet werden. Stufengerecht sind diese Themen auch in den generellen fachbezogenen Schulungsmassnahmen präsent zu halten und tendenziell auszubauen. Hier wird es dann konkret, wenn es zum Beispiel um die Frage geht, was Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit im Blick auf Marketing, Kommunikation, Finanz- und Rechnungswesen etc. bedeutet.

Bei allen Schulungen ist auch darauf hinzuweisen, dass nachhaltiges Denken und Handeln nicht auf das Berufsleben beschränkt bleiben darf, sondern – gerade im Blick auf die Glaubwürdigkeit des Einzelnen – auch im Privatbereich gelebt werden muss (Mobilität, Konsumstil etc.). Die Einflussnahme des Unternehmens soll hier aber beschränkt bleiben.

Wenn es nun – beim zweitem kurz zu behandelnden Umsetzungsbe-
reich – um das Mitarbeiterverhalten im Alltag geht, so können zwei Ebenen unterschieden werden:

- generelles Verhalten im Arbeitsalltag und
- spezifisches Einbringen nachhaltigen Denkens in die fachliche, funktionsbezogene Arbeit (Konzepte, Projektarbeit, Prozesse etc.).

Auf der ersten Ebene wären die schon oft angewandten Sensibilisierungsmassnahmen im Blick auf Themen wie alltäglicher Umgang mit

Schwächeren (Behinderten, soziale Kompetenz), Energiesparen, Abfallentsorgung etc. weiter zu pflegen und auszubauen.

Auf der zweiten Ebene sind die Anliegen der Nachhaltigen Entwicklung in die Projektarbeit einzubringen. So können beispielsweise am Ende von Sitzungen Checklisten verwendet werden, die jene Schwachstellen aufzeigen, wo im Verlauf der Diskussionen die Aspekte der Ganzheitlichkeit, Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit vernachlässigt worden sind. Dazu ist es nötig, zu definieren, was Nachhaltigkeit zum Beispiel für Marketing und Kommunikation, für Finanzen, für das Personalwesen etc. konkret bedeutet.

All diese möglichen Massnahmen zeigen: das Individuum ist gefordert – nicht „die Anderen“, „die Firma“, die Nachhaltigkeits-Verantwortlichen etc. So kann man auf den Punkt gebracht sagen: Ein Umdenken in Richtung Nachhaltige Entwicklung braucht ein ganzheitliches Denken, eine Reintegration des Individuums ins Welt-Ganze, eine kohärente Gestaltung des Eigenraumes, was im deutschsprachigen Raum als Bildung, als Persönlichkeitsbildung bezeichnet worden ist. Da dieser Begriff aber heute oft als „Vielwissertum oder Schöngeistigkeit“ missverstanden wird, eignet sich für die Unternehmenspraxis besser jener des nachhaltigen Denkens und Handelns, was, wie diese Studie nachgewiesen hat, jedoch das gleiche bedeutet, weil es die gleichen Wurzeln hat – nämlich ein auf Ganzheitlichkeit und Dauerhaftigkeit ausgerichtetes Weltbild.

Anmerkungen

- ¹ Schmidt, 1991, S. 334.
- ² von Foerster, 1993, S. 83, (Hervorhebung durch von Foerster).
- ³ von Foerster, 1993, S. 196.
- ⁴ Schmidt, 1991, S. 334.
- ⁵ Rheinberger, Hans-Jörg: Von der Zelle zum Gen, in: Rheinberger, 1997, S. 269.
- ⁶ von Foerster, 1993, S. 273, (Hervorhebung durch von Foerster).
- ⁷ von Foerster, 1993, S. 122, (Hervorhebung durch von Foerster).
- ⁸ von Foerster, 1993, S. 100.

- 9 Stehr, Nico, in: Mittelstrass 2000, S. 99; er weist hin auf Starbuck, William H.: Learning by knowledge-intensive firms, in: Journal of Management Studies 29 (1992), 713-740.
- 10 von Foerster, 1993, S. 197.
- 11 Kant, 1998, S. 852, (Hervorhebung durch Dieter Pfister).
- 12 Brandom, 2001, S. 127.
- 13 Brandom 2001, S. 157.
- 14 Brandom, 2000, S. 318 (Hervorhebung durch Brandom).
- 15 Brandom, 2000, 152/3.
- 16 Nishida, 1999, S. 243, (Hervorhebung durch Nishida).
- 17 Nishida, 2001, S. 218, (Hervorhebung durch Nishida).
- 18 Kornwachs, 1999, S. 40.
- 19 von Foerster, 1993, S. 31.
- 20 von Foerster, 1993, S. 32.
- 21 Stehr in: Mittelstrass, 1999, S. 95.
- 22 Schaerer, 2003, S. 33 (Hervorhebungen durch Schaerer).
- 23 Hörmann, 1976, S. 706-722.
- 24 von Foerster, 1993, S. 252.
- 25 Mittelstrass, 1996, S. 718.
- 26 Nida-Rümelin in: Mittelstrass 1999, S.384.
- 27 Gerhardt in: Mittelstrass, 1999, S. 338.
- 28 Polanyi, 1985, S. 14.
- 29 Nishida, 1999, S. 16, (Einleitung von Rolf Elberfeld).
- 30 Klages, 1932, 3. Band, 1. Teil, S. 868/9.
- 31 Palagyi, 1901, S. 40.
- 32 Palagyi, 1901, S. 24.
- 33 Palagyi, 1901, S. 25.
- 34 Palagyi, 1901, S. 40.
- 35 Palagyi, 1901, S. 41, (Hervorhebung durch Palagyi).
- 36 Brandom, 2000, S. 282.
- 37 Sloterdijk, 2004, S. 220, (Hervorhebungen durch Sloterdijk).
- 38 Nishida, 2001, S. 47.
- 39 Löw, 2001, S. 225, (Hervorhebung durch Löw).
- 40 Klages, 1937, 1. Band, 2. Auflage, S. 121 f.
- 41 Nishida, 2001, S. 34.
- 42 Der Begriff des absolute Nichts ist nicht gleichzusetzen mit der buddhistischen „Leerheit“. Siehe Nishida, 1999, S. 286 (Begriffserklärung).

- ⁴³ Nishida, 2001, S. 32.
- ⁴⁴ Nishida, 2001, S. 34.
- ⁴⁵ Nishida, 2001, S. 29.
- ⁴⁶ Nishida, 2001, S. 37.
- ⁴⁷ Nishida, 2001, S. 37.
- ⁴⁸ Nishida, 2001, S. 37.
- ⁴⁹ Nishida, 2001, S. 37.
- ⁵⁰ de Certeau, 1988, S. 170.
- ⁵¹ Sellars, 2002, S. 66.
- ⁵² Sellars, 2002, S. 68, (Hervorhebung durch Sellars).
- ⁵³ Sellars, 2002, S. 66.
- ⁵⁴ de Certeau, 1988, S. 263.
- ⁵⁵ Vester, 1993, S. 79.
- ⁵⁶ Böhme, 1995, S. 167.
- ⁵⁷ Klages, 1932, 3. Band, 1. Teil, S. 956.
- ⁵⁸ Siehe dazu Brandom, 2000, S. 676: „Die Schritte, die theoretisch als distinkte daher zu kommen scheinen, nämlich einerseits der Schritt nach *unten* von den inferentiellen Signifikanzen zu den *Extensionen*, indem Ausdrücke als wechselseitig substituierbar (= koreferentiell) zusammengefasst werden, und andererseits der Schritt nach *oben* von diesen Signifikanzen zu den *Intensionen*, indem sie auf Systeme von Hintergrundfestlegungen relativiert werden, entsprechen vielmehr Aspekten einer einzigen interpretierenden Tätigkeit des Verstehens und Erfassens einer Bedeutung – dem kognitiven Auffassen von Kommunikation, die deontische Kontoführung ist.“ (Hervorhebungen durch Brandom).
- ⁵⁹ Nishida, 2001, S. 88, (Hervorhebung durch Nishida).
- ⁶⁰ Böhme, 1995, S. 165.
- ⁶¹ Böhme, 1995, S. 168.
- ⁶² Böhme, 1995, S. 172.
- ⁶³ Böhme, 1995, S. 174.
- ⁶⁴ Böhme, 1995, S. 175.
- ⁶⁵ Klages, 1932, 3. Band, 1. Teil, S. 870.
- ⁶⁶ Läpple, 1991, S. 194.
- ⁶⁷ Löw, 2001, S. 67.
- ⁶⁸ Löw, 2001, S. 271.
- ⁶⁹ Löw, 2001, S. 225, (Hervorhebung durch Löw).

- ⁷⁰ Löw, 2001, S. 225.
- ⁷¹ Löw, 2001, S. 154.
- ⁷² Löw, 2001, S. 199.
- ⁷³ Frohmann, 2000, S. 141.
- ⁷⁴ Läpple, 1991, S. 201f.
- ⁷⁵ Läpple, 1991, S. 202.
- ⁷⁶ Nishida, 1999, S. 15, (Einleitung von Rolf Elberfeld).
- ⁷⁷ Bollnow, 2000, S. 38.
- ⁷⁸ Klages, 1932, 3. Band, 1. Teil, S. 948.
- ⁷⁹ Siehe dazu Engelmann, Jan, Hrsg.: Foucault, Michel: Foucault-Reader Diskurs und Medien, München, 1999, S. 146.
- ⁸⁰ Augé, 1994, S. 64/5.
- ⁸¹ Augé, 1994, S. 92/4.
- ⁸² Augé, 1994, S. 121.
- ⁸³ Löw, 2001, S. 198, (Hervorhebung durch Löw).
- ⁸⁴ de Certeau, 1988, S. 199.
- ⁸⁵ Böhme, 1995, S. 47/8.
- ⁸⁶ Böhme, 1998, S. 94/5.
- ⁸⁷ Ströker, 1965, S. 22.
- ⁸⁸ Ströker, 1965, S. 30.
- ⁸⁹ Böhme, 1995, S. 33.
- ⁹⁰ Böhme, 1995, S. 34 .
- ⁹¹ Böhme, 1998, S. 135.
- ⁹² Böhme, 1998, S. 134/5.
- ⁹³ Nishida, 1999, S. 147.
- ⁹⁴ Luhmann, 1998, S. 181.
- ⁹⁵ Löw, 2001, S. 205.
- ⁹⁶ Löw, 2001, S. 204.
- ⁹⁷ Reimer, 2004, S. 34. Dort zitiert sie diesen Satz auf S. 64 des Artikels von Kotler, Philip: Atmospherics as a Marketing Tool, in: Journal of Retailing, Nr. 4/1973, S. 48-64, Amsterdam 1973.
- ⁹⁸ Böhme, 1995, S. 169, (Strukturierung durch Dieter Pfister).
- ⁹⁹ Kütke/Thun, 1995, S. 45f.
- ¹⁰⁰ Böhme, 1998, S. 8.
- ¹⁰¹ Schmidt, 1991, S. 106.
- ¹⁰² Büeler, 1994, S. 163, (Hervorhebungen durch Büeler).
- ¹⁰³ Bourdieu, 1982, S. 195/6, (Hervorhebung durch Bourdieu).

- 104 Bourdieu, 1982, S. 739, (Hervorhebung durch Bourdieu).
- 105 Bourdieu, 1982, S. 307.
- 106 Böhme, 1995; S. 137.
- 107 Böhme, 1995, S. 137.
- 108 Pfister, 1998, S. 18 f.
- 109 Strauss, 2003, S. 28.
- 110 Hillmann, 1994, S. 474
- 111 Wittgenstein, 2003, S. 26, (Hervorhebung durch Wittgenstein).
- 112 Botz-Bornstein, 2004, S. 141, (Hervorhebung durch Botz-Bornstein).
- 113 Botz-Bornstein, 2004, S. 141, (Hervorhebung durch Botz-Bornstein).
- 114 Pfister, 2004 (2), S. 129 und 180.
- 115 Pfister, 2002, S. 280.
- 116 Georg, 1998, S. 92.
- 117 Kritzmöller, 2003, S. 76.
- 118 Elias, 1996, S. 81/2.
- 119 Schmidt, 1991, S. 127.
- 120 Humboldt, I, S. 255.
- 121 Schwanitz, 1999, S. 394.
- 122 Scheler, Max: Die Formen des Wissens und der Bildung, Bonn 1925, S. 20.
- 123 Schelsky, 1963, S. 299.
- 124 Brandom, 2000, S. 857, (Hervorhebungen durch Brandom).
- 125 Brandom, 2000, S. 899.
- 126 Bertram/Liptow, 2001, S. 299.
- 127 Sellars, 1999, S. 66.
- 128 Brandom, 2000, S. 318.
- 129 Siehe: Buber, Martin: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten II, 1918–1939, Heidelberg 1973, S. 632. Brief vom 27. 1. 1937 an Hans Kosmala: „Das vierte Wort des ersten Satzes [von 3. Mose 19,18] ist keineswegs zu verstehen: ‚Wie dich selbst‘, sondern ‚dir gleich‘, ‚als dir gleich‘. Das, woran hier gerührt wird, ist die Ebenbildlichkeit, aber auch jene Grundtatsache der menschlichen Empfindung, auf die immer wieder Bezug genommen wird, wo in den Geboten, die die Behandlung des Ger (Gastsasse) und des Knechts betreffen, gesagt wird: ‚Ihr kennt seine Seele, denn ihr seid es selber einmal gewesen.‘“
- 130 von Foerster, 1993, S. 280/1.
- 131 Nishida, 2001, S. 219.

- ¹³² Schmidt, 1991, S. 389.
- ¹³³ Hillmann, 1994, S. 426.
- ¹³⁴ Hillmann, 1994, S. 426.
- ¹³⁵ von Foerster, 1993, S. 305.
- ¹³⁶ von Foerster, 1993, S. 297. Er zitiert hier Winograd, Terry, Flores, Fernando: *Understanding Computers and Cognition. A New Foundation for Design*, Norwood 1986.
- ¹³⁷ Eppler, 2004, S. 17, (Hervorhebung durch Eppler).
- ¹³⁸ Brandom, 2000, S. 660.
- ¹³⁹ Brandom, 2001, S. 215.
- ¹⁴⁰ Reinhardt, 2004, S. 2.
- ¹⁴¹ Reinhardt, 2004, S. 4/5, (Hervorhebungen durch Reinhardt/Eppler).
- ¹⁴² Schmidt, 1991, S. 125.
- ¹⁴³ Von Kleist, 1860.
- ¹⁴⁴ Botz-Bornstein, 2004, S. 145.
- ¹⁴⁵ Schmidt, 1991, S. 125.
- ¹⁴⁶ Siehe dazu u.a. die Arbeiten des amerikanischen Psychologen J. Paul Guilford.
- ¹⁴⁷ Schwanitz, 1999, S. 473.
- ¹⁴⁸ Klages, 1932 (3. Band, 1. Teil), S. 1124.
- ¹⁴⁹ Bachelard, 2003, S. 213/4.
- ¹⁵⁰ Bertram/Liptow, 2001, S. 287/8.
- ¹⁵¹ Nishida, 2001, S. 61, (Hervorhebung durch Nishida).
- ¹⁵² von Foerster, 1993, S. 324. (Hervorhebung durch von Foerster).
- ¹⁵³ Löw, 2001, S. 225.
- ¹⁵⁴ Schmidt, 1991, S. 67, (Hervorhebungen durch Schmidt, Strukturierung durch Dieter Pfister).
- ¹⁵⁵ Böhme, 1995, S. 162.
- ¹⁵⁶ Klages, 1937 (1. Band, 2. Auflage), S. 385, (Hervorhebungen durch Klages).
- ¹⁵⁷ Klages, 1932 (3. Band, 2. Teil), S. 1273/4, (Hervorhebungen durch Klages).
- ¹⁵⁸ Von lateinisch *infero*, was heisst, hineintragen, folgern, schliessen.
- ¹⁵⁹ Brandom, 2000, S. 676.
- ¹⁶⁰ Brandom 2000, S. 856, (Hervorhebungen durch Brandom).
- ¹⁶¹ Löw, 2001, S. 225.
- ¹⁶² Schmidt, 1991, S. 766/7.

- 163 Schmidt, 1991, S. 764.
- 164 Büeler, 1994, S. 173/4.
- 165 Büeler, 1994, S. 171/2.
- 166 von Foerster, 1993, S. 275/6, (Hervorhebung durch von Foerster).
- 167 Böhme, 1995, S. 25.
- 168 Nishida, 2001, S. 44.
- 169 Nishida, 2001, S. 45.
- 170 Nishida, 2001, S. 47.
- 171 Kurt/Wagner, 2002, S. 253/4.
- 172 Schmidt, 1991, S. 178.
- 173 Overmann, 2003, S. 12/3.
- 174 Overmann, 2003, S. 13.
- 175 Brandom, 2000, S. 37.
- 176 Brandom, 2000, S. 136.
- 177 Probst/Raub/Romhardt, 1998, S. 17.
- 178 Löw, 2001, 154.
- 179 Siehe Shimizu, Hiroshi: Ba-Principle: New Logic for the Real-Time Emergence of Information, Tokyo 1995; S. 67-79 (auf japanisch).
- 180 Yoneyama, 2000, S. 106.
- 181 Botz-Bornstein, 2004, S. 153, (Hervorhebung durch Botz-Bornstein).
- 182 Nonaka/Konno, 1998, S. 41.
- 183 Nonaka/Konno, 1998, S. 46.
- 184 Nonaka/Konno, 1998, S. 47.
- 185 Nonaka/Konno, 1998, S. 47.
- 186 Nonaka/Konno, 1998, S. 47.
- 187 Pfister, 2002, S. 284.
- 188 Siehe www.sinus-milieus.de.
- 189 Kritzmöller, 2003, S. 81. Siehe dazu Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt a. M. 1994.
- 190 Kritzmöller, 2003, S. 81.
- 191 Kritzmöller, 2003, S. 84.
- 192 Reimer, 2004.
- 193 Reimer, 2004, S. 94.
- 194 Schmidt, 1991, S. 594
- 195 Schmidt, 1991, S. 374.
- 196 Schmidt, 1991, S. 593.
- 197 Pfister, 2000, S. 120.

¹⁹⁸ Reimer, 2004, S. 20.

¹⁹⁹ Reimer, 2004, S. 90. Sie weist dabei hin auf Parasuraman, A./Zeithaml, V./ Berry, L.: Refinement and Reassessment of the SERVQUAL Scale, in: Journal of Retailing, Winter 1991, S. 420-450.

²⁰⁰ Schaerer, 2003, S. 33.

²⁰¹ Erving Goffman: Wir alle spielen Theater – Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1983.

Literatur

- Altenpohl, Dieter G.: Informatization: The Growth of Limits, Düsseldorf 1985.
- Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt a. M. 1994.
- Bachelard, Gaston: Poetik des Raumes, Frankfurt am Main 2003 (Deutsche Erstausgabe München 1960).
- Balderjahn, Ingo: Nachhaltiges Marketing-Management. Möglichkeiten einer umwelt- und sozialverträglichen Unternehmenspolitik, Stuttgart 2004.
- Bartl, Christina, Dörner Dietrich: Sprachlos beim Denken – zum Einfluss von Sprache auf die Problemlösungs- und Gedächtnisleistung bei der Bearbeitung eines nicht-sprachlichen Problems, in: Sprache & Kognition, 17, Heft 4, Bern 1998, S. 224ff.
- Belting, Hans: Bild-Anthropologie: Entwürfe für eine Bildwissenschaft, München 2001.
- Belz, Christian: Nachhaltiges Marketing schafft nachhaltige Kundenvorteile, in: Thexis, 18. Jahrgang, Heft 2, St. Gallen 2001, S. 2-10.
- Bertram, Georg W., Liptow, Jasper: Zu einer antidualistischen Rekonstruktion sprachlicher Bedeutung: Robert B. Brandom und Wilfrid Sellars, in: Philosophische Rundschau. Eine Zeitschrift für philosophische Kritik, Band 48, Heft 1, Tübingen 2001.
- Bitner, Mary Jo: Servicescapes: The Impact of Physical Surroundings on Customers and Employees, in: Journal of Marketing, April 1992, S. 57-71.
- Bittencourt, Irmela, Borner, Joachim, Heiser, Albert (Hrsg.): Nachhaltigkeit in 50 Sekunden. Kommunikation für die Zukunft, München 2003.
- Bleicher, Knut: Unternehmensphilosophien im internationalen Wettbewerb, in: Zeitschrift für Organisation zfo, Wiesbaden 1990, S. 5 ff.

- Bleicher, Knut: Das Konzept Integriertes Management. Visionen, Missionen, Programme, Frankfurt a. M. 1999.
- Bleicher, Knut, Berthel Jürgen (Hrsg.): Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft, Veränderte Strukturen, Kulturen und Strategien, Frankfurt 2002.
- Boehm, Gottfried (Hrsg.): Was ist ein Bild?, München 1994.
- Böhme, Gernot: Atmosphäre, Frankfurt a. M. 1995.
- Böhme, Gernot: Anmutungen. Über das Atmosphärische, Ostfildern 1998.
- Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt a. M., 1994.
- Bollnow, Otto Friedrich: Mensch und Raum, Stuttgart 2000 (Erstausgabe 1963).
- Botz-Bronstein, Thorsten: Place and Dream. Japan and the Virtual, Amsterdam 2004.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede, Frankfurt a. M. 1982 (Erstausgabe 1979).
- Bruhn, Manfred: Integrierte Unternehmenskommunikation, Stuttgart 1992.
- Brandom, Robert; Expressive Vernunft, Frankfurt a. M. 2000 (Erstausgabe 1994).
- Brandom, Robert B.: Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus, Frankfurt am Main 2001 (Erstausgabe 2000).
- Büeler, Xaver: System Erziehung. Ein bio-psycho-soziales Modell, Diss. Universität Zürich 1993/4, Bern 1994.
- Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft, Wien 1995.
- Büssing, André, Herbig, Britta, Ewert, Thomas: Implizites und explizites Wissen. Einflüsse auf Handeln in kritischen Situationen, in: Zeitschrift für Psychologie, (209), Göttingen 2001, S. 174ff.
- Büssing, André, Herbig, Britta: Implizites Wissen und Wissensmanagement – Schwierigkeiten und Chancen im Umgang mit einer

- wichtigen menschlichen Ressource, in: Zeitschrift für Personalpsychologie, 2 (2), Göttingen 2003, S. 51 ff.
- Daub, Claus-Heinrich, Ergenzinger, Rudolf, Schmassmann, Hector, Weik, Marion: Nachhaltigkeitsberichterstattung Schweizer Unternehmen 2002, Basel 2003.
- De Certeau, Michel: Kunst des Handelns, Berlin 1988.
- Deleuze, Gilles, Guattari, Félix: Kapitalismus und Schizophrenie, Tausend Plateaus, Berlin 1992.
- Diefenbacher, Hans: Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit. Zum Verhältnis von Ethik und Ökonomie, Stuttgart 2001.
- Dittmann-Kohli, Freya: Das persönliche Sinnsystem. Ein Vergleich zwischen frühem und spätem Erwachsenenalter, Göttingen 1995.
- Drucker, Peter F.: Innovations-Management für Wirtschaft und Politik, Düsseldorf 1985.
- Dunn, Malcolm H.: Die Unternehmung als soziales System, Berlin 1998.
- Dyllick, Thomas: Soziale Nachhaltigkeit: Des Kaisers neue Kleider? Vortrag am St. Galler Forum für Nachhaltigkeitsmanagement 13.11.2002, in: IWÖ-Diskussionsbeitrag Nr. 102., St. Gallen 2002.
- Eichhorn, Walter: Agenda-Setting-Prozesse. Eine theoretische Analyse individueller und gesellschaftlicher Themenstrukturierung, München 1996.
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1977 (Erstausgabe 1939).
- Elias, Norbert: Über die Zeit, Frankfurt a. M. 1984.
- Elias, Norbert: Was ist Soziologie? Weinheim 2000 (Erstausgabe 1970).
- Eppler, Martin, Sukowski, Oliver: Managing Team Knowledge: Core Processes, Tools and Enabling Factors, in: European Management Journal, Vol. 18 No. 3, June 2000, S. 334 f.
- Eppler, Martin J.: Visuelle Kommunikation – Der Einsatz von graphischen Metaphern zur Optimierung des Wissenstransfers, in: Reinhardt, Rüdiger, Eppler, Martin J.: Wissenskommunikation in Organisationen, Berlin 2004, S. 13f.

- Frohmann, Erwin: Gestaltqualitäten in Landschaft und Freiraum – abgeleitet von den körperlich-seelisch-geistigen Wechselwirkungen zwischen Mensch und Lebensraum, Wien 2000 (Erstausgabe 1997).
- Fuchs, Michael: Zeichen und Wissen. Das Verhältnis der Zeichentheorie zur Theorie des Wissens und der Wissenschaften im 13. Jahrhundert, Münster 1999.
- Geiger, Theodor: Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, Stuttgart 1949.
- Georg, Werner: Soziale Lage und Lebensstil, Opladen 1998.
- Gibson, James J: Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung, Bern, Stuttgart, Wien 1973.
- Groys, Boris: Über das Neue, Versuch einer Kulturökonomie, Frankfurt 1999.
- Heidegger, Martin: Bauen Wohnen Denken, in: Führ, Eduard (Hrsg.): Bauen und Wohnen. Martin Heideggers Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur. In: Theoretische Untersuchungen zur Architektur, Band 3, Münster 2000, S. 31-49.
- Hillmann, Karl-Heinz: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1994.
- Hörmann, Karl: Lexikon der christlichen Moral, Innsbruck 1976.
- Humboldt, Wilhelm von: Theorie der Bildung des Menschen (Bruchstücke), Gesammelte Schriften, I-XVII, Berlin 1903-1936.
- Jammer, Max: Das Problem des Raumes, Darmstadt 1954.
- Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Hamburg 1998 (Erstausgabe 1781/87).
- Kellermann, Barbara: Bad Leadership: What It Is, How It Happens, Why It Matters, Boston 2004.
- Klages, Ludwig: Der Geist als Widersacher der Seele, 1. Band/2. Auflage (1937), 2. Band 1929, 3. Band/1. Teil (1932), 3. Band/2. Teil (1932).
- Kornwachs, Klaus: Von der Information zum Wissen. Alle wissen Alles – Keiner weiss Bescheid, in: Gene, Neuronen, Qubits & Co. Unsere Welten der Information, Ganten, Detlev, Meyer-Gallow,

- Erhard, Ropers, Hans-Hilger, Scheich, Henning, Schwarz, Helmut, Truscheit, Ernst (Hrsg.), Stuttgart, Leipzig 1999, S. 35ff.
- Kritzmöller, Monika: Wann ist wohnen schön? Ästhetische Orientierung als Bewältigung von Multioptionalität, in: Fitzek, Herbert, Ley, Michael: Alltag im Aufbruch, 21. Jahrgang, Giessen 2003.
- Kritzmöller, Monika: Bis der Geschmack euch scheidet. (Ziel-) Gruppen und ihre Open Choice-Strategien, Kempten 2004.
- Kuppiger, Martin, Woywode, Michael: Vom Intranet zum Knowledge-Management, München 2000.
- Kurt, Hildegard, Wagner, Bernd (Hrsg.): Kultur – Kunst – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung, Dokumentation 57 der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V., Essen 2002.
- Küthe, Erich, Thun, Matteo: Marketing mit Bildern, Köln 1995.
- Läpple, Dieter: Essay über den Raum, in: Häussermann, Hartmut et al.: Stadt und Raum, Pfaffenweiler 1991, S. 157 ff.
- Link, Jürgen: Sicher, sicher, aber es ist alles ganz normal, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. August 2001, S. 48.
- Losee, John: Wissenschaftstheorie. Eine historische Einführung, München 1977.
- Löw, Martina, Raumsoziologie, Frankfurt am Main, 2001.
- Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt am Main, 1998.
- Mann, Thomas: Adel des Geistes, Frankfurt a. M. 1967 (Erstausgabe 1945).
- Marwehe, Frauke, Weissbach, Hans-Jürgen: Der Wissenszyklus – vom individuellen Wissen zur kollektiven Wissensbasis, Mainz 2000.
- Meier, Nikolaus, Bühler, Martin: Kunstmuseum Basel. Die Architektur, Basel 2003.
- Mendelson, Haim, Ziegler, Johannes: Survival of the Smartest, New York 1999.
- Mittelstrass, Jürgen: Glanz und Elend der Geisteswissenschaften, Oldenburg 1989.

- Mittelstrass, Jürgen (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie- und Wissenschaftstheorie, Band 4, Stuttgart, Weimar 1996.
- Mittelstrass, Jürgen (Hrsg.): Die Zukunft des Wissens. Vorträge und Kolloquien. XVIII. Deutscher Kongress für Philosophie, Konstanz, 4. – 8. Oktober 1999, Berlin 2000.
- Nishida, Kitaro: Über das Gute, eine Philosophie der reinen Erfahrung, Frankfurt am Main 2001 (Erstausgabe 1911).
- Nishida, Kitaro: Logik des Ortes, der Anfang der modernen Philosophie in Japan, Darmstadt 1999 (Erstausgabe 1926).
- Nonaka, Ikujiro, Takeuchi, Hirotaka: Die Organisation des Wissens. Wie japanische Unternehmen eine brachliegende Ressource nutzbar machen, Frankfurt 1997.
- Nonaka, Ikujiro, Konno, Noboru: The concept of „Ba“: Building a Foundation for Knowledge Creation, in: California Management Review, Vol. 40, No. 3, Berkeley 1998.
- Nowotny, Helga: Es ist so. Es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, Frankfurt 1999.
- Osterloh, Margit, Frost, Jetta: Prozessmanagement als Kernkompetenz, Wiesbaden 1996.
- Overmann, Manfred: Emotionales Lernen: Sentio, ergo cognosco, Vortrag gehalten an der Göttinger Tagung zum emotionalen Lernen, März 2003, Ludwigsburg 2003.
- Palagyi, Melchior: Neue Theorie des Raumes und der Zeit. Die Grundbegriffe einer Metageometrie, Darmstadt 1901.
- Pfister, Dieter, Hillebrand, Günther, Zimmerli, Rolf: Hightech und Mittelstand, Technikorientiertes Informations- und Marketingmanagement von kleinen und mittleren Unternehmen in der Schweiz und Oesterreich, Stuttgart 1988.
- Pfister, Dieter: Technikorientiertes Informations- und Marketingmanagement von kleinen und mittleren Unternehmen, in: Die Volkswirtschaft, Zeitschrift des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements, 10/88, Bern 1988, S. 21 f.

- Pfister, Dieter: Marketing, Informationsmanagement und Unternehmenskultur: Zukunftsperspektiven für kleine und mittlere Unternehmen, in: Internationales Gewerbearchiv, Zeitschrift des Schweizerischen Instituts für gewerbliche Wirtschaft an der Hochschule St. Gallen, 2/89, Berlin 1989, S. 150 ff.
- Pfister, Dieter: Kritische Gedanken über mehr Marketing und Kommunikation für die Wissenschaft, in: Technologiemanagement – von der Forschung zum Markterfolg, Publikationen der Alpbacher Technologiegespräche, Wien 1990.
- Pfister, Dieter, Schoppig, Lucien: Identifikation als Erfolgsfaktor im modernen Qualitätsmanagement, Basel 1994.
- Pfister, Dieter: Kopf- und Netzwerk statt Handwerk – Plädoyer für eine Neuausrichtung der Marketingforschung, in: Jahrbuch Marketing Kommunikation, Zürich 1995, S. 220 f.
- Pfister, Dieter: Kultur und Markt, Basel 1998.
- Pfister, Dieter: Identität und Virtualität im Unternehmen. Kritische Analyse von Aufstieg und Krise einer Institution und Schweizer Modell für ein neues Integriertes Kulturmanagement in Unternehmen und Staatsverwaltungen, Basel 2000.
- Pfister, Dieter: Die Raumdimension in der Wissenskommunikation, in: Reinhardt, Rüdiger, Eppler, Martin (Hrsg.): Wissenskommunikation in Organisationen, Berlin 2004 (1), S. 69-87.
- Pfister, Dieter: Raum – Gestaltung – Qualität am Beispiel historischer Hotels, Basel 2004 (2).
- Polanyi, Michael: Implizites Wissen, Frankfurt am Main 1985.
- Poth, Ludwig, Poth, Gudrun (Hrsg.): Marktfaktor Design, Grundlagen für die Marketingpraxis, Landsberg am Lech 1986.
- Probst, Gilbert, Raub, Steffen, Romhardt, Kai: Wissen managen. Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen, Zürich 1997, (2. überarbeitete Aufl. 1998).
- Reimer, Anja: Die Bedeutung des Dienstleistungsdesign für den Markterfolg, in: Kühn, Richard, Thom, Norbert (Hrsg.): Berner betriebswirtschaftliche Schriften, Band 33, Bern 2004.

- Reinhardt, Rüdiger, Eppler, Martin J. (Hrsg.): Wissenskommunikation in Organisationen. Methoden, Instrumente, Theorien, Berlin 2004.
- Rheinberger, Hans-Jörg Hrsg.: Räume des Wissens: Repräsentation, Codierung, Spur, Berlin 1997.
- Rössler, Peter: Agenda-Setting, Opladen 1997.
- Rummel, Carlo: Designmanagement. Integration theoretischer Konzepte und praktischer Fallbeispiele, Wiesbaden 1995.
- Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.): Enzyklopädie der Philosophie, Band I, Hamburg 1999.
- Saner, Hans: Toleranz, Differenzverträglichkeit und Agnostizismus, in: Mäder, Ueli, Saner Hans (Hrsg.): Realismus der Utopie. Zur politischen Philosophie von Arnold Künzli, Zürich 2003, S. 395-410.
- Sättler, Martin, Röder, Rainer, Pfister, Dieter: Technologietransfer in Konzeption und Praxis, Erfahrungen im Ländervergleich und Vorschläge zur Effizienzsteigerung, Stuttgart 1987.
- Schaerer, Alec A.: Begriffliche Bedingungen für den Umgang mit Ganzheit und Gewissheit, in: Marburger Forum, Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart, 4. Jahrgang, Heft 3, Lohra 2003.
- Schaltegger, Stefan, Herzig, Christian, Kleiber Oliver, Müller, Jan: Nachhaltigkeitsmanagement in Unternehmen. Konzepte und Instrumente zur nachhaltigen Unternehmensentwicklung, Bonn 2002.
- Schelsky, Helmut: Die Arbeit tun die andern, Opladen 1975.
- Schmidheiny, Stephan: Kurswechsel, München 1992.
- Schmidt, Heinrich: Philosophisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Georgi Schischkoff, Stuttgart 1991.
- Schmitt, Bernd, Somonson, Alex: Marketing Ästhetik, Strategisches Management von Marken, Identity und Image, München/Düsseldorf 1999.
- Schmitz, Christof, Zucker, Betty: Wissen gewinnt: Knowledge-Flow-Management, Düsseldorf/München 1996.

- Schneider, Ursula: Die 7 Todsünden im Wissensmanagement, Frankfurt 2001.
- Schwanitz, Dietrich: Bildung. Alles was man wissen muss, Frankfurt a. M. 1999.
- Sedlmayr, Hans: Verlust der Mitte: die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit, Salzburg 1953 (Erstausgabe 1948).
- Seiffert, Helmut: Einführung in die Wissenschaftstheorie, 2 Bände, München 1975 bzw. 1977.
- Sellars, Wilfrid: Der Empirismus und die Philosophie des Geistes, Paderborn 1999 (Erstausgabe 1956).
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.
- Simmel, Georg: Soziologie des Raumes, in: Schmoller, Gustav (Hrsg.): Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 27. Jahrgang, Band I., Leipzig 1903, S. 27-71.
- Sloterdijk, Peter: Sphären. Makrosphärologie, Band II, Globen, Frankfurt a. M. 1999.
- Sloterdijk, Peter: Sphären. Plurale Sphärologie, Band III, Schäume, Frankfurt a. M. 2004.
- Snow, Charles Percy: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz, Stuttgart 1967.
- Steinmann, Matthias F. (Hrsg.): Sophies zweite Welt, Berner Texte zur Medienwissenschaft, Band 9, Bern 2004.
- Strauss, Nicolette: Die andere Ich AG. Führen Sie sich selbst wie ein erfolgreiches Unternehmen! Frankfurt a. M. 2003.
- Ströker, Elisabeth: Philosophische Untersuchungen zum Raum, Frankfurt a. M. 1965.
- Sturm, Gabriele: Wege zum Raum, Opladen 2000.
- Tietz, Bruno: Wege in die Informationsgesellschaft. Szenarien und Optionen für Wirtschaft und Gesellschaft, Stuttgart 1987.
- Vester, Michael et. al.: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel: Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln 1993.

- Von Carlowitz, Hans Carl: *Sylvicultura oeconomica*, Leipzig 1713.
- Von Foerster, Heinz: Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Hrsg. von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt a. M. 1993.
- Von Kleist, Heinrich: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, in: *Sämtliche Werke*, Band IV, Stuttgart 1860, S. 285.
- Wagner, Sandra, Kupp, Martin (Hrsg.): *Quantitative Modelle und nachhaltige Ansätze der Unternehmensführung*. Günter Beuermann zum 65. Geburtstag, Heidelberg 2003.
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Band I, Tübingen 1978 (Erstausgabe 1920).
- Wittgenstein, Ludwig: *Vermische Bemerkungen*. Eine Auswahl aus dem Nachlass, Frankfurt a. M. 1994.
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 2003.
- Wüthrich, Hans A., Philipp, Andreas F., Frentz, Martin H.: *Vorsprung durch Virtualisierung. Lernen von virtuellen Pionierunternehmen*, Wiesbaden 1997.
- Wunderer, Rolf, Mittmann, Josef: *Identifikationspolitik. Einbindung des Mitarbeiters in den unternehmerischen Wertschöpfungsprozess*, Stuttgart 1995.
- Yoneyama, Masaru: *Creaitice chora and Aesthetics of Place*, in: Marchiano, Grazia, Milani, Raffaele (Hrsg.): *Frontiers of Transculturality in Contemporary Asthetics*, Turin 2000, S.105ff.
- Zerdick, Axel, Picot, Arnold, Schrape, Klaus: *Die Internet-Ökonomie: Strategien für die digitale Wirtschaft*, Berlin 1999.